Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgendeine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

Verirrt und Erlöst.

Roman in zwei Bänden

von

Max Ring.

Zweiter Theil.

Gotha:
Hugo Scheube.
1855.

I.

Am äußersten Ende des langgedehnten Städtchens Waldau stand das Haus des Färbermeister Becher, ein altes Gebäude mit spitzem Giebeldach, durch Generationen bereits vom Vater auf den Sohn vererbt. Ein Vorbau, in der dortigen Gegend die „Laube" genannt, führte in die eigentliche Wohnung. Die Zimmer waren niedrig, aber traulich und anheimelnd, die Decken von braunen Balken getragen, mit rohem, doch nicht ungefälligen Schnitzwerk versehn. Georg hatte schon längst der Mutter den Vorschlag gemacht bei einem nothwendigen Umbau diese störenden Balken zu entfernen und mit einer Rohrdecke zu vertauschen, Frau Becher sträubte sich jedoch dagegen, wie überhaupt gegen jede Neuerung. Auch die alten Möbel aus dunklem Nußbaumholz, zwar solide, aber etwas plump und schwerfällig, mochte sie eben so wenig missen. Sie litt nicht einmal, daß ein Stuhl von dem Platz entfernt wurde, den er schon

seit Jahren behauptete. Dagegen konnte der Sohn in seiner Färberei schalten und walten, wie er wollte. Diese lag abgetrennt von dem alten Hause in dem weitläufigen Hofe und war in neuerem Geschmack gebaut. Dort wohnte auch Georg in dem oberen Stockwerk, während in den unteren Räumen sich die großen Kessel, Apparate und die Mangel befanden. An den Hof schloß sich ein weitläufiger Garten mit alten Bäumen, vielen Küchengewächsen und einigen Blumenbeeten an. Derselbe gränzte an den hellen Bach, dessen Wasser dem Färber bei seinen Arbeiten wesentliche Dienste leistete.

Aus dem Garten trat jetzt ein hellblondes Mädchen von neunzehn bis zwanzig Jahren. Nicht ihr Gesicht, sondern weit mehr ihr Gang und ihre entschiedene Haltung erinnerten an den abwesenden Färbermeister, dessen Schwester sie auch war. Ernstine trug einen Korb mit Blumen gefüllt. Wollte man jedoch einen Schluß aus dieser poetischen Beigabe auf ihre Gemüthsart ziehn, so würde man sicher einen großen Irrthum begehn. Sie war nichts weniger als eine empfindsame Schwärmerin. Auch die Blumen sollten einem praktischen Zwecke dienen. Sie wollte mit ihnen das Zimmer des Bruders verzieren, der in diesen Tagen von seiner Reise zurückerwartet

wurde. Im Vorübergehn trat sie in die Färberei. An dem großen Kessel stand der Geselle Karl, den wir bereits flüchtig kennen, und beobachtete aufmerksam die Mischung von aufgelöstem Indigo, in welcher eine ansehnliche Masse von Leinwand und Wollenstoffen lag. Unter dem Kessel glühte das Feuer und die aufsteigenden Dämpfe erfüllten den weiten Raum mit einem fast undurchdringlichen Nebel. Trotz der herrschenden Dämmerung konnte Ernstine nicht unbemerkt vorbeischlüpfen. Der fleißige Geselle hatte sie gesehn und näherte sich der Schwester seines Brodherrn mit einem freundlichen Gruß, den sie ebenso erwiederte.

— Hat der Meister geschrieben? fragte Karl.

— Heute früh haben wir einen Brief von ihm erhalten, dem er selbst auf dem Fuße folgt. Ich will seine Zimmer in Ordnung bringen, ehe er kommt, und zum Gruß noch schnell eine Guirlande binden.

— Kann ich Ihnen dabei helfen?

— Das wär' mir schon Recht, wenn Sie nur nichts versäumen.

— Eigentlich habe ich nichts mehr zu thun, die Farbe kocht. Der Lehrbursch kann aufpassen und von Zeit zu Zeit seh' ich dann selber nach.

— Sie hatten viel Arbeit in dieser Woche. An Bestellungen hat es nicht gefehlt.

— Gott Lob, die Kunden mehren sich mit jedem Tag. Fast kein Tuchmacher und Weber läßt jetzt auswärts färben. Wenn es so fortgeht, wird der Meister noch einen Kessel aufstellen müssen.

— Er sprach vor seiner Abreise von einer Dampfmaschine, die er für nöthig hält. Die Mutter ist dagegen. Sie wissen, daß sie nicht gern eine neue Einrichtung machen läßt. Sie hängt am Alten, doch am Ende wird Georg durchdringen. Er hat eine eigene Art. Zuletzt setzt er immer noch seinen Willen durch.

— Ja! wenn Einer nur recht will, geht Alles, sagte der Geselle mit einem gewissen Nachdruck, der seinen Worten eine nahe Beziehung gab.

— Kommt Zeit, kommt Rath, versetzte Ernstine.

Mit diesem zweideutigen Trost eilte sie schnell, um das verfängliche Gespräch abzubrechen, nach der höher gelegenen Wohnung des Bruders, während Karl dem herbeigerufenen Lehrling noch einige Anweisungen ertheilte, wie stark und wie lange Zeit er das Feuer noch zu unterhalten habe. Darauf wusch sich der Geselle die blau gefärbten Hände und zog, da er bisher mit aufgestreiften Hemdeärmeln gearbeitet hatte,

eine grüne Jacke an, die an einem Nagel unter dem Fenster hing. Mit einem Kamm fuhr er sich einige Male durch das schlichte, braune Haar, wobei er einen selbstzufriedenen Blick in den kleinen, zerbrochenen Handspiegel warf, dessen er sich bei seiner kurzen Toilette bediente. Noch einmal schärfte er dem Lehrjungen die größte Aufmerksamkeit ein, dann verließ er die Werkstätte, um Ernstine beim Winden der Kränze zu unterstützen. Er fand sie bereits in voller Arbeit und nahm an ihrer Seite Platz. Aus dem Korbe reichte er ihr Laub und Blumen zu und förderte so das Werk. Dabei konnte es unmöglich ausbleiben, daß sich ihre Hände berührten, ihre Blicke begegneten. Karl, der weit empfindsamer als das Mädchen war, stieß mitunter einen hörbaren Seufzer aus.

— Was fehlt Ihnen denn schon wieder? fragte Ernstine, der seine trübe Stimmung nicht entging. Sie wissen, daß ich die melancholischen Leute gar nicht leiden mag.

— Das ist ja eben mein Unglück. Es wird mir nichts übrig bleiben, als fortzugehn, damit Sie sich nicht über mich zu ärgern brauchen.

— Ei! Was fällt Ihnen ein? versetzte sie mit schlecht verhehlter Bestürzung. Sie wollen uns ver-

lassen und warum denn, wenn man fragen darf? Steht Ihnen Lohn und Kost nicht an, oder haben Sie über schlechte Behandlung zu klagen?

— Im Gegentheil. Ich hab' es hier nur gar zu gut. Ich verdiene nicht mein Loos.

— Ich glaube wirklich, Karl, daß Sie übergeschnappt sind. Weil Sie es bei uns zu gut haben, wollen Sie fortgehn. Das begreife, wer da kann. Für meinen Verstand ist das zu hoch.

— Ich möchte nicht gern undankbar erscheinen.

— Eine schöne Dankbarkeit, spottete Ernstine. Jetzt, wo Georg Sie so weit gebracht, wo Sie ihm fast unentbehrlich sind, wollen Sie ihn verlassen! Sie vergessen, daß er Ihnen sein Geheimniß anvertraut hat, daß er dabei auf Ihre Hülfe rechnet. Können Sie wirklich von ihm in diesem Augenblicke abtreten, wo er Ihrer am meisten bedarf, wo er, wie er mir gesagt, seinem Ziele näher steht als sonst?

— Er wird das türkische Garn auch ohne mich färben, wenn er überhaupt damit zu Stande kommt.

— Wie, Sie zweifeln noch daran?

— Bis jetzt sind alle Versuche, die wir gemacht, nicht glücklich ausgefallen. Die Sache hat noch einen Haken, den wir nicht ausfindig machen können. Ich

zweifle, daß wir je dahinter kommen. Das Geld ist so gut wie fortgeworfen und mancher schöne Thaler ist bereits auf unnütze Experimente draufgegangen.

— Sie reden gerade wie die Mutter.

— Und sie hat Recht. Glauben Sie mir, daß wir niemals hinter das Geheimniß kommen. Unsere Farbe ist just nicht schlecht, aber es fehlt ihr das Feuer und der Glanz, den das ächte türkische Garn hat. So schön roth färben wir nie, dahin bringen wir es nicht, wenn der Meister auch noch so viel studirt. Der letzte Versuch hat über hundert Thaler gekostet und wir mußten die Waare fortwerfen. Kein Mensch wollte sie uns abnehmen. Wenn das so fortgeht, ruinirt sich nur der Herr.

— Nein! Karl, Sie irren sich. Dahin läßt es Georg nicht kommen. Er ist verständig und besonnen. Auch unternimmt er nichts ohne reifliche Ueberlegung.

— Es thut mir leid, daß ich Ihnen widersprechen muß. Was hat denn seine Reise für einen Zweck gehabt? Rein aus Verdruß hat er sie angetreten, weil ihm seine verwünschten Experimente nicht gelingen wollten. Wenn er wieder kommt, fängt der Kram von Neuem an. Geben Sie Acht, die Sache geht nicht und thut nimmer gut. Ich muß schweigen,

obgleich es mir das Herz abdrückt. Die Leute wundern sich und spotten. Der alte Färber in der Stadt, der Neidhammel, lacht uns aus und fragt auch jedes Mal, wenn er mich sieht, wie es mit der Türkei steht? Und bei solchen Niederträchtigkeiten darf man nicht mucksen und soll noch gute Miene zum bösen Spiele machen. Ich möchte am Liebsten dem Schurken das Fell braun und blau färben, wenn es nur anginge.

— Das ist also der Grund Ihres Verdrusses und darum wollen Sie uns jetzt verlassen?

— Das nicht, stammelte der Geselle verlegen, aber gehen muß ich doch. Es wird das Beste für mich sein.

Der Geselle stieß von Neuem einen tiefen Seufzer aus. Auch Ernstine war nachdenklich geworden und überlegte. Wider ihre sonstige Gewohnheit ruhten ihre Hände müßig im Schoos, der mit Blumen bedeckt war. Plötzlich aber schien sie zu einem Entschluß gelangt zu sein.

— Wir können nichts dagegen haben, sagte sie sehr ernst, wenn Sie gehen wollen, und mein Bruder wird, so sehr er Sie auch braucht, Ihnen gewiß nicht hinderlich sein. Aber Eins müssen Sie mir versprechen, Karl!

— Alles, was Sie wollen, rief der Geselle feurig aus.

— Bleiben Sie nur noch so lange, bis Georg zu einem Resultat gekommen ist. Ich kenne ihn. Sobald er zu der Ueberzeugung gelangt, daß seine Versuche vergeblich sind, so wird er auch davon abstehen. So lange er aber noch eine Möglichkeit des Gelingens sieht, setzt er alle seine Kräfte daran und hat für nichts Anderes Sinn. Wenn Sie uns jetzt verlassen, kann er unmöglich sein Ziel erreichen. Er muß sich dann mit tausend Kleinigkeiten beschäftigen, die ihn stören und von seinen Gedanken abziehn. Er darf aber durch Nichts gehindert sein. Denn das weiß ich auch, wenn der Mensch was Großes unternimmt, soll er alle Nebendinge fahren lassen. Das ist jedoch unmöglich, wenn Sie ihm nicht beistehen. Mir zu lieb werden Sie das Opfer bringen, nicht wahr?

— Gewiß! murmelte der Geselle, wenn es mir auch noch so schwer fällt.

— Lange wird es ohnehin nicht dauern. Sobald Georg von seiner Reise gekommen ist, will ich ernstlich wegen der Angelegenheit mit ihm sprechen. Er giebt Etwas auf mein Wort. Ueberzeugt er sich

von der Nutzlosigkeit seiner Anstrengungen, dann wird er sie auch aufgeben.

— O! Sie kennen den Meister schlecht. Was der will, führt er bis zu Ende und sollte er selbst dabei zu Grunde gehen.

— Das fürchte ich nicht. Im Gegentheil, ich hoffe, daß er seiner Endeckung näher ist als sonst. Er unternimmt Nichts, was er nicht reiflich überlegt. Um das Geschwätze der Leute kümmert er sich freilich nicht. Geben Sie Acht, er setzt es durch und dann ist auch Ihr Glück gemacht.

— Mein Glück ? fragte verwundert der Geselle. Was hab' ich damit zu schaffen?

— Mehr als Sie glauben. Georg hat mir Alles anvertraut. Er hält viel auf Sie, so wie wir Alle hier im Hause.

— Das ist ja eben mein Unglück, klagte der Geselle.

Ernstine überhörte vielleicht absichtlich die Worte des ehrlichen Burschen, die ihr sein ganzes Herz und seine redlichen Gesinnungen verriethen.

— Mein Bruder, fuhr sie ruhig fort, will Ihnen, wenn seine Pläne gelingen, die Färberei übergeben und sich lediglich mit der Fabrikation des türkischen Garnes beschäftigen. Es sollte dies noch ein

Geheimniß sein, doch die Umstände zwingen mich, Sie damit bekannt zu machen. Mit der Zeit können Sie sein Compagnon werden.

— Fräulein Ernstine! Sie scherzen und wollen mich zum Besten haben! Das ist ja eine reine Unmöglichkeit. Ich bin ja nur ein armer und unwissender Junge, der keinen Pfennig im Vermögen hat.

— Aber ehrlich, ordentlich und arbeitsam. Ich denke, das ist auch Etwas werth.

— Nein, nein! Ich kann es noch immer nicht glauben. Ich soll der Compagnon des Herrn Becher werden? Das ist ein Traum.

— Allerdings, wenn Sie uns verlassen, kann daraus nichts werden. Mein Bruder müßte einen fremden Gesellen annehmen und käme dadurch in hundert Verlegenheiten. Einen Andern darf er nicht so bald in seine Unternehmungen einweihen, er müßte ihn prüfen, längere Zeit beobachten, und wer-weiß, ob der ihm so zur Hand gehn wird, wie Sie. Dann bleibt dem armen Georg freilich nichts übrig, als seine Pläne zu verschieben, oder ganz aufzugeben. Sie sehen, daß es sich nicht allein um das Glück meines Bruders, sondern um das Ihrige, um das unsere handelt.

Karl war überrascht. Ernstine redete zu ernst, um

einen Zweifel in ihm aufkommen zu lassen. Er kannte sie von Jugend auf und war mit ihr so gut wie zusammen aufgewachsen. Aus ihrem ganzen Wesen sprach die lautere Wahrheit und Besonnenheit. Jetzt verkündete sie ihm ein Glück, das er nie zu denken gewagt. Der Grund, warum er seinen Brodherrn plötzlich verlassen wollte, war ja kein anderer, als die innigste Liebe zu der Schwester desselben. Der ehrliche Geselle hielt mit Recht eine derartige Leidenschaft für unverträglich mit seiner Stellung und Pflicht. Deshalb wollte er entfliehen. Mit einem Male eröffneten sich ihm die schönsten Aussichten für die Zukunft. Er sollte der Compagnon seines Meisters werden. Als solcher durfte er schon weit eher die Augen zu Ernstinen erheben und sich einer angenehmen Hoffnung überlassen. Freilich übersah er, daß all die glänzenden Luftschlösser, die er schnell erbaute, noch auf schwankendem Grunde ruhten und von dem Gelingen einer Erfindung abhingen, die er selbst für höchst zweifelhaft, fast für unmöglich hielt. Der Ertrinkende greift nach einem Strohhalm, der Liebende sieht in jeder Seifenblase ein Zauberschloß. Karl hatte plötzlich einen Ausweg gefunden, um dem Zwiespalt seiner Liebe mit der Pflicht zu entgehen. Seine Anwesenheit in dem Geschäfte des Färbermei-

sters schien ihm jetzt nothwendiger als je. Ja, es wäre eine entsetzliche Undankbarkeit gewesen, den Meister in einem solch kritischen Augenblicke zu verlassen, wo er der Hülfe so sehr bedurfte. Das Alles war ihm in diesem Momente klar geworden. Die Liebe hatte ihm und seinen Gedanken eine ganz andere Richtung gegeben und der ehrliche Bursche vermochte nicht länger den Lockungen dieser feinen Sophistin zu widerstehen.

Während er noch so that, als ob er ernstlich überlegen wollte, hatte er längst seinen Entschluß gefaßt.

— Nun? fragte Ernstine nach einer kurzen Pause. Wozu sind Sie entschlossen?

— Ich bleibe auf alle Fälle, versetzte der Geselle mit Entschiedenheit.

— Das ist brav von Ihnen und wird meinem Bruder recht lieb sein.

— Und Ihnen?

Sie antwortete nicht, sondern reichte ihm die Hand ohne alle Ziererei, die er fest in der Seinigen hielt. Beide sprachen nicht von Liebe und schwuren sich nicht ewige Treue, wie es bei solchen Gelegenheiten wohl zu geschehen pflegt. Dazu war der Geselle zu schüchtern und Ernstine zu besonnen.

Einige Augenblicke später saßen sie wieder ruhig

mit ihrer Arbeit beschäftigt und doch wußten sie, daß sie einander für immer angehörten.

II.

Gegen Abend langte Georg von seiner Reise an. Mutter und Schwester freuten sich seiner Wiederkunft. Das ganze Haus bis zu dem kleinen Lehrjungen herab empfing ihn mit ungekünstelter Herzlichkeit. Dennoch vermochte er eine gewisse Traurigkeit nicht zu verbergen, die dem scharfen Auge der Frau Becher nicht entging. Auf ihre viele Fragen antwortete er meist ausweichend. Oberflächlich erwähnte er sein Zusammentreffen mit Adolphinen und ihrem Vater.

— Also das stolze Fräulein hast Du gesehen? sagte Frau Becher. Mich wundert nur, daß sie mit Dir gesprochen hat.

— Du thust ihr Unrecht, liebe Mutter, und theilst das Vorurtheil ihrer Verwandten, die gegen Fräulein von Busch ohne allen Grund erzürnt sind.

— Ei! sieh doch, ohne allen Grund. Ist es denn erhört, daß man seine Angehörigen seit Jahren nicht mehr ästimirt und über die Achseln ansieht? Das mag so Brauch und Sitte in der vornehmen Welt sein.

Wir hier halten noch auf Freundschaft. Blut ist kein Wasser und wer seine Verwandten nicht ehrt, hat kein rechtschaffnes Herz. Aber freilich der Apfel fällt nicht weit vom Stamm und wie die Alten brummen, die Jungen summen. Der gnädige Herr von Busch erinnert sich nicht gern an seine Vergangenheit. Hier zu Lande kennt man ihn und wir wissen, wer er ist und woher er stammt. Ein Hausirer ist er gewesen und er mußte Gott danken, daß die arme Mathilde sich seiner erbarmte. Was hab' ich die gute Seele vor ihm gewarnt, aber sie wollte nicht hören. Ich hab' ihm nie was Gutes zugetraut und wie ich ihr prophezeit, so ist es auch gekommen. Seit ihrer Verheirathung hat sie keine fröhliche Stunde mehr gehabt. In die Residenz ist sie mit ihm gezogen, wo er durch seine Schwindeleien ein reicher Mann geworden ist. Kein Mensch weiß, wie er zu dem vielen Gelde gekommen, aber mit rechten Dingen ist es nicht dabei zugegangen. Und glücklich ist die arme Mathilde durch das große Vermögen nicht geworden. Er hat sie schlecht behandelt und zu Tode gekränkt.

— Du scheinst die Geschichte des Herrn von Busch genauer zu kennen und magst in Bezug auf ihn auch Recht haben. Was kann aber die Tochter für seine Fehler? Sie ist nichts weniger als stolz. Ich habe

Gelegenheit gehabt, sie genauer kennen zu lernen, und ich kann ihr meine Achtung nicht versagen.

— So, so! murrte Frau Becher, die nicht so leicht zu überzeugen war. Du bist wohl viel mit ihr zusammen gewesen? Am Ende hat sie Dich auch verzaubert. Man erzählt sich ja Wunderdinge von ihrer Schönheit. Sie soll ja schon Grafen und Fürsten den Kopf verdreht haben. Herr, mein Gott! Du wirst Dich doch nicht auch in sie verliebt haben?

Trotz seines Ernstes mußte Georg über die Befürchtungen seiner Mutter lächeln.

— Darüber kannst Du ganz ruhig sein, entgegnete er, Du vergißt den Abstand unserer gegenseitigen Stellung und der Verhältnisse. Die Freundlichkeit, welche Fräulein von Busch mir erwies, verdanke ich lediglich einem sonderbaren Zusammentreffen und der Liebe, die sie noch immer zu ihren Anverwandten trägt. Mit Vergnügen erinnerte sie sich der Kinderzeit und ihres Besuches in Waldau. Sie hat mir nicht allein viele Grüße, sondern auch einen Brief an ihre Großmutter mitgegeben. Ich will morgen selbst in die Brettmühle gehn und ihre Aufträge ausrichten.

— Das ist schön, versetzte die Mutter einigermaßen ausgesöhnt. Ich werde, wenn ich Zeit habe,

selber Dich begleiten. Es ist schon über eine Woche her, daß ich bei Sägemüllers gewesen bin. Ich fürchte mich fast, daß die Großmutter mir tüchtig den Kopf waschen wird.

— Die alte Frau ist doch munter? Das Fräulein hat sich besonders viel nach ihr erkundigt.

— Munter und gesund wie eine Forelle im Wasser. Die scheint der Tod vergessen zu haben. Die Mutter Kerner überlebt uns Alle noch. Dafür stammt sie auch aus der guten, alten Zeit, wo man von Nerven- und anderen Krankheiten nichts wußte. Mir geht immer das Herz auf, wenn ich sie nur sehe und mit ihr sprechen kann. Bei Der könnte mancher Doctor und Professor noch in die Schule gehen.

— Du hast Recht. Sie ist eine seltene Frau.

— Sie hält auch auf Dich große Stücke und wenn Herr Wagner einmal über Deine Gelehrsamkeit und Speculationen herzieht, nimmt sie redlich Deine Partei. Mich wundert's nur, daß die alte Frau die neue Welt und Zeiten lobt. Manchmal spricht sie so wunderlich, daß man sie kaum versteht. Mir ist es rein unbegreiflich, woher sie Alles nimmt. Sie liest nicht, studirt nicht und doch redet sie so, daß man's gleich drucken lassen könnt'. Also es bleibt dabei, morgen gehen wir nach der Brettmühle.

Die Mutter entfernte sich, um das Abendbrod zu bereiten und Ernstinen in der Küche zu unterstützen. Georg blieb allein zurück in der eigenthümlichen Stimmung eines Reisenden, der nach längerer Abwesenheit in die Heimath wiederkehrt und dessen Geist noch in fremden Gegenden und Umgebungen verweilt. In seiner Seele zitterten noch die jüngsten Erlebnisse und Eindrücke nach. Ein Bild tauchte stets von Neuem hervor und trotz aller Anstrengungen, es zu verdrängen, wurde die Erinnerung daran nur immer lebendiger. Vergebens kämpfte er mit Vernunftgründen gegen eine Leidenschaft, deren Thorheit und Hoffnungslosigkeit er nur zu gut erkannte. Selbst dieser Streit gab seiner Neigung nur neue Nahrung. Er empfand ein schmerzliches Vergnügen an dieser Art von Selbstpeinigung. Wenigstens durfte er dabei an Sie denken. Das letzte Gespräch mit Adolphinen auf hoher Alpe unter dem klaren Sternenhimmel hatte über sein Geschick entschieden.

— Ja wohl hat die Mutter Recht, seufzte er jetzt im Stillen. Auch ich habe nicht straflos die holde Zauberin gesehn. Armer Ferdinand! Und doch ist er weniger zu beklagen als ich. Solche Naturen, wie er, sind leicht erregt und leicht erschöpft. Seine Raserei wird hoffentlich bald vorüber sein. Wer noch

so toben kann wie er, wird auch bald getröstet sein. Im Grunde genommen hat er sie mehr begehrt als geliebt. Dazu kennt er sie zu wenig. Aber mir hat sie ein Vertrauen ohne Gränzen gezeigt, mich ließ sie in die Tiefen ihrer Seele schauen. Ich weiß, welche Schätze ihr Geist, ihr Gemüth verbirgt. Und das Alles wird vielleicht bald einem Manne angehören, der davon keine Ahnung hat, an dessen Seite Adolphine nicht glücklich werden kann. Doch ich bin ein Thor. Was kümmert's mich. Ich werde sie nicht mehr wiedersehen. Von nun an will ich denken, daß ich nur geträumt habe. Ein Narr ist der Mensch, der sein Herz an Träume hängt und darüber die Wirklichkeit vergißt.

Es war Georg nur angenehm, daß in diesem Augenblick der Geselle eintrat, um über gewisse, neu eingelaufene Bestellungen zu reden. Mit Hast ergriff er die gebotene Gelegenheit und bald vertiefte er sich in die Berichte, die ihm Karl von dem Zustande der Färberei gab. Er ließ sich eine genaue Rechenschaft von allen Vorfällen im Geschäfte abstatten und äußerte schließlich seine Zufriedenheit über die Art und Weise wie der erprobte Geselle in seiner Abwesenheit verfahren. Auch hier konnte er es nicht verhindern, daß er wieder an Adolphine erinnert wurde. Er

mußte Karl bei dieser Gelegenheit Grüße von dessen Mutter bestellen und so war er wieder mit einem Schlage in jenen Zauberkreis versetzt, dem er trotz aller Anstrengung nicht mehr zu entfliehen vermochte.

Nach dem Abendbrod schützte er sogleich eine natürliche Ermüdung vor und begab sich in seine abgelegene Wohnung. Ernstinens Begleitung, die ihn noch heut gern gesprochen hätte, lehnte er unter demselben Vorwande ab. Bald war er allein auf seinem Zimmer, wo er sich ungestört seinen Gedanken überlassen durfte. Jetzt fielen seine Augen auf den noch unausgepackten Reisekoffer. Er schloß denselben auf und nahm ein Kleidungsstück nach dem andern behutsam heraus. Dazwischen lagen kleine Reiseerinnerungen, Blumen und Steine, die er auf seinen Gebirgswanderungen gesammelt, auch einige Geschenke für Mutter und Schwester, welche er am andern Morgen erst überreichen wollte. Plötzlich faßte er einen größeren Gegenstand, von dem er nicht wußte, wie er unter seine Sachen gekommen sein konnte. Er mußte sich erst besinnen, ob er denselben auch wirklich hineingelegt. Bald erkannte er das sorgfältig eingeschlagene Bild Adolphinens, das er dem Maler fast mit Gewalt entrissen hatte. Jetzt stand die letzte Scene,

die er mit dem Freunde durchlebt, wieder lebendig vor seinen Augen.

Nach seiner Rückkehr von der verhängnißvollen Besteigung des Schafberges hatte nämlich Georg ein ernstes, schmerzliches Zwiegespräch mit dem Maler. So schonend als möglich entsprach er den Wünschen Adolphinens, diesen auf die Hoffnungslosigkeit seiner Leidenschaft aufmerksam zu machen.

— Und Sie gab Dir den Auftrag mit mir darüber zu sprechen? brauste Ferdinand auf. O! die Schlange, jetzt durchschau' ich sie; nachdem sie mich zu Tode verwundet, überläßt sie Dir, ihr Werk zu vollenden und mich vollends zu vernichten.

— Ferdinand, sei ein Mann und fasse Dich, bat Georg. Was kann Adolphine dafür, daß Du ihr eine eben so thörichte als hoffnungslose Neigung zugewendet hast?

— Du vertheidigst sie noch? Hast Du mich nicht selbst vor ihr gewarnt, hast Du sie nicht in meiner Gegenwart eine Kokette geheißen? O! sie ist noch schlimmer als eine solche, ein weiblicher Vampyr, der mein Herzblut ausgesaugt, eine verlockende Sirene, die sich an meinen Schmerzen weidet.

— Halt ein! gebot Georg. Der Schmerz macht Dich rasend und ungerecht. Adolphine ist nicht herz=

los wie Du glaubst. Ich halte sie nur für unglücklich. Wenn sie gegen Dich gefehlt, so geschah es gewiß nicht mit Absicht. Sobald sie Deine Neigung bemerkt hat, wandte sie sich an mich, als Deinen Freund, Deinen Bruder. Ich finde ihr Benehmen eben so schonend als ehrenwerth und aufrichtig.

— Schön! vertheidige nur die Verrätherin. Doch darf ich mich darüber wundern? Sie hat Dich wie mich bestrickt und sie wird Dich wie mich betrügen. Denkst Du, daß ich blind bin, daß ich Deine glühende Liebe für sie nicht bemerkt habe? Ha, ha! der Philosoph hat Feuer gefangen, der kalte Denker ist ein glühender Liebhaber geworden.

Der Maler stieß bei diesen Worten ein höhnisches Gelächter aus, vor dem es dem ruhigen Freunde graute.

— Ferdinand! Du bist wirklich kindisch. Darf ich ein Weib, das Du ungerecht anklagst, nicht vertheidigen, ohne mich einem unwürdigen Verdacht in Deinen Augen auszusetzen? Aber so warst Du stets, so sind die meisten Menschen. Statt seine eigene Schuld zu erkennen, bürdet man sein Vergehen den Andern auf. Was hat Adolphine verbrochen, daß Du sie anschuldigst und sie mit Vorwürfen überhäufst? Sie hat sich Dir gegenüber nur freundlich

benommen, sie ist Dir mit zarter Rücksicht entgegengekommen, sie hat Dich vor Vielen mit ihrem Vertrauen beehrt und zum Dank schmähst Du sie, weil sie Deine thörichte Leidenschaft nicht erwiedern will, nicht erwiedern kann.

— Immer besser! schrie der Maler außer sich. O! ich sehe klar, nur zu klar. Um den Beifall des eitlen Weibes zu erlangen, das sich an meinen Qualen weidet, verräthst Du unsere alte Freundschaft. Immerzu, stoße den Dolch in mein wehrloses Herz, hilf noch meiner Feindin und unterstütze sie in ihrem schändlichen Werk. Der Lohn wird nicht ausbleiben. Sie wird auch Dir lächeln, sie wird auch mit Dir spielen und am Ende, wenn sie Deiner müde geworden, Dich wegwerfen, wie sie mich verworfen hat.

— Ferdinand! Du bist krank, versetzte Georg mitleidig, und darum will ich Deine entehrenden Worte nicht gehört haben. Ich verzeihe Dir Deine sinnlosen Beschuldigungen, aber um Eins bitte ich Dich, mäßige Deine Sprache, wenn Du in meiner Gegenwart von Fräulein von Busch redest. Ich dulde keine Beschimpfung eines Weibes, dem ich trotz aller Verirrungen nicht meine Achtung versagen kann.

Grade die Ruhe, welche Georg während dieser Unterredung behauptete, brachte bei dem aufgeregten

Maler die entgegengesetzte Wirkung hervor und er ereiferte sich nur desto heftiger. Er häufte Verwünschung auf Verwünschung, Beschuldigung auf Beschuldigung gegen die Treulose und den verrätherischen Freund. Fortwährend geberdete er sich wie ein Rasender und sein wilder Schmerz kannte weder Maß noch Ziel. Immer mehr redete er sich künstlich in eine gränzenlose Wuth hinein. Er gefiel sich in dieser sinnlosen Declamation und spielte die Rolle des Gekränkten und Verlassenen mit einer gewissen Uebertreibung, die Georg an der Wahrheit dieser Empfindung zweifeln ließ. Zufällig erblickte Ferdinand das Bild Adolphinens, welches er zur Vollendung nach Hallstadt mitgenommen hatte. Mit einem lauten Schrei, der von einer gräßlichen Verwünschung begleitet wurde, stürzte der Rasende auf die Staffelei los, um das unschuldige Gemälde mit seinen Händen zu vernichten. Länger behauptete auch Georg seine Ruhe nicht. Ehe noch der Maler sein Zerstörungswerk vollenden konnte, riß ihn Georg mit kräftiger Hand zurück.

— Wahnsinniger! Was willst Du thun? donnerte er dem tobenden Freunde entgegen.

— Laß mich! stöhnte dieser. Ich muß das Bild vernichten. O! daß ich sie eben so aus meinem Herzen reißen könnte, wie dies Portrait! Ja! das sind

ihre falschen, heuchlerischen Züge, denen ich Glauben geschenkt und die mich betrogen haben. Ich muß sie zerstören, wie ich jede Erinnerung an Sie aus meinem Gedächtniß für immer banne. Eine Lügnerin ist die Natur, eine schändliche Lügnerin. Sie gab diesem Weibe Alles, nur nicht ein Herz. Kann man in diese schönen Augen blicken, diese holden Züge betrachten, ohne eine Seele zu vermuthen? Es ist nicht wahr, Alles Trug und Täuschung. Auch die Schlange schillert in ihrer bunten Haut und verlockt den armen Wanderer, den sie um so sicherer mit giftigem Zahn verwundet. Fort mit der Schlange, fort mit ihr!

Noch einmal machte der Maler einen Versuch, nachdem er diese Tiraden beendet, um sich von Georg loszureißen und seinen unsinnigen Beschluß auszuführen. Indeß der Färbermeister hielt ihn nochmals mit Gewalt zurück und hinderte somit die Zerstörung des schönen, wohlgelungenen Bildnisses.

Nach diesem letzten Ausbruch einer ungestümen Verzweiflung versank der Rasende in ein dumpfes Brüten, welches bald mit einer sentimentalen Rührung wechselte. Ein Thränenstrom folgte nach und beschloß diesen für Georg peinlichen Auftritt. Der Färbermeister hätte sicher mit jedem wahren Schmerze Mitleid empfunden. In Ferdinand begegnete er aber

wieder jenem wunderbaren Gemisch von Uebertreibung und Gefühlsschwärmerei, von Verzagtheit und Tollheit, welche den schwachen Charakteren eigen zu sein pflegt. Auch hier erblickte Georg nur ein Symptom der Zeit, welche keine Empfindung in ihrer ursprünglichen Reinheit mehr zuläßt, sondern mit einer lügenhaften Zuthat versetzt. Alles schien ihm nur halb, und die Gränzen zwischen Wahrheit und lügnerischem Selbstbetrug verrückt. Nirgends fand er das reine Gold des Herzens, überall war es mit unedlerem Metalle innig verbunden. Selbst der Schmerz des Freundes glich nur zu sehr einem Schauspiel und Georg fühlte, daß der Maler bemitleidet sein wollte.

Ferdinand schien indeß keineswegs vollständig beruhigt. Sein Leiden hatte nur die Maske gewechselt und nahm jetzt die Gestalt schwachmüthiger Reue an. Mit zärtlicher Heftigkeit warf er sich an die Brust des Färbermeisters und bat diesen wegen seiner thörichten Reden mit rührenden Worten um Verzeihung.

— Vergieb mir, Georg! schluchzte er noch immer weinend. Der Schmerz hat mich übermannt. Ich nehme meine thörichten Beschuldigungen gegen Dich zurück. Du bleibst doch mein Freund und wirst mich nicht verlassen.

— Darüber kannst Du ruhig sein, versetzte Georg

mit wahrer Herzlichkeit. In meinen Augen bist Du hinlänglich entschuldigt. Was Fräulein von Busch jedoch betrifft —

— Nenne nicht ihren Namen, wenn ich Dich bitten darf, rief der Maler noch immer gereizt.

— Du wirst auch ihrem Benehmen mit der Zeit völlige Gerechtigkeit widerfahren lassen. Vorläufig wirst Du sie natürlich nicht wiedersehn.

— Nie, niemals!

— Wenn Du meinem Rathe folgen willst, so verlasse Hallstadt so wie die Umgebung von Ischl so bald als möglich. Selbst ein zufälliges Zusammentreffen mit ihr müßte Dir unangenehm sein.

— Wohin soll ich gehn?

— Ich würde Dich gern mit mir nehmen. Wenn es Dir Recht ist, so begleitest Du mich und wir brechen morgen früh auf.

Ferdinand überlegte den wohlgemeinten Vorschlag des Freundes.

— Auf einen Tag kommt es nicht an, setzte Georg freundlich hinzu, als er den Maler zögern sah. Obgleich mich dringende Geschäfte nach Waldau rufen, so will ich gern dies kleine Opfer bringen und warten bis Du Deine Angelegenheiten geordnet hast.

— Ich danke Dir, entgegnete Ferdinand. Doch ich finde einen andern Plan. Längst habe ich mich nach Italien gesehnt. Venedig liegt in der Nähe mit seinen Kunstschätzen und seiner erhabenen Vergangenheit. Ich schreibe nur noch nach der Hauptstadt um einige Empfehlungsbriefe, die in wenig Tagen ankommen werden, und dann will ich mich nach der Lagunenstadt begeben. Dort finde ich vielleicht, was ich bedarf, Ruhe für mein Herz und Begeisterung für meine Kunst.

— Ich will Dich nicht zwingen, mir zu folgen, obgleich es mir lieber gewesen wäre, wenn Du mit mir gegangen. Glaube mir, je schneller Du hier fortkommst, desto besser für Dich. Du würdest gewiß bei den Meinigen eine herzliche Aufnahme finden.

Damit endete das Gespräch. Georg unterließ es, dem Freunde ferner zuzureden. Er war schon damit zufrieden, daß dieser ihm das feste Versprechen gab, Adolphinen nicht wieder zu sehn und Hallstadt so bald als möglich zu verlassen. Vollkommen beruhigt und ausgesöhnt nahm er von dem Maler Abschied. Vor der Abreise drängte dieser ihm das Bild als ein Andenken auf.

— Nimm es, sagte er dabei schon ruhiger, und verwahre es. Ich kann es doch nicht behalten.

Georg sträubte sich Anfangs gegen das gefährliche Geschenk, doch Ferdinand legte dasselbe, während er ihm beim Einpacken half, sorgfältig verhüllt in den Koffer. So war der Färbermeister in den Besitz des Gemäldes gelangt, das jetzt vor seinen Blicken stand und ihn noch einmal schmerzlich an die jüngst durchlebte Vergangenheit gemahnte.

Mit einem Seufzer trennte er sich von dem holden Anblick und schloß das Portrait in seinen Schrank, wo es von keinem Neugierigen gesehn werden konnte. Einen Augenblick dachte er daran, an Adolphine zu schreiben und ihr mit seinem Briefe das Bild im Namen des Malers zu übersenden. Bald verwarf er diesen Gedanken, er fühlte, daß er sich nicht so leicht von dem Schatze trennen konnte, den ihm der Zufall in die Hände gespielt.

Es war fast Mitternacht, ehe Georg trotz seiner Ermüdung die ihm nöthige Ruhe fand. Noch im Traume wanderte er an Adolphinens Seite durch die reizenden Gegenden, die er so eben verlassen.

III.

Der nächste Morgen fand den Färbermeister schon wieder rüstig bei der Arbeit. Eine Natur wie die seinige war am allerwenigsten für eine müßige Gefühlsschwelgerei geschaffen. Er wußte wohl zwischen den Anforderungen des Lebens und den Empfindungen seines Herzens zu unterscheiden. Die letzteren mußten sich seinem festen Willen fügen und selbst die heftigste Leidenschaft konnte ihn nicht von der strengen Bahn der Pflicht, die er sich vorgezeichnet, jemals ablenken. Man ist nur zu sehr geneigt derartige Menschen für prosaisch zu erklären, weil sie der Leidenschaft in ihrer Brust bestimmte Schranken setzen, aber nicht das verzehrende Feuer, sondern das wohlthätige Licht ist das Symbol der wahren Liebe. Je größer die Kraft, desto mehr Selbstbeherrschung, und nur der Schwächling erliegt den ungezügelten Trieben. Der ächte Mann wird durch eine reine Liebe nicht zum Sklaven, sondern erst recht zum Herrn aller niedrigen Anwandlungen. Sie stärkt, erhebt und läutert ihn.

Die verschiedenartigen Anforderungen und Geschäfte ließen Georg nicht Zeit, selbst wenn er dazu geneigt gewesen wäre, seinen Träumen nachzuhängen. Zunächst galt es die wichtige Angelegenheit zu ordnen,

welche ihn so plötzlich von Ischl zurückgerufen. Er hatte die Färberei nach einem neuen Plane erst vor Kurzem gebaut und erweitert. Die Ausgaben waren bedeutend und überstiegen fast seine Kräfte. Eine Vergrößerung des Etablissements schien ihm jedoch nothwendig, so wie die Einführung von einigen kostspieligen Verbesserungen der Pressen und der Mangel. Um sein Betriebscapital nicht zu schwächen, sah er sich daher genöthigt einige tausend Thaler aufzunehmen und dafür eine sichere Hypothek zu bieten. Bei seiner anerkannten Redlichkeit fand er auch einen wohlhabenden Kaufmann, der ihm das Geld unter diesen Bedingungen und gegen mäßige Zinsen vorstreckte. Während Georgs Abwesenheit war sein Gläubiger, der schon längere Zeit kränkelte, gestorben. Die Erben verlangten die geliehene Summe zurück, um sie zu theilen. Diese Forderung setzte Georg einigermaßen in Verlegenheit und machte seine Rückkehr durchaus nothwendig.

Das nöthige Geld besaß er zwar, oder vielmehr seine Mutter, in deren Namen die Färberei fortgeführt wurde. Wenn er aber, wie es verlangt wurde, die Summe mit einem Male zahlte, so mußte er dazu den größten Theil des eben so nothwendigen Betriebscapitals verwenden. Was ihn noch weit mehr

schmerzte, war das Aufgeben seiner Lieblingsidee, mit der er sich seit Jahren beschäftigte und von der er sich den reichsten Segen für die Zukunft versprach. Wie wir bereits wissen, hatte der Färbermeister mehrfache Versuche angestellt, das Geheimniß der sogenannten türkischen Garnfärberei selbstständig zu entdecken, und zu diesem Behufe bedeutende Summen aufgewendet. Mittelst seiner chemischen Kenntnisse hoffte er noch immer dies Problem zu lösen und er glaubte seinem Ziele näher als je zu stehn. Nach seiner Meinung bedurfte es nur noch einiger Versuche, einer kleinen Anstrengung und das Räthsel war gelöst. Die Experimente kosteten aber ziemlich große Summen und nach Zahlung der ihm gekündigten Hypothek behielt Georg nicht mehr so viel übrig, um dieselben fortzusetzen.

Den Gedanken konnte er kaum ertragen. Mit der zähen Ausdauer, die solchen Charakteren eigen, hing er an seinen Plänen. Dieser Entdeckung, von deren Möglichkeit er so fest überzeugt war, hatte er den Schlaf seiner Nächte, die Ruhe seines Lebens, all sein Nachdenken geopfert. Je theurer sie ihm zu stehn kam, desto werther war sie ihm geworden. Er liebte sie, wie die Mutter das Kind vor Allen, welches ihr die meisten Sorgen gemacht, die häufigsten Thränen gekostet hat.

Auch die bloße Idee vermag eine Leidenschaft hervorzurufen, die heftiger als jede irdische, persönliche werden und eine nie geahnte Höhe erreichen kann. Der abstracte Denker, der Philosoph, liebt sein System oft mit einem Fanatismus, der bei weitem jede andere Neigung übertrifft. Der Gedanke ist ihm Kind und Geliebte zugleich, er selbst Liebender und Vater in einer Person. Nicht der Dichter allein wird bei seinen Schöpfungen von jenem schönen Wahnsinn des Schöpfungstriebs ergriffen, auch der Physiker, der den geheimnißvollen Kräften der Natur nachspürt, der Chemiker, welcher einen noch unbekannten Stoff entdecken will, der Physiolog, der die wunderbaren Bahnen und Verschlingungen der Nerven verfolgt, sie Alle gleichen darin dem leidenschaftlichen Liebhaber, dem begeisterten Sänger. So hat die Wissenschaft ebenfalls ihre Poesie, ihre Leiden und Freuden, Entzücken und Verzweiflung. Der ruhige Forscher wird zum Schwärmer und giebt Alles für die Verwirklichung seiner Idee. Er vergißt die ganze Welt und verachtet ihre Vorurtheile. Das Schöpfungsfieber ergreift ihn, seine Pulse schlagen heftiger, alle seine Nerven sind gespannt, sein Auge flammt von himmlischer Begeisterung. Wenn er das Problem nicht löst, wenn seine Entdeckung fehl schlägt,

kann er darüber zu Grunde gehn, wie ein Liebender, der an gebrochenem Herzen stirbt.

Etwas Aehnliches empfand Georg, indem er seine Pläne verfolgte. — Es blieb ihm nichts Anderes übrig, als das ihm fehlende Capital aufzutreiben, oder einen Aufschub bei seinen Gläubigern zu erwirken. Zu diesem Zwecke entschloß er sich, die Wittwe des Kaufmanns zu besuchen und sie um Nachsicht zu bitten. Madame Veit wohnte auf dem Markte in dem großen, stattlichen Hause, das ihr zugehörte. Sie besaß außer einem ansehnlichen Vermögen und einem blühenden Geschäft zwei heirathsfähige, wohlerzogene Töchter, welche für die besten Partieen im ganzen Städtchen galten. Der tüchtige und gebildete Färbermeister wäre der praktischen Frau als Schwiegersohn sehr willkommen gewesen und wenn Georg bisher die ziemlich deutlichen Winke und Andeutungen nicht verstanden, so war das lediglich seine Schuld. An Zuvorkommenheit gegen ihn hatte es die wohlhabende Familie bisher nicht fehlen lassen. Selbst das Geld, welches er von dem Verstorbenen so leicht geliehn erhalten, war nur eine Lockspeise für ihn gewesen. Er brauchte nur zuzugreifen und sein Glück war gemacht. Mutter und Töchter mochten ihn wohl leiden und einen Korb hatte er nicht zu befürchten.

Frau Becher hatte schon früher es für ihre Pflicht gehalten, den Sohn auf diese günstigen Umstände aufmerksam zu machen, ehe er seinen Gang antrat, fand jedoch wie immer in ihm eine deutlich ausgesprochene Abneigung gegen jedes Heirathsproject, obgleich er den gerühmten Eigenschaften der beiden jungen Damen volle Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Die Aufnahme, welche er bei seinen Gläubigern fand, war eine äußerst freundliche und schmeichelhafte. Die Mutter begrüßte ihn mit einem honigsüßen Lächeln und die Töchter mit jungfräulichem Erröthen. Er wurde in das besondere Prunkzimmer geführt, wo die reiche Wittwe nur die Honoratioren des Ortes empfing. Dort konnte er den besten Begriff von der Wohlhabenheit der Familie erhalten. An der Decke hing ein massiver Kronleuchter, sämmtliche Möbel waren noch wie neu und wenn auch nicht grade geschmackvoll und passend, aber wenigstens theuer genug in der Residenz bezahlt. Sopha und Stühle steckten noch im Negligé, in ihren Ueberzügen von grauer Leinwand. Nur bei außerordentlichen Gelegenheiten streiften sie die gemeine Hülle ab und erschienen in ihrer Pracht von rothem Plüsch. Sie bildeten dann einen schreienden Contrast zu den hellgrünen Tapeten mit großen gelben Blumen. An den Wänden hingen neben ein-

gen Familienportraits, die der Stadtmaler mit vieler Kunst gepinselt und welche zum Sprechen getroffen waren, das heißt so einfältig als möglich aussahen, in schmale Goldleisten gefaßte Steindrücke von bekannten trivialen Bildern. Die Hauptzierde bestand aber in dem vollen Silberschrank, der so gestellt war, daß das Auge jedes Besuchers ihn zuerst erblicken und seinen kostbaren Inhalt bewundern mußte.

In diesem Allerheiligsten, das sonst nur die Honoratioren, die Frau Bürgermeisterin, Stadtrichterin und die Salzinspectorin betreten durften, empfing die Wittwe des seeligen Herrn Veit und Compagnie ihren Gast. Sie war eine stattliche, imponirende Frau mit einem Doppelkinn und einem leisen Anflug von schwarzem Flaum unter der gebogenen Nase. Sie trauerte noch in schwarzer Kleidung um den Verstorbenen, sonst hätte sie Georg wahrscheinlich in einer ungeheuern Haube, mit Blumen wie eine Wiese besteckt, und einem gelbseidenen Atlaskleide empfangen, wodurch die Aehnlichkeit der Frau Veit mit einer reifen, gewichtigen Melone noch mehr hervorgetreten wäre.

Ihre beiden Töchter waren junge, durchaus nicht häßliche Mädchen. Minchen, die ältere, glich auffallend der Mutter, die in ihrer Jugend einst schön gewesen sein konnte. Linchen, die jüngere, schlug

mehr nach dem Vater, eine schmachtende Blondine mit wasserblauen Augen, während ihre brünette Schwester dunkles Haar und schwarze, feurige Augen zeigte. Die Mädchen waren wohlerzogen, sprachen französisch, klimperten auf dem Flügel und fertigten allerlei Stickereien an, welche in Gestalt von Sophakissen, Lampentellern und Ofenschirmen zur Parade aufgestellt waren. Der Unterschied zwischen Beiden bestand nur darin, daß Minchen sich mehr um die Küche und Wirthschaft bekümmerte, Linchen dagegen vorzugsweise eine ästhetische Richtung verfolgte und den größten Theil des Tages bis spät in die Nacht hinein Romane las.

Georg mußte sich auf einen Lehnstuhl niederlassen und von seiner Reise erzählen. Linchen hörte mit schwärmerischen Blicken zu, Minchen dagegen unterließ nicht von Zeit zu Zeit den verehrten Gast durch den Präsentirteller zu unterbrechen und ihn zu dem von ihrer eigenen Hand gebackenen Kuchen zu nöthigen. Erst als Georg das Gespräch auf den eigentlichen Zweck seines Besuches brachte und von Geschäften zu reden anfing, entfernten sich die jungen Damen, wobei Linchen ihm einen schmachtenden, Minchen dagegen einen feurigen Blick zuwarf.

— Ja, ja! sagte die würdige Wittwe mit mütterlicher Zärtlichkeit ihnen nachsehend. Da gehen die

armen Waisen, die ihren Ernährer verloren haben. Ach! was ist eine Frau ohne Mann, ein Kind ohne Vater? Wer hätte auch denken sollen, daß mein Veit mich und die unversorgten Mädchen so bald verlassen würde. Was ist der Mensch? Heut roth, morgen todt.

Madame Veit ließ bei diesen Worten ihrem allzeit fertigen Thränenstrom freien Lauf. Georg tröstete sie, so gut er es vermochte, in ihrem Schmerz, obgleich er daran denken mußte, daß der kleine, magere Herr Veit keineswegs die glücklichste Ehe geführt und mehr als billig unter dem Pantoffel seiner großen, starken Frau gestanden.

— Ich bedaure Sie gewiß von ganzem Herzen, sagte gutmüthig der Färbermeister. Auch ich verlor an Herrn Veit einen aufrichtigen Freund, dem ich zu Dank verpflichtet war. Der Unglücksfall, welcher Ihre werthe Familie betrübt, berührt mich vielfach schmerzlich. Sie wissen, daß ich sein Schuldner bin, und der Zweck meines Besuches betrifft hauptsächlich das mir von Ihnen gekündigte Capital.

— Was soll ich thun? Die Mädchen wachsen heran und können sich jeden Augenblick verheirathen. Sie wissen gar nicht, wie ihnen zugesetzt wird; die jungen Leute sind auf meine Töchter versessen, wie

Fliegen auf den Honig. Hundert Partieen hätten sie schon machen können, aber sie können sich nicht entschließen. Minchen will nur einen soliden Mann und Linchen einen gebildeten. Das kann ich ihnen auch nicht verdenken. Geld haben sie genug und an einer guten Aussteuer werde ich es nicht fehlen lassen. Ich habe den Kindern eine noble Erziehung geben lassen und darum brauchen sie sich nicht an den Ersten, Besten wegzuwerfen. Ja, wenn ich einen Mann fände, der ihnen anstände —

— Das dürfte doch nicht schwer sein, versetzte Georg, da die Wittwe ihn fragend anblickte.

— Glauben Sie wirklich, Herr Becher? Nun das freut mich, das Sie eine so gute Meinung von den armen Dingern haben. Sie wissen gar nicht, wie große Stücke meine Mädchen von Ihnen halten. Minchen lobt Sie immer wegen Ihres stillen und bescheidenen Benehmens und bei Linchen haben Sie einen rechten Stein im Brett. Die könnte Ihnen den ganzen Tag und die halbe Nacht zuhören, wenn Sie reden.

Die Wittwe sah Georg wieder so bedeutend mit einem mütterlichen Lächeln an, daß derselbe über ihre Absichten nicht länger in Zweifel bleiben konnte. Um seine Verlegenheit zu verbergen, hustete er einigemal laut.

— Ei, ei! Sie haben von Ihrer Reise einen fatalen Husten mitgebracht, bemerkte Frau Veit. Doch Sie wollten mit mir von der Hypothek sprechen.

— Ich habe nicht auf eine so baldige Rückzahlung gerechnet und ich gestehe Ihnen aufrichtig, daß ich einigermaßen dadurch in Verlegenheit komme.

— Nun, wir werden sehn, was sich thun läßt. Ich werde noch einmal mit dem Vormund darüber sprechen. Ginge es nach mir allein, so würde ich das Geld noch stehen lassen. Es ist ja sicher bei Ihnen und Sie haben immer pünktlich die Zinsen ausgezahlt.

— Sie würden mich außerordentlich verbinden, wenn Sie mir nur noch ein Jahr höchstens Zeit ließen. Bis dahin hoffe ich mit Leichtigkeit meine Schuld Ihnen abzutragen.

— Wie gesagt, wenn es mein Geld wäre, würde ich kein Wort darüber verlieren, aber es ist das Vermögen meiner armen Kinder. Wer weiß, wie bald ein Schwiegersohn sich einstellt, und der verlangt Baribus. Die jungen Männer sehen heut zu Tage Alle auf das liebe Geld. Sehen Sie, Herr Doctor, Sie sollten sich auch umthun und ein reiches Mädchen suchen, dann ist Ihnen und auch mir geholfen.

Deutlicher konnte die Wittwe sich unmöglich ausdrücken und nach ihrer Meinung mußte Georg wirk-

lich den Kopf verloren haben, wenn er sie nicht verstand. Zum Glück für den Färbermeister kehrten in diesem verhängnißvollen Augenblicke die jungen Damen zurück, welche, wie wir fast vermuthen dürfen, an der Thüre gelauscht hatten und den Feldzugsplan ihrer Mutter durch einen kühnen Angriff auf das Herz des Heirathscandidaten unterstützen wollten. Minchen präsentirte wieder ihren selbstgebackenen Kuchen, Linchen setzte sich an den Flügel und sang mit schwärmerischem Ausdruck und leidlicher Stimme ein bekanntes Lied, das von Zärtlichkeit und Liebe überfloß. Da Georg aus Artigkeit den Kuchen eben so sehr wie den rührenden Gesang belobte, schöpften die würdige Wittwe und ihre heirathsfähigen Töchter neuen Muth. Georg erhielt die nochmalige Versicherung der Frau Veit, daß sie mit dem Vormund wegen der gekündigten Hypothek Rücksprache nehmen wollte, und zugleich die Aufforderung, so bald als möglich seinen angenehmen Besuch zu wiederholen. Die ganze Familie begleitete ihn noch bis an die Treppe, wo ihn Minchen ersuchte, seine Mutter, die sie als Kernwirthin verehrte, herzlich zu grüßen, während Linchen ihm noch einen schmachtenden Blick aus ihren wasserblauen Augen zuwarf.

IV.

Nachdem Georg noch so manches dringende Geschäft abgethan, begab er sich des Abends nach der Sägemühle in Begleitung seiner Mutter. Die Besitzung, zu welcher noch Felder und Wiesen gehörten, lag eine Viertelmeile von der Stadt entfernt an dem Ufer eines kleinen Baches, der die Mühle trieb. Dort wohnte die Tante Adolphinens, welche an den Sägemüller Wagner verheirathet war. Ein Fußpfad, der sich durch das üppige Grün der Wiesen schlängelte, führte bis zu der ländlichen Besitzung. Schon von Weitem hörten die beiden Wanderer das Rauschen des Wassers, welches geschürzt auf die Räder fiel, und das eintönige Kreischen der großen Säge, unter deren scharfen Zähnen sich die dicksten Balken in Bretter verwandelten. Seit langen Jahren bestand die innigste Freundschaft und Geschäftsverbindung zwischen der Familie des Färbermeisters und der des Sägemüllers, welcher nebenbei einen Holzhandel trieb.

Auf dem kurzen Spaziergang zur Mühle mußte Georg seiner Mutter ausführlichen Bericht über seine Unterhandlung mit der Wittwe Veit abstatten. Trotzdem er ihr absichtlich manchen kleinen Zug verschwieg, so war sie doch hinlänglich von den Wünschen der

reichen Wittwe unterrichtet, denn in einer kleinen Stadt kennt man sogar die geheimen Gedanken seiner Nebenmenschen, mit denen man in steter Berührung lebt.

— Du bist ein rechter Thor, sagte die besorgte Mutter, wenn Du nicht mit beiden Händen zugreifst. Die Mutter wartet nur, daß Du den Mund aufthust, und die Töchter möchten heut vor morgen unter die Haube kommen. Wenn Du Eine nimmst, sind wir alle Sorgen los.

— Liebe Mutter! Das kann doch Dein Ernst nicht sein.

— Und warum denn nicht? wenn man fragen darf. Hast Du an den Mädchen Etwas auszusetzen? Sie sind beide brav und gut gezogen. Die Minna besonders könnte mir gefallen. Die versteht die Wirthschaft und wird das Ihrige zusammenhalten. Geld hat sie auch und schön ist sie, das muß ihr der Neid lassen. Ein Paar Augen hat sie wie zwei feurige Kohlen und dabei sieht sie wie die Gesundheit selber aus.

— Du kennst meine Ansichten, entgegnete Georg verstimmt. Ich habe gegen beide Mädchen nichts einzuwenden, aber folgt daraus, daß ich Eine heirathen muß?

— So machst Du's immer und wirst darüber zum alten Junggesellen.

— Ich sehe nicht das Unglück ein.

— Aber ich. Ein Mann, der ledig bleibt, ist mit Strumpf und Schuh verloren. Jetzt geht es noch zur Noth, weil ich Dir zur Seite stehe, aber wenn ich einmal todt bin —

— Liebe Mutter! Wie kannst Du daran denken?

— Wir sind Alle nur sterbliche Menschen. Deine Schwester kommt auch in die Jahre, wo ein Mädchen einen Mann braucht. Wer soll Dir dann die Wirthschaft führen, was soll aus Dir werden? Ein alter Junggeselle, der um sein Hab und Gut betrogen wird und mit der Zeit um Alles kommt.

— Sorge nicht um mich. So schlimm wird es nicht sein.

— Sorge machst Du mir und das rechtschaffen. Weil wir einmal dabei sind, so will ich Dir auch offen meine Meinung sagen. Gut bist Du Georg, aber Dein Unglück ist, daß Du studirt hast. Wärst Du ein Färber, wie Dein Vater einer war, so kümmertest Du Dich nur um Dein Geschäft und damit Basta! Aber Dein Kopf ist noch voll von gelehrten Schrullen. Du willst nichts thun, wie die Andern. Ich hab' nichts dagegen gesagt, daß Du die alte Fär-

berei eingerissen und eine neue gebaut, obgleich die Geschichte unser halbes Vermögen gekostet und uns in Schulden gebracht hat, die ich mein Lebtag nicht gekannt. Dein Vater würde sich im Grabe 'rumdrehn, wenn er's wüßte.

— Die Neuerung war nothwendig. Unser Geschäft hat sich, ich darf es wohl sagen, durch meine Bemühungen so sehr vergrößert, daß die alten Kessel nicht mehr ausreichten. Die Kosten werden, wenn die Bestellungen so fortgehn, in einigen Jahren vollkommen gedeckt sein.

— Gott geb' es! Dagegen sage ich auch nichts. Das mußt Du besser verstehen. Dein seeliger Vater hätte freilich nicht daran gedacht und sich mit der alten Werkstätte beholfen, es wäre auch so gegangen. Doch davon will ich schweigen, wenn Du nur die verwünschte türkische Garnfärberei lassen wolltest.

— Du weißt, daß ich zu meinen Versuchen nur mein eigenes Vermögen und meine Ersparnisse verwende. Weder Dein noch Ernstinens Geld haben damit Etwas zu thun.

— Wenn auch. Glaubst Du denn, daß ich es ruhig mit ansehen kann, wie ein Thaler nach dem andern draufgeht, bis Du keinen Pfennig mehr haben wirst? Da müßte ich eine wahre Rabenmutter sein.

Nein, lieber Georg, Dein Geld ist auch mein Geld und Dein Elend auch das meinige. Wenn es Dir schlecht geht, so geht es auch mir schlecht, und was Du leidest, leide ich mit.

— Ich habe nie an Deiner Liebe gezweifelt. Du bist die beste Mutter auf der Welt, sagte Georg gerührt, aber nicht überzeugt.

— Wenn Du das glaubst, so wirst Du mich auch hören. Ich hänge einmal am Alten und halte von allen Euren neuen Erfindungen und Verbesserungen nichts. Du willst auch eine Dampfmaschine aufstellen. Thu' mir das nicht an. Seit der Dampf in die Welt gekommen, sehe ich nichts wie Armuth und Elend. Früher lebten in Waldau dreihundert Tuchmacher und nährten sich redlich, jetzt sind kaum hundert und die müssen betteln und am Hungertuche nagen. Das Alles hat uns der gepriesene Dampf gebracht.

— Du irrst, liebe Mutter. Der Dampf trägt nicht die Schuld, sondern Faulheit und Gleichgültigkeit. Unsere Tuchmacher sind größten Theils durch eigene Schuld verarmt, weil sie bei ihrem alten Schlendrian verharrten und keine Fortschritte machen wollten. Die Natur gab uns aber jene Kräfte, damit wir sie benutzen. Wer nicht die neuen Erfindun-

gen und Verbesserungen sich anzueignen weiß, wird nothwendiger Weise bald von seinem Nachbar überflügelt werden. Hätten unsere Tuchmacher den verbesserten Webstuhl und den Dampf eingeführt, so wären sie nicht zu Grunde gegangen. Jetzt sind sie vom Markte verdrängt worden, weil ihre Waare weder an Güte, noch an Billigkeit mit concurriren kann. Darum will ich mir eben diese Warnung zu Herzen nehmen und bei meinem Gewerbe Alles redlich nutzen, was die Wissenschaft und praktische Erfahrung mit jedem Tage bringt.

— Ja, wenn's auf Worte ankommt, behältst Du immer Recht. Dafür hast Du auch studirt. Aber wenn Du mich nur ein Bischen lieb hättest, so würdest Du den verwünschten Dampf und vor Allem die türkische Garnfärberei fahren lassen. Gieb Acht, Georg! Es reut Dich noch einmal, daß Du Deiner Mutter nicht gefolgt bist.

Wie die meisten Frauen ließ sich auch die Mutter Georgs nicht durch noch so triftige Gründe überzeugen und von ihren Vorurtheilen abbringen. Je klarer er seine Pläne entwickelte, desto hartnäckiger blieb sie bei ihrer Meinung stehn. Zuletzt schwieg sie innerlich verstimmt. So fand der Färbermeister von allen Seiten und selbst von denen, die er über Alles liebte

und verehrte, einen unerwarteten Widerstand. Wo er Liebe und Entgegenkommen erwartete, traf er nur Tadel und Widerwillen. Es bedurfte seiner ganzen Festigkeit und Willenskraft, um seiner vorgezeichneten Aufgabe treu zu bleiben. Es schmerzte ihn tief, daß er innerhalb seiner Familie mit diesen eingewurzelten Vorurtheilen zu kämpfen hatte, daß er hierin, wie in so vielen andern Dingen, ohne Unterstützung blieb.

Stillschweigend setzten Mutter und Sohn ihren Weg bis zur Mühle fort. Es war ein milder, freundlicher Augustabend. Sie fanden die ihnen befreundete Familie vor der Thür des Wohnhauses unter den schattigen Linden versammelt. In der Mitte der langen Tafel, an welcher das gemeinschaftliche Vesperbrod eingenommen wurde, saß die alte würdige Großmutter von einer Schaar blühender Kinder und Enkel umringt. Es war eine Freude sie anzusehn. Trotz der Jahre nahm sie sich stattlich und imponirend aus. Von der gewöhnlichen Gebrechlichkeit des Alters zeigte sich an ihr noch keine Spur. Ihr Haar war zwar silberweiß, aber sie trug es mit Ehren und dies Gefühl verlieh ihr einen gewissen Stolz, der ihr wohl zukam. Ihre blauen Augen leuchteten wie Sterne klar und durchdringend, ihre Stimme klang noch immer frisch und hell und wenn sie lachte, sah man zwei

Reihen gesunder Zähne, wie sie heut zu Tage selbst bei Jüngeren nur selten noch zu finden sind. Ihr Gesicht zeigte trotz aller Runzeln und Krähenfüße die Spuren einer ungewöhnlichen Schönheit. In ihrem Anzuge that sich eine aufs Höchste getriebene Sauberkeit kund. Die schneeweiße Haube, Schürze und Busentuch blühten, wie man zu sagen pflegt. Mit diesen äußeren Vorzügen vereinte die seltene Frau eine innere Tüchtigkeit und Begabung, welche unwillkürlich Respect einflößen mußte. Frau Kerner hatte viel Leid und Freud durchlebt, gute und schlechte Tage gesehn, das Leben und die Menschen kennen gelernt. Jetzt stand sie am Ziele und schaute mit mildem Geist auf die durchlaufene Bahn. Sie hatte sich eine praktische Philosophie und Religion angeeignet und überraschte oft selbst Gebildete durch die Originalität ihrer Ansichten, die Richtigkeit ihres Urtheils und die Feinheit ihres Gefühls.

Jetzt hatte sie zuerst mit ihrem scharfen Auge Georg und Frau Becher schon von weitem erkannt.

— Je später der Abend, desto schöner die Gäste, rief sie ihnen scherzend entgegen. Ei! Herr Färbermeister, da sind Sie ja auch wieder zurück. Weiß Gott, Sie haben mir recht gefehlt, aber dafür müs-

sen Sie mir auch jetzt von Ihren Reisen erzählen und wie es Ihnen da ergangen ist.

Georg nahm an ihrer Seite Platz und bald hatte er sich mit ihr angelegentlich vertieft. Er begann mit seinen Reiseabenteuern, mit den Städten, die er gesehen, mit den Merkwürdigkeiten, die ihm besonders aufgefallen waren. Sie hörte ihm mit großer Aufmerksamkeit zu, denn ungeachtet ihres hohen Alters nahm sie an allen Dingen den lebendigsten Antheil und suchte noch immer den Kreis ihrer Kenntnisse zu erweitern. So begleitete sie den Erzähler bis nach Ischl und auf den Hallstädter See. Jetzt erst erwähnte er sein Zusammentreffen mit dem Freiherrn und Adolphinens Erscheinung. Es geschah dies mit Absicht, um die Großmutter allmälig auf das Kommende vorzubereiten. Er sah wie sie immer ernster und gedankenvoller wurde. Ihre deutlich ausgesprochene Verstimmung hielt ihn indeß nicht ab, Adolphinens Grüße zu bestellen und deren Brief zu übergeben.

— Das kann nicht sein, sagte die Großmutter in strengem Ton. Wir haben nichts mit einander zu schaffen. Ihr Weg ist nicht der unsrige.

Mit zitternder Hand wies sie das uneröffnete Schreiben zurück.

— Lesen Sie den Brief, bat Georg. Was auch

der Grund dieser Feindschaft sein mag, so bin ich fest davon überzeugt, daß Fräulein von Busch nicht die Schuld trägt.

— Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme, versetzte die Großmutter mit einer sonst ihr fremden Bitterkeit.

— Bedenken Sie, das Fräulein ist Ihre Enkelin, die Tochter Ihrer Tochter. Sie thun ihr Unrecht. Ich habe Gelegenheit gehabt, ihre wahren Gesinnungen gegen Sie und ihre übrigen Verwandten kennen zu lernen. Sie hat keinen sehnlicheren Wunsch, als Sie zu sehn und das Grab ihrer Mutter zu besuchen.

— Und das hat sie Ihnen und von freien Stücken gesagt?

— Allerdings und dabei standen ihr die Thränen in den Augen.

— Nun! Ich mag keinem Menschen Unrecht thun und am allerwenigsten der Tochter meiner Mathilde. Geben Sie nur den Brief her. Ich will doch sehn, was drinnen steht.

Frau Kerner öffnete den Brief und las ohne erst eine Brille zu gebrauchen. Trotz ihrer siebzig Jahre war ihr Auge klar und ungetrübt geblieben. Während sie so beschäftigt war, herrschte eine feierliche Stille. Alle Anwesenden sahen gespannt auf die Züge der

Großmutter, welche als das Oberhaupt der Familie betrachtet wurde. Selbst ihr Schwiegersohn, der Besitzer der Sägemühle, wagte kein Wort dazwischen zu reden und fügte sich in dieser, wie in allen andern Familienangelegenheiten, ihrer Entscheidung.

Frau Kerner las noch immer. Anfänglich behielt ihr Gesicht den früheren, ernsten Ausdruck, allmälig aber wurden ihre strengen Züge milder und weicher. Ueber die Falten und Fältchen, welche sich um die Stirn und Wangen lagerten, lief es wie ein Sonnenstrahl. Die blauen, hellen Augen erhielten einen ganz absonderlichen, feuchten Glanz. Die alte Frau fuhr mit der Hand nach ihren Wimpern, als wollte sie dort eine ungewohnte Thräne abwischen. Alles war so still und feierlich im ganzen Kreise, nur der Abendwind spielte in den Zweigen der Linde, unter welcher die Großmutter mit gefalteten Händen und seelig verklärtem Antlitz saß.

— Es wird aber mehr Freude im Himmel sein um einen Sünder, der sich bekehrt, als um hundert Gerechte, rief sie mit fester und doch gerührter Stimme. Ihnen aber danke ich, Herr Becher! Sie haben mein altes Herz erquickt.

— Was steht denn in dem Brief? fragte der Schwiegersohn.

— Das sollt Ihr ein andermal erfahren. Jetzt aber laßt mich mit dem Herrn Färbermeister noch ein Paar Worte im Vertrauen sprechen.

Sorgfältig barg sie Adolphinens Schreiben unter dem weißen Busentuch, dann erhob sie sich an dem Arme Georgs, mit dem sie in das Haus ging. Verwundert schauten ihr die Zurückgebliebenen nach.

— Das ist so Mutters Art, bemerkte die Sägemüllerin. Es müssen doch ganz besondere Dinge in dem Briefe stehn, denn sonst hätte sie nicht so schnell nachgegeben. Früher durfte man ja kein Wort mit ihr von der verwünschten Geschichte sprechen. Ich bin wirklich neugierig.

— Wie immer, sagte der Sägemüller, wofür er einen derben, aber freundlichen Schlag von der Hand seiner gutmüthigen Frau erhielt.

Unterdeß saß Georg neben der Großmutter in ihrem heimlichen Zimmer, wohin er ihr gefolgt war. Es sah darin so sauber und aufgeräumt, wie in ihrer Seele aus. Kein Stäubchen lag auf den alten Stühlen und Schränken. Die weißen Vorhänge leuchteten wie frisch gefallener Schnee. Durch das Fenster schien die milde Sonne mit ihren letzten Abendstrahlen und verklärte das alte, freundliche Gesicht.

Nur das eintönige Picken der Schwarzwälder Uhr unterbrach die Stille.

— Hier sind wir ungestört, sagte sie. Jetzt kann ich Sie ausfragen und Ihnen Alles sagen, was mein Herz bedrückt. Ach! der Brief hat manche alte Wunde wieder aufgerissen, aber mir auch viele und große Freude gemacht. Sie wissen nicht, was es heißt, ein verlornes Kind wieder zu finden. So ist es mir jetzt zu Muth. Seit Jahren hab' ich von meiner Enkelin nichts erfahren und nun mit einem Male klopft sie wieder an.

— Und Sie werden sie gewiß freundlich wieder aufnehmen und Ihr Herz aufthun?

— Das will ich meinen und hätte auch ihr Vater mir noch mehr Herzeleid zugefügt, als er gethan. Was kann das gute Kind dafür? O! ich habe in ihrem Brief zwischen den Zeilen gelesen. Sie ist eben so wenig glücklich, wie es ihre verstorbene Mutter war. Was nützt ihr all die Pracht und Herrlichkeit? Die kann keinen Menschen glücklich machen. Ich sehe Alles, wie es kommen wird, und meine Seele blutet, wenn ich daran denke. Verschachert wird sie werden an den oder jenen vornehmen Herrn, denn ihr Vater denkt nur auf Nutzen und Gewinn. Er liebt so wenig seine Tochter, wie er seine Frau geliebt.

— Fräulein Adolphine scheint mir indeß einen hohen Grad von Freiheit zu genießen und Herr von Busch läßt ihr in allen Dingen ihren Willen.

— Der Schein trügt. Glauben Sie mir, den Mann kenne ich besser. Der thut nichts ohne einen geheimen Grund. Wer weiß, was er mit ihr vorhat? — Der ist so fein, daß ihn kein Mensch durchschauen kann. Mich nimmt's nur Wunder, daß meine Enkelin in solcher Gesellschaft brav geblieben ist. Das Gute hat sie von ihrer Mutter und wenn was Böses an ihr ist, so stammt es nur von ihrem Vater her. Gott beschütze sie vor seinen Ränken. Doch was schwatz' ich da? Sagen Sie mir lieber, wie meine Adolphine aussieht. Man erzählt ja Wunderdinge von ihrer Schönheit und von ihrem Geist.

Georg erröthete. Um die Neugierde seiner alten Gönnerin zu befriedigen, machte er einen schwachen Versuch ihr ein Bild von Adolphinens äußerem und innerem Wesen zu entwerfen. Er fühlte dabei, wie sehr er hinter seiner Aufgabe zurückblieb.

Die Großmutter nickte zuweilen lächelnd, dann wieder ernst, fast traurig.

— O! wie gern möcht' ich sie noch einmal vor meinem Ende sehn.

— Fräulein Adolphine hegt, so viel ich weiß, denselben Wunsch.

— Ich will ihr schreiben. So wird sie wenigstens erfahren, daß ich keinen Groll mehr gegen sie habe, daß ich sie liebe, wie ich ihre arme Mutter geliebt habe. Das wird ihr wohl thun. Ach! ich fürchte, daß sie keinen Menschen hat, der es ehrlich mit ihr meint. Ihr fehlt halt die Mutter und in diesem Augenblicke mehr als je. Die will ich ihr zu ersetzen suchen, so weit ich alte Frau das noch vermag. Freilich versteh ich wenig von der Welt, in der meine Enkelin lebt, aber gesunde Augen hab' ich noch und ich weiß, das nicht Alles Gold ist, was da glänzt. Meine arme Mathilde hat mir viel davon erzählt, sie hat genug von der Schlechtigkeit der Welt gelitten. Wollte Gott! sie wäre immer hier geblieben und hätte niemals das vornehme Leben kennen gelernt. Es geschieht da viel Unrecht und manche Niederträchtigkeit. Müßiggang ist aller Laster Anfang. So denk' ich mit meinem einfachen Verstand. Weil die reichen Leute und Herrschaften nicht wissen, was sie mit der lieben Zeit und dem vielen Gelde anfangen sollen, so gerathen sie auf allerlei Abwege und Teufeleien. Müßten sie brav arbeiten, wie Unsereins, so würden sie auch besser sein. Sehen Sie,

Herr Becher, das ist meine Meinung. Sie mögen mich deswegen auslachen oder nicht.

— Gott behüte! Frau Kerner. Im Gegentheil, ich stimme in der Hauptsache vollkommen mit Ihnen überein, ja ich hatte sogar Gelegenheit, in diesem Sinne mit Fräulein Adolphine mich auszusprechen.

— Das ist brav von Ihnen und in meinem nächsten Briefe will ich sie auch daran erinnern. Lieber wär' es mir noch, wenn ich sie ein Paar Wochen hier haben könnte. So ein Brief thut's doch nicht. Er kann eben nicht reden mit dem Herzen und dem Mund. Die Schrift ist todt und das Wort nur macht lebendig. Wenn meine Enkelin nach Waldau käme, ich glaube, sie ginge nie mehr zurück in ihre feinen Gesellschaften. Ich wollte sie schon fest halten zu ihrem Glück, und ich wette darauf, daß der Herr Becher mir gern helfen würde.

Georg wußte nicht, wohin er seine Augen wenden sollte. Die alte Frau sah ihn so sonderbar mit ihren scharfen, blauen Augen an, als wären ihr alle Geheimnisse seines Herzens bereits bekannt. Vielleicht waren ihm im Eifer seines früheren Gespräches, in der Schilderung von Adolphinens Schönheit einige unbewachte Aeußerungen entschlüpft, welche der klugen Frau vollkommen genügten. Oder besaß sie wirk-

lich jenes wunderbare Ahnungsvermögen, welches man zuweilen bei ganz alten Leuten findet, gleichsam als Vorläufer einer höheren Entwickelungsstufe unseres Geistes. Der Färbermeister blieb betroffen ihr die Antwort auf die letzten Worte schuldig.

Indeß war es dunkel geworden. Georg stand auf, um mit seiner Mutter, welche bei der Familie des Sägemüllers im angelegentlichen Gespräche saß, den Heimweg anzutreten.

— Sie wollen schon gehen? sagte die würdige Matrone. Nun Gott lohne es Ihnen, daß Sie mit einer solchen Nachricht noch mein altes Herz erfreut haben. Ihnen allein hab' ich es zu danken, daß ich meine Enkelin wiedergefunden.

— Nicht mir, sondern dem Zufall.

— Sagen Sie lieber, wenn es Ihnen nicht schwerer kommt, dem lieben Gott. Ich bin zwar keine Frömmlerin, wie Sie wissen, und lasse auch den Kopf nicht schief hängen vor lauter Zerknirschung, aber Ehre wem Ehre gebührt. Es ist zwar jetzt Mode von Gott so wenig als möglich zu reden, doch es könnte nichts schaden, wenn man seinen Namen öfters nennte. Nichts für ungut, Herr Becher. Sie wissen, daß ich spreche, wie mir's ums Herz ist. Nun Gott befohlen! Morgen schreibe ich an meine Enkelin und wenn

Sie nichts dagegen haben, vermelde ich auch einen schönen Gruß vom Herrn Färbermeister.

Gegen dieses Anerbieten hatte er natürlich nichts einzuwenden. Mit einem herzlichen Händedruck verabschiedete er sich von der trefflichen Frau. So oft er sie verließ, kam er sich besser, reiner vor. Diesen Eindruck machte die herrliche Großmutter auf jeden Mann, der für eine so bedeutende und ursprüngliche Natur noch empfänglich war. Am meisten freute sich Georg, daß ihm das von Adolphine aufgetragene Versöhnungswerk geglückt war.

V.

Unterdeß lebte Adolphine in Ischl unter den uns bereits hinlänglich bekannten Verhältnissen. Ihre letzte Unterredung mit dem Färbermeister war an ihrer Seele nicht spurlos vorüber gegangen. Seine Worte wirkten in ihr lebendig fort. Seit jener Nacht hatte sie oft an ihn gedacht. Seine warnende Stimme hatte sie aus ihrer sorglosen Apathie und Sicherheit aufgeschreckt. Ihr Bewußtsein war wieder erwacht und sie beobachtete sich und ihre ganze Umgebung mit weit mehr Aufmerksamkeit. Nach und nach kam sie

zu einer klareren Erkenntniß ihrer eigenthümlichen Lage. Das Gefühl einer nahen und drohenden Gefahr wurde in ihr lebendig, ihr Mißtrauen rege. Ihre frühere Gleichgültigkeit war verschwunden, dafür hatte sich eine unerklärliche Traurigkeit ihrer Seele bemächtigt, von der sie sich keine Rechenschaft geben konnte. Sie ahnte im Voraus neue Schmerzen, gewaltige Kämpfe und Erschütterungen, ohne selbst zu wissen, woher ihr dieselben drohten.

Den Baron hatte sie in den letzten Tagen nur selten gesehn. Sie vermied es, mit ihm allein zusammen zu treffen. Georgs Warnungen hatten sie in Bezug auf diesen seltsamen Mann vorsichtig gemacht. So lange sie Briolan aber nicht sah, vermochte sie auch sein Benehmen und seine Worte einer ruhigen Prüfung zu unterwerfen. Dann verlor er seinen früheren Nimbus. Wenn er aber sich in Person ihr wieder näherte, sein dämonischer Blick dem ihrigen begegnete, seine verlockende Stimme ihr Ohr berührte, so übte er noch immer seine alte Anziehungskraft auf sie, jenen sie verwirrenden Zauber, dem so manches Frauenherz schon unterlegen war. Der Baron selbst schwankte fort und fort zwischen religiöser Schwärmerei und verzehrender Sinnlichkeit. Die Träume und Prophezeiungen der Somnambule for-

derten dringender als je eine vollständige Entsagung. Immer bestimmter wies Josephe auf Rom und das Kloster hin. Seine heißblütige Natur erzürnte sich gegen eine solche Zumuthung und doch besaß er nicht die Kraft einen festen Entschluß zu fassen. Heute wollte er Ischl verlassen und als reuiger Sünder Buße thun und am nächsten Tage stand Adolphinens Bild wieder verlockend vor seiner Seele. In dieser Raserei faßte er den Entschluß, sich ihrer zu bemächtigen und mit ihr zu entfliehen. In ihrem Besitze hoffte er die Hölle zu vergessen, welche in seinem Innern tobte. Selbst sein vorgerückteres Alter war nur ein Stachel mehr für ihn. Es ist dies keine ungewöhnliche Erscheinung. Bejahrte Männer lieben, wenn sie der Leidenschaft verfallen, mit einer Glut, die oft an Wahnsinn gränzt, und sind dann zu jeder Thorheit fähig, wie das dürre Holz am hellsten brennt.

In einer solchen Stimmung befand sich der Baron, als er an einem schwülen Nachmittag Adolphinen allein gegenübersaß. Wegen der brennenden Sonnenhitze waren die Fenster geschlossen und die grünen Jalousien herabgelassen. Es herrschte eine künstliche Dämmerung. Die Luft im Zimmer war drückend und preßte ihre Brust zusammen. Briolan schien ihr auffallend schweigsam, nur seine glühenden Augen

sprachen beredter, als es Worte vermögen. Adolphine fühlte sich auf dem Divan wie festgebannt. Eine unaussprechliche Angst hatte sich ihrer bemächtigt. Sie wollte sich erheben, aber eine unerklärliche Mattigkeit hielt sie gegen ihren Willen zurück. Die Glieder versagten ihr den Dienst.

— Lassen Sie uns in den Garten gehen, bat sie geängstigt.

Der Baron schwieg noch immer, um seine Lippen schwebte ein eigenthümliches Lächeln. Je länger sie ihn anblickte, desto mehr ward sie von Furcht ergriffen.

— Briolan! rief sie entsetzt. Warum reden Sie nicht, was thun Sie? — Wenden Sie Ihre Augen ab. Warum starren Sie mich so eigen an? Kommen Sie, wir wollen ins Freie. Ich halte es hier nicht mehr aus. Diese Luft preßt meine Brust zusammen. Ich muß ersticken.

— Bleiben Sie! herrschte er ihr gebieterisch zu mit ausgestreckten Händen dicht vor ihr sich hinstellend.

— Sie wollen mich magnetisiren. Thun Sie es nicht, ich bitte Sie darum.

Sie machte noch einen schwachen Versuch, ihm zu entfliehen, aber sie hatte nicht mehr die Kraft, nur einen Schritt zu thun. Die dämonische Kraft des Barons fesselte sie. Sie sah nur noch, wie er mit

seinen Händen magische Streiche durch die Luft in einer bestimmten Richtung zog. Feurige Streifen in allen Farben schwebten vor ihren Augen, flammende Kreise, welche immer näher rückten und sie wie ein Zaubernetz zu umschlingen drohten.

— Halten Sie ein! rief sie noch mit schwacher Stimme und flehender Geberde.

Ihre Stimme verhallte ungehört. Er war ihr näher getreten. Sie fühlte den heißen, verzehrenden Athem seiner Lippen, die fast die ihrigen berührten. Seine Augen flammten wild in einer dämonischen Glut. Ihre Sinne fingen an zu schwinden. Nur noch ein schwaches Bewußtsein dämmerte in ihrer Seele und auch dieser Funke drohte zu erlöschen. Mit der letzten Kraft kämpfte sie gegen die zunehmende Mattigkeit an. Sie erkannte noch die bleichen, verzerrten Züge seines Gesichtes, in denen die widersprechendsten Leidenschaften kämpften. Ein eisiger Schauer schüttelte sie. Noch einmal raffte sie den letzten Rest ihrer gelähmten Willenskraft auf, um sich seiner gefährlichen Nähe zu entziehn.

— Warum wollen Sie fliehen? fragte der Baron mit dem verführerischen Silberton seiner melancholischen Stimme. Sie sollen, Sie müssen mich hören.

— Ich höre, murmelte sie, sich in ihr Schicksal ergebend.

— Adolphine! Der Augenblick ist gekommen, wo sich mein und Ihr Geschick entscheiden wird.

— Was wollen Sie von mir? Geben Sie mich frei.

— Nicht eher, bevor ich in Ihrem Herzen gelesen habe. Ich will meine Gewalt nicht mißbrauchen, nur Gewißheit muß ich mir verschaffen. Warum mißtrauen Sie mir, warum fürchten Sie sich vor der Gewalt meiner gränzenlosen Liebe? Nur gewöhnliche Frauen zagen vor der gotterfüllten Leidenschaft. Sie gehören zu den höheren Naturen. Werfen Sie darum kühn jede hemmende Fessel fort. Der blinde Haufe mag an alten Vorurtheilen hängen, wir aber sind darüber erhaben. Die Auserwählten spotten der Gesetze, wir können sie entbehren, sie sind nicht für uns gemacht. Unser einziges Gebot ist Liebe und jedes andere Gesetz wird von ihr aufgehoben und vernichtet. Ja, ich liebe Sie, Adolphine. Wagen Sie es mit mir und durch mich frei zu werden. Ich will Sie mit meinen starken Armen hoch emporheben über diese niedere und gemeine Welt. Sie darf uns nicht hindern, einander für immer anzugehören. So steigen wir von Stufe zu Stufe lichtverklärt empor, bis wir

aufgehn in dem großen flammenden Liebesmeer, wo der Körper Geist, Geist zum Körper wird. Jeder Zwiespalt ist beendet, der Kampf schweigt und wir sinken in seeligem Entzücken als Erlöste an die Brust der ewigen Liebe.

Sie wandte sich mit Abscheu von ihm ab.

— O! fuhr er immer dringender, immer feuriger fort. Sie begreifen nicht, welche Seeligkeiten uns erwarten. Ihre Seele ahnt nichts von diesem höchsten Glück. Was die Welt Liebe nennt, ist ja nur der dunkle Schatten jener ewigen Sonne, jenes hellsten Lichtes, das nur für die Eingeweihten scheint. Adolphine! Ihr Geist ringt nach Erlösung. Sie schmachten nach Offenbarung jenes geheimnißvollen Mysteriums, das sich nur den Liebenden erschließt. Auch ich stehe dürstend vor diesen Quellen. Unsere Sehnsucht wird gestillt werden, aber erst dann, wenn wir für immer einander angehören. Auch die letzte Schranke muß zuvor fallen, Herz in Herz, Seele in Seele sich rückhaltslos ergießen. Warum zagen Sie, warum sprechen Sie nicht aus, was Ihre Brust bewegt? — Sagen Sie, daß Sie mich lieben, so wie ich von glühenden Flammen verzehrt werde.

Sie wollte reden, doch die Sprache war ihr ver-

sagt. Nur Entrüstung röthete ihr bleiches, edles Angesicht.

— Thörichte Pruderie! murmelte Briolan für sich. Doch sollte es meine Seeligkeit kosten, so will ich sie zum Reden bringen. Es giebt noch ein Mittel. Ich werde sie vollends magnetisiren. Ich kann sie zwingen, mir ihre geheimsten Gedanken zu offenbaren. Sie wird und muß es thun.

Von Neuem erhob der Baron seinen Arm. Seine Hände schwebten leise, wie beschwörend über ihrem Haupt. Sie fühlte ein eigenthümliches Wehen und wie nach und nach ihr Bewußtsein schwand. Vor ihren äußerlichen Augen wurde es vollends dunkel, auch der letzte lichte Funke erlosch. Eine Flamme stieg dafür in ihrem Innern auf, ein wunderbares Licht. Sie sah Dinge, die sie vorher nie gesehn, und hörte wunderbare Töne, die bald näher und bald ferner klangen. So lag sie regungslos auf dem Divan mit geschlossenen Augen, ohne jegliche Bewegung, im vollständigen magnetischen Schlaf.

Ihr Oberkörper war in das Sopha zurückgefallen, das schöne Haupt ruhte starr und bleich auf dem rothen Sammtkissen, die Arme waren herabgesunken, die Glieder schlaff und ohne Kraft. Ein Lächeln des Triumphs spielte um die verwitterten Züge des Barons als

er das schöne Weib, einem marmornen Götterbilde gleich, widerstandslos in seine Gewalt gegeben sah.

Während aber die Magnetisirte für die Außenwelt vollkommen abgestorben schien, erwachte in ihrer Seele ein besonderes, bisher ungeahntes Leben. Leise berührte sie der Baron um sich mit ihr in genauesten Rapport zu setzen. Plötzlich erschloß sich ihr im Zustande des Hellsehens der ganze Charakter Briolans. Sie dachte und empfand mit ihm. Die feinsten Verschlingungen seiner Gedankenwelt, die verborgensten Wünsche und Empfindungen in seiner Brust wurden ihr in diesem Augenblicke offenbart. Sie blickte in den Abgrund seines Lebens, sie schaute in seine Vergangenheit. Vor ihren geistigen Augen schwebten die dunklen Schatten seines Wesens vorüber, wilde Träume, wüste Erinnerungen, gemordetes Vertrauen, verrathene Liebe. Aus den zahllosen Windungen seines Gehirns, das wie ein Uhrwerk unter einer Glasglocke ihr die geheimsten Triebfedern verrieth, quollen die Geister der ohnmächtigen Reue und der ungestillten Begierde hervor. Jede Nervenfaser verwandelte sich in ein lebendes Wesen. Wie Schlangen wälzten sich die Gedanken an ihr vorüber. Ein wunderbares Chaos tauchte dämmernd vor ihr auf. Dunkle Ungethüme verfolgten und bekämpften sich. Es war

ein Schauspiel, wie ihn ein schmutziger Wassertropfen, unter dem Mikroskop betrachtet, zu bieten pflegt. Das wimmelte von dunklen Geschöpfen, raubsüchtigen Ungeheuern und scheußlichen Larven, die das Gehirn eines jeden, selbst des besten Menschen und verschweige eines Briolans schlummernd und ungesehn verbirgt.

Dieser Zustand des magnetischen Hellsehens versetzte sie in die höchste Aufregung. Das schöne Gesicht Adolphinens wurde von einem krampfhaften Zucken befallen. Durch ihren Körper flog eine sichtbare Erschütterung, wie von elektrischen Schlägen verursacht. Haß und Abscheu sprachen deutlich aus ihren Zügen. Sie verriethen dem kundigen Magnetiseur, daß ihm trotz aller seiner Anstrengungen nur zum Theil sein Werk gelungen war. Er erkannte einen unerwarteten Widerstand, eine Willenskraft, welche die seinige nicht gänzlich zu bewältigen vermochte.

Unmuthig und von dieser Entdeckung unangenehm überrascht wollte der Baron noch einen Versuch mit seiner Kunst machen. Sie errieth seine Gedanken.

— Halt ein! rief sie ihm mit tonloser Stimme entgegen, wie dieselbe bei Somnambulen häufig gefunden wird. Halt ein! Ich kenne Dich und statt Liebe erweckst Du nur meinen Abscheu.

— Du sollst, Du mußt mich lieben, herrschte er ihr zu, dem Wahnsinn nahe.

— Blicke dort auf jene Wand! hauchte sie mit erhobener Hand nach dem Bilde Nandels deutend, welches der Maler auf ihren Wunsch zurückgelassen und das in ihrem Zimmer einen Platz gefunden hatte.

Unwillkürlich wandte Briolan seine Augen nach der angedeuteten Richtung. Ein lauter Schrei entrang sich seiner Brust. Mit beiden Händen bedeckte er sein Gesicht, aber das Bild wollte ihn nicht mehr verlassen. Es waren die Züge der armen Margaretha, welche durch seine Schuld sich das Leben genommen hatte. Die Aehnlichkeit war täuschend, er glaubte eine Vision zu haben und sein Opfer selbst zu erblicken. Das Entsetzen davor übermannte ihn, seine Stirn bedeckte sich mit kaltem Schweiß und ein Frostschauer schüttelte seine Glieder.

Nicht länger vermochte er den Anblick dieses Bildes zu ertragen. Wie von Furien gepeitscht stürzte er aus dem Zimmer ins Freie, unbekümmert um Adolphine und ihren Zustand.

Nach der Flucht des Barons erwachte auch sie. Ihr Bewußtsein kehrte allmälig wieder zurück, doch der eben statt gefundenen Scene vermochte sie sich

nicht zu erinnern. Nur eine ihr unerklärliche Abneigung gegen Briolan blieb in ihrem Herzen zurück.

VI.

Die endlich erfolgte Ankunft des Hofes verdrängte allmälig jedes andere Ereigniß in dem vielbesuchten Badeort. Täglich langten neue Gäste aus der Nähe und Ferne an. Der hohe Adel schaarte sich um diesen strahlenden Mittelpunkt. Die Hofchargen und Gesandten konnten nicht ausbleiben. Die Promenade belebte sich mit glänzenden Uniformen und ausgesuchten Toiletten. Die Saison hatte jetzt erst ihren Höhenpunkt erreicht. Die Unterhaltung drehte sich nun ausschließlich um die stattfindenden Feste und Feierlichkeiten. Die Herren träumten von Repräsentationen, die Damen von großer Cour und Ball. Nur diejenigen, welche ein Anrecht auf eine solche Auszeichnung hatten, wurden mitgezählt. Wer nicht so glücklich durch Rang oder Stellung war, gehörte zu der gewöhnlichen Masse, war ein Nobody, wie die Engländer diesen Zustand zu bezeichnen pflegen.

Adolphine sah diesem Treiben und Drängen mit der größten Gleichgültigkeit zu, obgleich sie mehr da-

bei interessirt war als all die Uebrigen, da ihre Verlobung bei der nächsten großen Cour veröffentlicht werden sollte. Mit dem Hofe war auch die Tante des Grafen, die Oberhofmeisterin eingetroffen. Adolphine stattete derselben die schuldige Visite ab und wurde von der stolzen und etwas steifen Dame wider Erwarten äußerst freundlich aufgenommen. Die kluge Frau kannte hinlänglich die Macht des Geldes und hatte ihre Einwilligung zu dieser Verbindung um so lieber gegeben, da sie die ziemlich trostlosen Aussichten und Verhältnisse ihres Neffen nur allzugenau kannte. Mit dem Freiherrn hatte die Oberhofmeisterin kurz vorher eine längere Unterredung gehabt und demselben ihre Vermittlung in dieser Angelegenheit und die Vorstellung bei Hofe zugesichert.

Herr von Busch stand am Ziele seiner Wünsche. Seine Tochter wurde Gräfin Bangor, er selber hoffähig und gleich nach Adolphinens Verheirathung durch die Hand der Frau von Starenberg beglückt. Durch diese Verbindung hoffte er vollends mit seiner bürgerlichen Vergangenheit zu brechen. Dieser trefflichen Frau von Starenberg war er zum größten Dank verpflichtet. Ihren Bemühungen allein war es gelungen, die adelstolze Oberhofmeisterin vollends zu gewinnen. Beide waren Jugendfreundinnen, in der-

selben Pension erzogen worden. Die späteren Verhältnisse hatten eine längere Trennung herbeigeführt. Jetzt erinnerten sie sich von Neuem der Vergangenheit und die Oberhofmeisterin nahm unter den obwaltenden Umständen keinen Anstand die etwas anrüchige Jugendgespielin wieder unter gehörigen Vorsichtsmaßregeln bei sich zu sehn. Früher hatte bereits ein geheimer Briefwechsel zwischen den Damen in dieser wichtigen Angelegenheit stattgefunden. Wir glauben sogar nicht zu irren, wenn wir Frau von Starenberg als die eigentliche Urheberin des betreffenden Heirathsprojectes ansehn.

Von Tag zu Tag erwartete der Freiherr die ihm von der Oberhofmeisterin zugesicherte Einladung von Seiten des Hofes. Endlich erschien der ersehnte Brief mit der darin eingeschlossenen Karte. Es war dies für Herrn von Busch ein großer, ein entscheidender Moment. Athemlos stürmte er in das Zimmer seiner Tochter.

— Adolphine! rief er ihr schon von Weitem entgegen. Rathe, was ich Dir hier bringe.

Dabei ließ er das Papier vor ihren Blicken hin und herschweben.

— Sie wissen, daß ich nicht im Rathen glücklich bin.

— Aber desto mehr im Heirathen, lachte Herr von Busch, über seinen eigenen Witz entzückt.

— Ich begreife Sie wieder nicht.

— Da, lies! Wir sind zur Cour befohlen. Uebermorgen wirst Du bei Hofe vorgestellt und Deine Verlobung feierlichst proclamirt.

In seiner Wonne umarmte er die Tochter, welche ziemlich kalt und ruhig seine Nachricht entgegennahm und keineswegs seine übergroße Freude zu theilen schien. Wäre Herr von Busch nicht zu sehr mit sich und seinen eigenen Gefühlen beschäftigt gewesen, so hätte ihn sogar die zunehmende Blässe ihres Gesichtes und der Schmerzenszug um ihre feinen Lippen belehren müssen, daß sie das Gegentheil von dem, was er empfand. So entfernte er sich wieder, ohne daß ihm ihr Benehmen aufgefallen wäre, um die herrliche Nachricht seiner Freundin mitzutheilen, welche bereits hinlänglich durch die Oberhofmeisterin unterrichtet war.

Als sich Adolphine allein sah, überließ sie sich einem trüben Nachdenken. Die ihr mitgetheilte Einladung entschied ihr Geschick für immer. Von demselben Augenblicke, wo sie derselben Folge leistete, war sie die erklärte Braut des Grafen, ein Rücktritt nicht mehr möglich. Dieser Gedanke erfüllte sie mit Bangen. Sie erkannte jetzt, aber leider zu spät, daß

Bangor ihr mit jedem Tage gleichgültiger geworden war, während sie von der Zeit gerade den umgekehrten Erfolg erwartet hatte. Immer klarer wurde ihr, daß sie diesen Mann weder achten, noch lieben konnte. Sie schauderte vor dem Leichtsinn, vor dem frevelhaften Spiel, das sie mit ihrem eigenen Herzen getrieben hatte. Eine unbegreifliche Scheu hielt sie indeß zurück, offen mit diesem Geständnisse vor ihren Vater hinzutreten. Sie war im Voraus von der Nutzlosigkeit eines solchen Schrittes überzeugt. Der Charakter ihres Vaters flößte ihr ein zunehmendes Mißtraun ein. Oft war es ihr als heuchelte er nur eine Liebe und Zärtlichkeit, welche er in der That nicht für sie empfand.

— O, meine Mutter! rief sie mit gepreßter Brust.

In diesem einen Worte lag der ganze, große Schmerz ihres Lebens zusammengefaßt. Ein heißer Thränenstrom benetzte ihre Wangen.

Sie hörte Schritte nahen, darum verwischte sie eiligst die verrätherischen Spuren ihrer Leiden. Es war Therese, welche ihr heimlich einen Brief aus Waldau überbrachte. Das Schreiben war laut der mit Georg getroffenen Verabredung unter der Addresse der treuen Kammerfrau angelangt.

— Ein Brief von der Großmutter, rief diese freudig aufgeregt.

— Er kommt vielleicht zur rechten Zeit, versetzte Adolphine. Ich sehne mich nach einem treuen und verwandten Herzen. Ich fühle täglich mehr, daß ich allein in der Welt stehe.

Ein vorwurfsvoller Blick der Dienerin erinnerte sie an die aufopfernde Liebe derselben.

— Du bist mir freilich viel, sagte sie mit freundlicherem Lächeln, aber eine Mutter kannst Du mir doch nicht ersetzen. Vergieb mir, gute Therese.

Sie nahm darauf den Brief und las ihn. Die Antwort der würdigen Frau that ihr in diesem Augenblick unendlich wohl. Es war die Sprache der innigsten Liebe. Adolphine mußte in der That die guten, klugen Zeilen bewundern, welche mit der größten Schlichtheit das feinste Seelenverständniß verbanden. Aus jeden Worte tönte ihr der Schlag eines großen Herzens, wehte der Hauch eines originellen, an keiner Ueberbildung kränkelnden Geistes. Immer klarer und lebendiger trat das Bild der würdigen Großmutter vor ihre Seele. All die alten Erinnerungen lebten wieder auf. Auch an den beigefügten Grüßen des Färbermeisters erfreute sie sich. Sie hatte ihm ein gutes Andenken bewahrt. Ganz

Waldau erschien ihr wie ihre eigentliche Heimath, als eine Zufluchtsstätte aus all dem verwirrenden Treiben ihrer Umgebung. Der Brief fiel wie ein Sonnenstrahl in das trübe Dunkel der Gegenwart. Sie wurde heiterer und ihr Geschick kam ihr lange nicht mehr so traurig vor, seitdem sie wußte, daß es noch Menschen gab, von denen sie eine uneigennützige Liebe erwarten durfte. —

Einige Tage später fand das bereits erwähnte Hoffest statt, zu welchem Herr von Busch mit seiner Tochter die Einladung erhalten hatte. Am Arme ihres Vaters und in Begleitung des Grafen erschien Adolphine in dem strahlenden Salon. Die Elite der Gesellschaft war bereits versammelt. Man wartete nur noch auf das Erscheinen des Hofes. Rings auf den Fauteuils saßen die Damen der Aristokratie in blendendem Ballstaat. Es waren auffallende Schönheiten darunter, stolze und üppige Frauen, ausgezeichnet durch das doppelte Vorrecht, welches Rang und Reize ihnen gaben. Sie bildeten einen strahlenden Kranz. Dennoch erregte Adolphinens Erscheinen Aufsehn und Bewunderung. Ein weißes Atlaskleid mit den kostbarsten Spitzen besetzt umschloß ihre hohe, schlanke Gestalt. Durch das dunkle Haar schlang sich ein Kranz von natürlichen Kamelien. Sie hatte

jeden andern Schmuck verschmäht, nur eine Schnur ächt orientalischer Perlen wand sich um den blendenden Nacken und Hals. In ihrer Haltung verrieth sich keine Spur von der gewöhnlichen Befangenheit, obgleich der Boden, auf dem sie sich zum ersten Male bewegte, ihr völlig fremd war. Ein natürlicher Anstand und eine angeborene Grazie leitete sie sicher auf dem schlüpfrigen Parquet. Wo sie vorüberging erhob sich ein Flüstern und Murmeln. Die Blicke der Männer und Frauen folgten ihr mit verlangendem oder neidischem Staunen.

Alle Welt nannte bald ihren Namen und beschäftigte sich nur mit ihr.

Was aber wußte die Gesellschaft von den geheimen Leiden, den verborgenen Qualen, welche unter dieser glänzenden Hülle schlummerten? Die Welt urtheilt nur nach dem Schein. Sie sieht die schönen Augen, und nicht die heimlich geweinten Thränen, das reizende Lächeln der rothen Lippen, welche kurz zuvor von bitteren Klagen überströmten. Diese herrliche Toilette verbirgt so oft ein zu Tode verwundetes Herz. Der mit Juwelen bedeckten Brust entringt sich ungehört ein schmerzlicher Seufzer. Hinter dem gemalten Vorhang wüthet ungesehn das Trauerspiel des Lebens.

Aehnliche Gedanken bestürmten Adolphinens Geist, während sie anscheinend ruhig durch die glänzende Versammlung ging. Lebhafter als je erkannte sie diesen Zwiespalt, die Lüge der Gesellschaft, welcher sie bald für immer angehören sollte. Der Graf wich nicht von ihrer Seite und flüsterte ihr die Chronique scandaleuse der ihm bekannten Herren und Damen zu. Mitten in dieser Unterhaltung öffneten sich mit hörbarem Geräusch die Flügelthüren, welche in die inneren Apartements führten. Dienstthuende Kammerherrn eilten voran und verkündeten das Erscheinen des Hofes. Es war das auch eine Art von Sonnenaufgang. Glänzende Uniformen, schimmernde Demanten, wogende Federn und bunter Kopfputz bildeten die Morgenröthe, aus welcher die Erdensonne hervortrat. Alle Creaturen wendeten derselben ihr Antlitz zu, um nur einen freundlichen Blick zu erhaschen. Glücklich war derjenige, dem ein solcher Strahl im Vorübergehn zu Theil wurde. Das war ein Bücken und Neigen, ein Rauschen und Flüstern. Dann wurde es wieder so still wie in der Kirche. Mit einem Male fühlte sich Adolphine bei der Hand ergriffen. Die Oberhofmeisterin, ihre zukünftige Tante, stellte sie dem hohen Herrscherpaare vor. Sie glaubte den Grafen, ihren Verlobten, an ihrer Seite zu sehn

und doch kam ihr Alles nur wie ein Traum vor. Eine imponirende, schöne Frau nickte ihr mit gnädiger Herablassung zu, ein freundlicher Mann in blauer Uniform mit einem glänzenden Stern auf der Brust sprach einige Worte, welche sie nicht verstand, und wünschte ihr Glück, sie wußte nicht wozu. Mechanisch machte sie die drei ihr vorgeschriebenen Verbeugungen. Die Augen aller Anwesenden schienen ausschließlich auf ihr zu ruhn. Sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Ein fremder Arm hielt sie fest. An der Hand ihres Verlobten schritt sie wieder durch die geöffneten Reihen. Jetzt erst wußte sie, was mit ihr geschehen.

Sie war vorgestellt und Braut des Grafen Bangor. —

— Ein schönes Paar, flüsterten die Anwesenden.

— Ein schönes Paar, wiederholte die Herzogin zu ihrer Oberhofmeisterin gewendet. Ihr Neffe muß glücklich sein. Fräulein von Busch ist ein Engel. Ich wünsche sie nach ihrer Verheirathung öfters bei Hofe zu sehn.

— Meine Nichte wird sich überaus glücklich schätzen.

— Es freut mich, daß der Graf endlich zur Vernunft gekommen ist und eine Verbindung aus wahrer

Inclination geschlossen hat. Sie wird ihn hoffentlich zu Raison bringen.

— Das hoffe ich auch und darum habe ich auch meine Einwilligung zu dieser Partie gegeben, die doch immer gewissermaßen eine Mesalliance bleibt.

— Aber Herr von Busch ist, wie ich höre, reich, sehr reich. Allerdings sieht er sehr vulgair aus, aber die Tochter ist um so schöner. Aecht aristokratisches Aussehn. Stimmen Sie mir nicht bei, mon prince?

Die letzten Worte waren an einen ihrer Begleiter gerichtet, den bekannten Fürsten, welcher bisher noch keine Gelegenheit gefunden hatte, sich Adolphinen zu nähern, so sehr er dies auch wünschte. Er bemerkte das eigenthümliche Lächeln der Herzogin und den seltsamen Blick, mit dem sie ihn dabei fixirte.

— In der That, erwiederte er ohne die geringste Verlegenheit zu verrathen, Fräulein von Busch besitzt ein ächt aristokratisches Wesen, doch vor Allen einen Adel der Gesinnung und des Geistes, wie er nur selten angetroffen wird.

— Ah! Sie kennen sie genauer, wie ich sehe. Nun, Ihr Schützling soll auch der meinige werden. Doch wir wollen uns niederlassen, um dem Tanze zuzusehn. Bleiben Sie in unserer Nähe, lieber

Fürst. Wir haben Sie ohnehin so lange entbehren müssen. Hoffentlich haben Sie sich von Ihrer letzten Krankheit schon erholt.

— Nur noch eine kleine Schwäche ist zurückgeblieben, die sich beim Gebrauch der Kur verlieren wird. Es thut mir in der That leid, daß mein Unwohlsein mich verhindert hat früher einzutreffen.

— Nun, Sie haben noch nicht viel versäumt. Wir haben heute unsern ersten Cercle und ich freue mich, daß Sie dabei nicht fehlen. Sie sind uns Allen unersetzlich.

Der Fürst verneigte sich, während seine Augen von einem Ende des Saales hinschweiften, um Adolphine zu entdecken. Er verwünschte seine Stellung in diesem Augenblick, welche ihn zwang in der Nähe der Herzogin auszuharren. Mit der ihm eigenen Selbstbeherrschung wußte er indeß seine Unruhe vor den ihn scharf bewachenden Augen zu verbergen und bald sah man ihn anscheinend in ein interessantes Gespräch mit der hohen Frau vertieft.

Von der Tribune ertönten die einladenden Klänge der Ballmusik. Der ritterliche Monarch, ein ausgezeichneter und leidenschaftlicher Tänzer, näherte sich im Verlaufe des Abends auch Adolphinen, deren Grazie und Schönheit ihm schon bei der Vorstellung aufge-

fallen war. Mit liebenswürdiger Zwanglosigkeit gab er ihr den Vorzug von mancher ahnenstolzen Gräfin, die gegründetere Ansprüche auf eine solche Auszeichnung zu haben glaubte. Seine unerwartete Aufforderung übergoß ihr zartes Gesicht mit flammender Purpurröthe. Bald schwebte sie in seinen Armen durch den Saal. Es war dies ein Ereigniß. Der ganze Hofkreis gerieth in eine unbeschreibliche Aufregung. Adolphine feierte einen vollständigen Triumph, sie war die erklärte Königin des Abends. Die Aristokratie flüsterte und murmelte. Die Damen besonders zischelten hinter ihren Fächern verborgen, den Schlangen unter Rosen gleich.

— Passable Figur, flüsterte eine kleine, untersetzte Gräfin mit stechenden Augen, aber sie hat keinen Ausdruck im Gesichte. Was für eine Geborene ist die junge Dame?

— Neuer Adel, versetzte die befragte Baronin, deren Gesichtsfarbe dem Pergamente ihres vergilbten Stammbaums glich. Ihr Vater, dort der kleine Mann mit dem Vogelgesicht, ist, wenn ich nicht irre, Viehhändler gewesen und wegen seiner Verdienste baronisirt worden. In der That, der Mann hat viel bei seinen Lieferungen verdient.

— Quel horreur! Und solche Leute werden zu-

gelassen! Das sind die traurigen Folgen dieser Revolution.

— Taisez vous! Man könnte Sie hören. Dort steht der neue Justizminister, ebenfalls solch ein bürgerlicher Parvenue.

— Wir leben in einer schrecklichen Zeit. Bürgerliche Minister, die läßt man sich noch zur Noth gefallen, aber wenn es je dahin kommen sollte, daß die Frauen der Roture auch Hofdamen werden sollten, es wäre schauderhaft. Bei dem bloßen Gedanken bekomme ich schon meine Migraine.

— Geben Sie Acht! die kleine Busch wird angestellt. Sie hat einen hohen Beschützer.

— Schon! O, erzählen Sie, liebe Baronin.

— Kommen Sie mit in das Cabinet. Dort sind wir ungestört. Es ist eine allerliebste Geschichte.

— Sie machen mich wirklich neugierig.

Arm in Arm verließen die Damen den Saal, um in der Einsamkeit sich ihren Herzensergüssen zu überlassen.

Die letzten Töne der Quadrille waren verhallt. Der ritterliche Monarch führte seine schöne Tänzerin an ihren Platz zurück und dankte ihr mit liebenswürdiger Galanterie.

In Gegenwart der Herzogin sprach er sich aner-

kennend über Adolphinens Anstand und die Feinheit ihres Geistes aus. Seine Worte pflanzten sich mit telegraphischer Schnelligkeit von Mund zu Munde fort. Von diesem Augenblicke war Adolphine die gesuchteste Dame des Balles. Von allen Seiten wurde ihr gehuldigt, die vornehmsten und elegantesten Männer drängten sich heran, um sich ihr vorstellen zu lassen. Ihr Notizbuch faßte nicht die Zahl der Herren, welche einen Tanz von ihr wie eine Gnade erbaten. Der Neid der Damen wuchs zusehend. Adolphine hatte den Gipfelpunkt ihres irdischen Glückes erreicht. Herr von Busch war stolz auf die Erfolge seiner Tochter und Graf von Bangor lächelte nur, wenn ihm von allen Seiten zu seiner Wahl Glück gewünscht wurde.

Nur wenig Frauen hätten der lockenden Versuchung widerstanden und ihre Ruhe behauptet. Auch Adolphinens Geist wurde von all diesen Auszeichnungen berauscht. Der Glanz des Festes, die Nähe des Hofes, die Anerkennung, welche ihr von den höchsten Personen zu Theil wurde, und das Gefühl eines unbestrittenen Triumphes verdrängten in ihr vorläufig alle trüben Gedanken. Noch einmal überließ sie sich der verführerischen Lust, welche der befriedigten Eitelkeit entströmte. Sie glaubte sogar an die Möglich-

keit eines künftigen Glückes. In dieser schimmernden Atmosphäre fand sie ja den höchsten Glanz mit der feinsten Sitte vereint, die blendende Pracht und den lockenden Genuß gleichsam durch die Nähe des herrlichen Herrscherpaars geadelt und verklärt. Ihre Augen strahlten in natürlichem Glanz, ihr Lächeln war nicht mehr erzwungen. Sie schwebte in freudiger Aufregung an der Seite ihres Verlobten und athmete mit Wohlgefallen den Weihrauch seiner Huldigungen und den Duft der Schmeicheleien ein, welche ihr aus jedem Munde entgegenkamen.

Auch der ihrer Familie so sehr befreundete Fürst hatte endlich Gelegenheit gefunden, sich Adolphinen zu nähern und ihr einige freundliche Worte zuzuflüstern. Eine längere Unterhaltung war für Beide nicht möglich, denn auch er wurde von den verschiedensten Seiten in Anspruch genommen, während Adolphine von einem bewundernden Schwarme umringt kaum so viel Zeit behielt, seinen Gruß mit ihrem freundlichsten Lächeln zu erwiedern. Als sie sich nach ihm wieder umschaute, war er von ihrer Seite verschwunden. Der Monarch hatte den berühmten Staatsmann ihr entführt, um einige wichtige Gegenstände mit ihm zu verhandeln.

VII.

Während Adolphine sich harmlos dem Vergnügen und dem Tanze überließ, hatte die gelbe Baronin der kleinen Gräfin eine pikante Geschichte mitgetheilt, welche diese unmöglich ihren anwesenden Freundinnen verschweigen konnte. Mit einer wahrhaft bewunderungswürdigen Schnelligkeit machte diese Neuigkeit, oder vielmehr das alte Gerücht, die Runde von einem Ende des Saales zu dem andern. Bald war jede Dame hinlänglich unterrichtet. Adolphinens Erfolge hatten ihr bereits zahllose Neider und Feinde erweckt. Eine kleine Verschwörung war im besten Gange. Wo sie sich zeigte, entstand ein geheimnißvolles Flüstern. Alle Lorgnetten waren auf sie gerichtet. Man starrte sie mit jenen impertinenten, halb herausfordernden, halb verächtlichen Blicken an, welche ein ausschließliches Privilegium gewisser aristokratischer Kreise bilden. Anfänglich achtete sie nicht auf dies verletzende Betragen der weiblichen Mitglieder der Gesellschaft. Bald aber wurden in ihrer nächsten Nähe auch Aeußerungen laut, welche sie nicht länger überhören konnte. Zwar wurde sie selbst von der Verleumdung weniger berührt als das Andenken ihrer Mutter. Man deutete auf ein Verhältniß derselben zu dem Fürsten. Es

waren aber nur vereinzelte Worte, an sich unverständliche Reden, die, verbunden mit den ihr bekannten Thatsachen, sie beunruhigten. Was sie hier und da erlauschen konnte, war vollkommen geeignet, sie auf das schmerzlichste zu verletzen. Sobald sie einer solchen verleumderischen Gruppe näher trat, verstummte sogleich das vorher laut geführte Gespräch und ging in ein leiseres Geflüster über. Mitunter aber drängten sich einige Damen geflissentlich in ihre Nähe und warfen einzelne verfängliche Worte und noch impertinentere Blicke ihr mit Absicht zu.

Gequält von diesen räthselhaften Andeutungen und bereits ermüdet sehnte sich Adolphine nach Ruhe und aus dem Saal fort. Ihr Verlobter hatte sie verlassen, um einige nothwendige Verabredungen mit seiner Tante, der Oberhofmeisterin, zu treffen. Es glückte ihr, wenn auch mit Mühe, unbemerkt zu entschlüpfen. Sie irrte aufs Gradewohl durch mehrere mit einander zusammenhängende Zimmer, welche zunächst an den Saal stießen. Alle waren besetzt. Endlich fand sie ein kleines Cabinet, nur durch eine weiße Ampel von Milchglas matt erhellt. Sie warf einen Blick durch die halbgeöffnete Thüre des Cabinets, es schien vollkommen leer zu sein und ihr ein erwünschtes Asyl zu gewähren. Als sie jedoch die

Schwelle überschritten hatte, sah sie ihren Irrthum ein. Es war ihr bereits ein Mann zuvorgekommen. Schnell wollte sie sich wieder entfernen, aber eine bekannte Stimme hielt sie zurück.

Es war die des Fürsten.

Unwillkürlich mußte sie an die eben gehörten Gerüchte wieder denken. Sie zögerte und schwankte, ob sie bleiben sollte. Ehe sie aber noch zu einem Entschluß kommen konnte, hatte er sich von seinem Sitze erhoben und ihre Hand ergriffen. Ein leises Zittern überfiel sie bei dieser nahen Berührung.

Der Fürst, ein schlanker und trotz seines Alters noch immer schön zu nennender Mann, betrachtete sie mit einer Mischung von Besorgniß und liebevoller Zärtlichkeit. Er hatte seine Züge gewöhnlich vollkommen in der Gewalt, um so mehr mußte Adolphine der Ausdruck seines fein geschnittenen Gesichtes in diesem Augenblicke überraschen. Sie hatte ihn früher nie anders als lächelnd gesehn. Der Gleichmuth und die Selbstbeherrschung, welche der vollkommene Diplomat in den schwierigsten Lagen des Lebens zu behaupten wußte, schien ihn jetzt gänzlich verlassen zu haben. Seine hohe, klare Stirn war gerunzelt, der Blick seiner scharfen, hellblauen Augen kummervoll. Ein ihm fast ungewöhnlicher Ernst lagerte in seinen

ächt aristokratischen Mienen. Statt wie sonst mit einem Scherz das Gespräch zu beginnen, lud er Adolphinen im feierlichen Tone ein, an seiner Seite Platz zu nehmen.

Alle diese Umstände vermehrten nur noch die Unruhe, in welche sie durch die vorangegangenen Gerüchte versetzt worden war.

— Endlich sehen wir uns ungestört, begann der Fürst. Ich habe ein solches Zusammentreffen sehnlichst herbeigewünscht. Sie waren jedoch von galanten Herren umlagert und ich ebenfalls in Anspruch genommen. Ich bin dem Zufall zu großem Dank verpflichtet, daß er uns noch am heutigen Abend zusammenführt, ich hätte Sie sonst trotz meiner vielen Geschäfte morgen selber aufgesucht.

— Eure Durchlaucht sind wie immer zu gnädig.

— Eigentlich hätte ich alle Ursache, meine schöne Pathin, mit Ihnen zu zürnen. Sie haben mir nicht das Vertrauen gezeigt, welches ich mit Recht von Ihnen fordern darf. Gaben Sie mir nicht das feierliche Versprechen, keinen wichtigen Lebensschritt ohne meinen Rath zu unternehmen? Und nun finde ich Sie hier als die Verlobte der Grafen Bangor. Sie haben mir nicht Wort gehalten.

— Verzeihen Eure Durchlaucht, erwiederte Adol-

phine, aber so viel ich weiß, hat mein Vater Ihnen bereits vor vier Wochen die betreffende Anzeige gemacht.

— Ich habe keinen solchen Brief erhalten. Sie müssen sich irren.

— Keineswegs. Mein Vater hat mir sogar die Versicherung gegeben, daß diese Verbindung den vollkommenen Beifall Eurer Durchlaucht hat.

— Das ist zu viel, rief der Fürst erzürnt. Ihr Vater hat Sie hintergangen.

— Unmöglich! Welche Gründe könnten ihn dazu bestimmt haben? Nein, nein! Eure Durchlaucht müssen sich irren.

— Wollte Gott es wäre so. Adolphine, mein geliebtes Kind! Ich muß leider annehmen, daß Sie das Opfer einer schändlichen Intrigue geworden sind, an deren Spitze Ihr eigener Vater steht.

Bei diesen Worten, welche der Fürst im Tone der zärtlichsten Besorgniß sprach, fühlte sich Adolphine von einem tiefen Schauder ergriffen. Ihr war es, als öffnete sich plötzlich ein Abgrund zu ihren Füßen. Wohin sie blickte, sah sie sich von Verrath umgeben. Dem Fürsten war ihre Bewegung nicht entgangen.

— Ruhe, Ruhe! meine Tochter, sagte er, indem er seine feine, kalte Hand auf ihre brennende Stirn

legte. Noch ist nicht Alles verloren. Ich durchschaue die ganze Machination. Man fürchtete meine Dazwischenkunft. Deswegen wurde ich in vollkommener Unkenntniß gelassen. Leider hat mich meine Krankheit verhindert, früher in Ischl einzutreffen, sonst hätte mir Ihre Verlobung kein Geheimniß bleiben können. Sie selbst hätten mich davon unterrichtet. Gestern treffe ich hier ein. Ich konnte Sie unmöglich des Nachts aufsuchen. Auch der heutige Tag verging in dringenden Geschäften. Denken Sie mein Erstaunen, als ich Sie am Hofe und als Braut des Grafen wiederfand! Augenblicklich ward es mir klar, daß man Sie zu dieser Verbindung gezwungen hat.

— Ich bin nicht gezwungen worden. Mein Entschluß war frei.

— Bedenken Sie wohl, was Sie mir sagen. Täuschen Sie mich nicht. Ich habe ein heiliges Anrecht auf Ihr Vertrauen. Ihre Mutter —

Der Fürst vollendete nicht. Seine Stimme zitterte. Der sonst ruhige und kalte Mann schien von einer schmerzlichen Erinnerung tief ergriffen zu sein.

Adolphinens Zweifel wurden fast zur Gewißheit. Ein unaussprechlicher Schmerz durchwühlte sie.

Erst nach einer längeren Pause fuhr der Fürst in ruhigerem Tone fort:

— Ich habe Ihre Mutter gekannt, eine jener herrlichen Frauen, welche der Himmel zuweilen auf die Erde schickt, um den Menschen an die Göttlichkeit seines Ursprungs zu erinnern. Wir waren Freunde, mehr als das. Selbst der Tod konnte meine Verehrung für sie nicht verlöschen. Sie lebt in meinem Herzen fort. Auf dem Krankenlager, als sie bereits ihr erst später eingetretenes Ende ahnte, bat sie mich, meine Freundschaft auf ihre einzige Tochter überzutragen. Sie ahnte nicht mit Unrecht manche traurige Verwickelung für ihr Kind. So viel es meine überhäuften Geschäfte gestatteten, bin ich dieser mir aufgetragenen Verpflichtung nachgekommen. Ich blieb in fortwährender Verbindung mit Ihrem Vater, obgleich ich Grund genug hatte längst mit ihm zu brechen. Stets war ich um Sie besorgt. Ja, Adolphine! Ich liebte Sie, wie ein Vater nur sein Kind lieben kann. Darum darf ich auch in diesem Augenblick Ihr volles Vertrauen fordern. Bei dem Andenken Ihrer mir unvergeßlichen Mutter beschwöre ich Sie, mir nichts zu verschweigen. Reden Sie, versuchen Sie mich nicht zu täuschen. Von dieser Antwort hängt das Glück Ihres Lebens ab. Haben Sie in der That freiwillig dem Grafen Ihre Hand gereicht?

— Niemand hat mich gezwungen oder überredet.

— Wie? rief der Fürst verwundert aus. Sie lieben diesen Bangor? — Sie lieben ihn? —

Adolphinens Lippen blieben krampfhaft, fest geschlossen. Von den mannigfachsten Gefühlen überwältigt vermochte sie kein Wort hervorzubringen. Der Fürst beobachtete sie unausgesetzt mit seinen scharfen Blicken. Seine Züge verriethen eine mehr als zärtliche Theilnahme, einen tieferen Schmerz, welchen Niemand diesem für kalt und herzlos verschrieenen Diplomaten zugetraut hätte. Diese ungewöhnliche Theilnahme war aber für sie nur eine Bestätigung jenes entsetzlichen Argwohns, der sich ihres Herzens bemächtigt hatte. Die unbestimmten Gerüchte, welche sie schon früher gehört hatte, die Verleumdungen, die im Saale in ihrer Nähe geflüstert wurden, erhielten jetzt erst eine feste Gestalt. Da stand das furchtbare Gespenst, der dunkle Schatten, ein schwarzer Fleck in dem Leben ihrer Mutter. —

Wie das in ihrem Herzen wühlte und sie peinigte! O, es war ein entsetzlicher Gedanke! — Wenn ihre Befürchtungen sich als wahr erwiesen, dann fiel mit einem Male die ganze Welt in Trümmer, dann war Alles, Alles nur eine grauenvolle Lüge, dann brach auch die letzte sittliche Stütze, der einzige moralische Halt zusammen. Sie selber gab sich rettungslos verloren.

Je länger sie dabei den Fürsten betrachtete, desto mehr wuchs auch ihr Verdacht. Sie schwankte, ob sie fliehen oder bleiben sollte, angezogen und abgestoßen von seiner Ehrfurcht gebietenden Persönlichkeit. Wilde und unnatürliche Gedanken schossen wie zuckende Irrlichter durch ihr Gehirn. Sie fürchtete sich vor ihrem eigenen Bilde, das ihr aus dem gegenüberstehenden Goldtrumeaux in unbestimmten Umrissen entgegendämmerte. Eine Aehnlichkeit mit ihm, die sie entdeckt zu haben glaubte, ließ sie erbeben und zusammenschaudern.

Der Fürst, welcher ihr Schweigen aus natürlichen Gründen erklärlich fand, suchte die Aufgeregte durch milde, freundliche Worte zu beruhigen.

— Nur die äußerste Noth, mein geliebtes Kind, zwingt mich zu dieser indiscreten Frage. Es handelt sich um Ihr Lebensglück. Von Ihrem Ausspruch hängt Ihre ganze Zukunft ab. Darnach werde ich meine Maßregeln treffen. Ich muß demnach, so schmerzlich Ihnen auch die Antwort fallen mag, auf meine erste Frage zurückkommen. Lieben Sie den Grafen?

Ein klangloses, aber doch deutlich vernehmbares N e i n entschlüpfte ihren Lippen. Sie wollte und konnte nicht länger ihm gegenüber ihr Stillschweigen behaupten und rechtfertigen. Der Fürst schien ihr

bereits ein größeres Anrecht auf die Wahrheit zu haben, als sie sich einzugestehen wagte.

— Ich habe Ihre Antwort erwartet, sagte er von ihrem Geständnisse keineswegs überrascht. Wie wäre es auch sonst möglich, daß ein Mädchen von Ihrem Geist diesen Gecken wählen konnte?

— Der Graf ist nicht ohne manche gute Eigenschaft.

— Wenigstens versteht er es, den Schein der Gutmüthigkeit zu verbreiten. Man hat Sie getäuscht, Ihre Unerfahrenheit auf die unverantwortlichste Weise gemißbraucht. Ich durchschaue Alles. Ihr Vater, verzeihen Sie mir, daß ich ihn anklage, hat höchst gewissenlos gegen Sie gehandelt. Ich weiß, daß er Sie nicht liebt, daß er Grund zu haben glaubt, Sie selbst zu hassen.

Die Erwähnung ihres Vaters berührte sie auf das schmerzlichste, dennoch hielt sie es für ihre Pflicht, ihn noch zu vertheidigen.

— Sie thun ihm Unrecht, Durchlaucht! Er hat mir niemals einen Wunsch versagt, im Gegentheile mich mit unzähligen Beweisen seiner Liebe und Zärtlichkeit überhäuft.

— Sagen Sie vielmehr seiner Eitelkeit. Eine andere Empfindung vermochten Sie dem vollendeten

Egoisten nicht einzuflößen. Ich kenne ihn durch und durch. Ihre Schönheit, die Bewunderung, welche Ihnen zu Theil wurde, schmeichelten seinem Stolz. Wären Sie minder schön, minder liebenswürdig gewesen, er hätte Sie seinen Haß empfinden lassen. Ja er haßt Sie, weil Sie ihn fortwährend an Ihre durch ihn unglückliche Mutter erinnern. Seine scheinbare Liebe zu Ihnen fließt aus trüben Quellen. Furcht und Eigennutz sind die einzig wahren Gefühle, deren dieser Mann noch fähig ist. Mich fürchtet er und in Ihnen sieht er nur ein schätzenswerthes Capital, um das er sich beneidet weiß, von dem er mit der Zeit die höchsten Zinsen zu ziehen hofft.

— Er ist mein Vater, rief Adolphine vorwurfsvoll, obgleich die Worte des Fürsten mit ihren eigenen Gefühlen übereinstimmten.

— Meine harte Anklage stützt sich auf unwiderlegbare Beweise, welche ich Ihnen zur Zeit mittheilen werde. Herr von Busch verdient weder Ihre Achtung, noch die kindliche Liebe, welche Sie ihm schenken.

— Halten Sie ein! flehte Adolphine erschüttert. Ich kann nichts mehr hören.

— Ich ehre Ihren Schmerz, aber das soll mich nicht abhalten, Ihnen die volle Wahrheit zu sagen.

Sie sollen nicht das Opfer einer gemeinen Intrigue werden, die ich vollkommen durchschaue. Ihre Verlobung wurde mir geheim gehalten, nur um mich zu verhindern dagegen Einspruch zu thun. Man wußte, daß ich mit den Verhältnissen und dem Charakter des Grafen zu genau bekannt bin, um Sie nicht vor ihm zu warnen. Deswegen hat Ihr Vater mir keine Mittheilungen gemacht, während er Ihnen das Gegentheil versicherte. Ich kenne diesen Bangor. Er ist Ihrer vollkommen unwürdig. Er gehört zu jenen Menschen, welche durch ihre Harmlosigkeit alle Welt zu täuschen wissen. Man traut ihnen keine besondere Schlechtigkeit zu, weil man sie für viel zu unbedeutend hält. Ich aber bin hinlänglich über ihn informirt. Sie wissen, daß mir die Acten unserer geheimen Polizei zu Gebote stehn. Der Graf hat sich solcher Handlungen schuldig gemacht, die dicht an Verbrechen streifen. Nur sein Rang und die Stellung seiner Anverwandten haben ihn bisher vor der gerechten Strafe geschützt, die ihn früher oder später noch ereilen wird. Und einem solchen Menschen wollte man Sie Preis geben!

— Mein Vater hatte sich täuschen lassen, wie alle Welt.

— Ich habe Gründe das Gegentheil zu glauben,

versetzte der Fürst mit schonungsloser Bitterkeit. Ihr Lebensglück war dem Freiherrn stets gleichgültig. Er dachte bei dieser Verbindung nur an seinen eigenen Vortheil. Zunächst war es ihm nur darum zu thun, Sie aus seinem Hause zu entfernen, weil Frau von Starenberg darauf dringt. Diese intrigante Frau leitete die ganze Angelegenheit. Darüber kann ich keinen Zweifel haben. Sie beherrscht Ihren Vater vollständig. Er will sie heirathen und hat ihre Einwilligung nur unter der Bedingung erlangen können, daß er Sie zuvor entfernt. Deshalb begünstigte Ihre zukünftige Stiefmutter den Grafen, der sie von der ihr unbequemen Stieftochter befreien sollte. Ich wundre mich, daß Sie mit Ihrem Geiste dies abgekartete Spiel nicht längst durchschaut haben.

— Ich achtete nicht darauf. Schon vor dem Tode meiner Mutter war mein Vater mit Frau von Starenberg befreundet. Auch mir begegnete sie zu allen Zeiten mit fast mütterlicher Zärtlichkeit.

— Um Sie nur desto sicherer zu verderben. Auch diese Frau von Starenberg, wie sie sich nennt, ist nur eine Abenteurerin, deren Vergangenheit ich vor Ihren jungfräulichen Blicken nicht entschleiern will. Jetzt spielt sie die vornehme Dame, die Tugendhafte.

Durch ihre Vermittlung kam Graf Bangor in das Haus Ihres Vaters, mit dem er bald in intime Geschäftsverbindung trat. Nach und nach hatte ihm Herr von Busch eine bedeutende Summe auf die ohnehin verschuldeten Familiengüter vorgeschossen. Bei den zerrütteten Vermögensumständen des Grafen schien das Geld so gut wie verloren. Indeß Ihr Vater ist ein gewandter Geschäftsmann, dies Lob muß ich ihm lassen. Ich selbst habe sein Talent kennen gelernt und zu mannigfachen Operationen benutzt. Durch eine nähere Verbindung mit dem Grafen hoffte er die ihm geliehenen Summen zu retten. Es ließ sich ein Arrangement treffen. Ich weiß, daß ein solches stattgefunden hat. Der Preis desselben war Ihr Glück. Herr von Busch sicherte sein Geld, indem er aus seinem Schuldner seinen Schwiegersohn ohne alle Bedenklichkeiten machte. Er erspart noch dabei einen Theil Ihrer Mitgift, die er für fernere Speculationen verwenden kann. Außerdem rechnet er auf den Einfluß der hochgestellten Verwandten, welche der Graf am Hofe besitzt, vielleicht speculirt er sogar auf die Eroberungen, welche seine Tochter noch machen wird. Wer kann die Combinationen eines solch feinen Kopfes durchschauen! Er ist der geborne Kaufmann, der mit Allem handelt, mit der Ehre seines

Hauses, mit dem Ruf seiner Familie und mit dem Glücke seines einzigen Kindes.

Adolphine saß vernichtet und gedemüthigt vor dem Fürsten, dessen Worte sie nicht bezweifeln konnte. Alle seine Angaben waren nur zu gerechtfertigt und standen mit den ihr bekannten Thatsachen in vollster Uebereinstimmung. Plötzlich wurde es Licht vor ihren Augen, aber welch ein Licht! Ein zerschmetternder Blitz erhellte den dunklen Abgrund, die wüste Hölle, in welcher sie bisher arglos gelebt hatte. Sie sah sich von ihrem eigenen Vater aufgeopfert und verrathen, von einem Manne wie Bangor getäuscht. Ihr Stolz fühlte sich bei dem bloßen Gedanken empört, daß sie von einem so unbedeutenden Manne betrogen worden. Das war zu viel. Ein Thränenstrom machte ihrem bedrängten Herzen Luft.

— Beruhigen Sie sich, mahnte zärtlich der Fürst. Sie stehen unter meinem Schutz. Sie haben ein heiliges Anrecht auf meine Hülfe. Ueberhäufte Geschäfte und diese unglückseelige Krankheit haben mich bisher verhindert, meinen Verpflichtungen Ihnen gegenüber nachzukommen. O! Sie können nicht ahnen, wie theuer Sie mir sind. Ich sehe Sie als das Vermächtniß einer Heiligen an, zu der ich schuldbewußt

emporschaue. Ich habe Vieles gut zu machen, was ich an Ihrer Mutter verbrochen.

Der Fürst schwieg, selbst auf das Tiefste erschüttert. Die Erinnerung hatte ihn übermannt. Auf seinen Lippen schwebte ein Geständniß, das er mit Mühe zurückdrängte. Noch schien es ihm nicht gerathen, Adolphinen mit der Vergangenheit bekannt zu machen. Sein plötzliches Verstummen galt ihr aber nur als ein Beweis für die Schuld ihrer Mutter. Auch der letzte Zweifel mußte ihr jetzt schwinden. Sie weinte nur noch heftiger, nicht allein wegen der Täuschungen, die ihr widerfahren.

Ihre Thränen galten dem geschändeten Andenken der noch immer heißgeliebten Mutter.

Der Fürst wurde von ihrem Schmerze tief ergriffen. Er beugte sich zu ihr hernieder und drückte einen väterlichen Kuß auf ihre bleiche Stirn.

— Sie müssen sich fassen, fügte er besänftigend hinzu. Lernen Sie bei Zeiten jeden Schmerz besiegen. Die Gesellschaft verlangt, daß wir unsere Wunden verbergen und mit heiterem Lächeln tragen. Niemand, am wenigsten Ihr Vater und Ihr Verlobter dürfen heute ahnen, was wir miteinander gesprochen haben. Zählen Sie auf mich. Ich werde Mittel finden, alle diese Intriguen zu vernichten. Es kostet

mich nur ein Wort und Ihr Vater wird und muß sich fügen. Trocknen Sie darum Ihre Thränen und geben Sie mir Ihren Arm. Ich werde Sie in den Saal begleiten.

Beide traten in den Saal, wo Adolphine bereits von dem Freiherrn und dem Grafen vermißt worden war. Als Herr von Busch sie an der Seite des Fürsten sah, verfärbte sich sein Gesicht.

— Ich habe das Fräulein Ihnen entführt, sagte der Fürst mit leichtem Anstand. Sie wissen, daß ich ein altes Anrecht als ihr Pathe habe.

— O! Eure Durchlaucht sind zu gnädig, stammelte der Freiherr mit einem Lächeln, das ihm nicht vom Herzen ging. Sie erlauben wohl, daß ich Ihnen den Grafen Bangor als meinen zukünftigen Schwiegersohn vorstellen darf.

Der Graf verneigte sich und brachte einige gleichgültige und gewöhnliche Phrasen vor.

Der Fürst, welcher das Peinliche dieser Scene für Adolphine fühlte, brach das Gespräch schnell ab.

— Auf Wiedersehen! rief er dem Freiherrn zu.

Es lag in dem Ton seiner Stimme ein ironischer Anstrich, der fast wie eine Drohung klang. Herr von Busch vermochte nicht den scharfen Blick auszuhalten. Er schlug seine Augen zu Boden. Mit

einem freundlichen Nicken und einem Gruß, der ausschließlich Adolphinen galt, entfernte sich der Fürst. Die Zurückbleibenden verließen ebenfalls bald nach ihm den Saal.

Der Freiherr wagte nicht, seine Tochter um den Gegenstand ihrer Unterhaltung mit dem Fürsten zu fragen. In gedrückter Stimmung schieden die so nah Verbundenen.

Ein Augenblick hatte die wohlberechneten Pläne vernichtet.

VIII.

Adolphine war kaum auf ihrem Zimmer angekommen, als sie mit Heftigkeit den glänzenden Ballstaat von sich warf. Sie sprach dabei kein Wort mit ihrer Kammerfrau, die ihr beim Auskleiden behülflich sein wollte.

— Mein Gott! was ist Ihnen geschehen? fragte diese bestürzt. Sie glühen über und über. Ihre Hände fühlen sich brennend heiß an. Sie haben das Fieber. Erlauben Sie, daß ich den Arzt rufen lasse.

— Nein! entgegnete die Aufgeregte in ungewohn-

tem, strengem Ton. Ich will keinen Arzt. Verlasse mich.

— Gestatten Sie wenigstens, daß ich die Nacht über bei Ihnen bleibe.

— Gehe nur, wenn ich Dich heiße, rief sie ungeduldig mit dem kleinen Fuß aufstampfend.

Therese entfernte sich auf's Höchste verwundert. Als sich Adolphine ohne Zeugen sah, warf sie sich auf den Divan und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. So lag sie lange Zeit. Die Ereignisse des heutigen Abends zogen noch einmal an ihrer Seele vorüber. Plötzlich sprang sie vom Sopha auf, als könnte sie durch diese heftige Bewegung ihren unheimlichen Gedanken entfliehen. Die Worte des Fürsten tönten immer fort in ihren Ohren. Ein entsetzliches Mißtrauen hatte sich ihrer bemächtigt. Seine Mittheilungen und die durch ihn erweckten Befürchtungen waren die giftige Saat, welche jetzt in der Einsamkeit ungestört weiter wucherte.

— Getäuscht, betrogen! murmelte sie, indem sie mit heftigen Schritten in dem Zimmer auf und nieder ging. Die Luft des Schlafcabinets dünkte ihr erstickend, sie preßte ihr das Herz zusammen. Adolphine trat an das Fenster, um es zu öffnen. Es war eine

milde, sternenklare Nacht. Sie blickte zum Himmel empor mit starrem, glanzlosem Auge.

— Auch Du! klagte sie in wilder Fieberglut. Sie redete mit dem abgeschiedenen Geist ihrer Mutter und zürnte der Verklärten.

Draußen herrschte der stille Frieden, tiefe nächtige Ruhe, während ihr armes Herz von den bittersten Qualen zerrissen wurde. Die Natur blieb ihr stumm, ohne Trost für sie, der Anblick derselben war nicht besänftigend. Da standen die hohen Berge, verschleierte Räthsel, ohne Antwort auf ihre Fragen zu geben. Drunten rauschte der geschwätzige Fluß immer dieselbe eintönige, unverständliche Sprache murmelnd. In der Höhe flimmerten die Sterne, jene unbekannten, theilnahmslosen Welten. Was kümmerten die sich in ihrem ewig reinen Glanz um eine gepeinigte Menschenseele! Da war kein Zusammenhang mit ihrem Schicksal wahrzunehmen, kein Einwirken auf das Loos der Sterblichen. Alles ging im ruhigen, bestimmten Gang, während Adolphine verzweifelte.

Und die Menschen — was waren sie ihr in dieser Nacht geworden! Schreckliche Larven, furchtbare Gespenster. Wozu existirten überhaupt diese schwachen, boshaften und lügnerischen Gebilde? Tugend und Sittlichkeit, mit denen dies verdorbene Geschlecht

prunkte, waren vielleicht nur die Fieberträume eines wahnwitzigen Gehirnes, oder die Empfindungen von vollkommenen Schurken, welche unter der schönen Maske um so sicherer ihre Opfer zu berücken hofften. Der fromme Glaube war von ihr gewichen. Das ganze Dasein kam ihr wüst und leer vor.

Immer tiefer drückte sie den Stachel in ihre Seele. Mit schmerzlicher Wollust zerstörte sie die bisher verehrten Götterbilder. In wilder Freude sah sie ein Idol nach dem andern niederstürzen. Selbst das Bild ihrer Mutter war ihr nicht mehr heilig genug, sie gab es Preis. Als sie es fallen sah, flossen ihre Thränen unaufhaltsam, aber ohne Erleichterung. Kein Balsam vermochte diese Wunde mehr zu heilen.

So verfloß die Nacht in Pein und Qual. Adolphine hatte sie durchwacht in fieberhafter Aufregung, von Gedanken bestürmt, die sie früher nie geahnt. Das Unglück hatte sie in seine strenge Schule genommen und sie den größten Schmerz kennen gelehrt, den das Leben bietet; denn es giebt kein schlimmeres Leid, als wenn man Das verachten muß, was man einst geliebt. Das war ihr Geschick. Auch das letzte Band war zerrissen und sie stand allein.

Der Tag kam heran. Der Himmel leuchtete in Sonnenglanz, die grünen Berge tauchten aus der

Nebelfluth erfrischt und jugendlich empor. Durch die Bäume wehte der Morgenwind und schüttelte den funkelnden Thau herab. Die Vögel zwitscherten unter Adolphinens Fenster. Nur sie wurde nicht das neue Leben gewahr. Bleich und verwacht saß sie noch immer am Fenster. Sie hatte keinen Entschluß gefaßt, das ganze Dasein war ihr noch gleichgültiger als früher. Mechanisch erwiederte sie den Gruß der treuen Dienerin, welche sich besorgt nach ihrem Befinden erkundigte.

— Es geht besser, antwortete sie und versank in ein dumpfes Brüten.

Ihr Vater kam schon am frühen Morgen und zeigte eine auffallende Zärtlichkeit. Sie vergalt seine Besorgniß mit einem erkünstelten Lächeln. Lüge für Lüge, Heuchelei für Heuchelei, dachte sie im Stillen und freute sich über die Täuschung, welche ihr so wohl gelang. Er verließ sie, ohne auf ihre Unterredung mit dem Fürsten anzuspielen. Nur zuweilen betrachtete er sie, wenn er sich unbemerkt glaubte, mit lauernden Blicken, als wollte er ihre geheimsten Gedanken lesen. Endlich entfernte er sich nach kurzer Zeit wieder mit einiger Unruhe, die er indeß vorläufig zu verbergen suchte. Das Band zwischen Vater und Tochter war längst gelockert. Beide hüteten

sich instinktmäßig jetzt zu sprechen, um es nicht vollends zu zerreißen. Gegen Mittag erschien ihr Verlobter in Begleitung seines Oheims. Sie schützte Kopfweh vor, um ihn nicht empfangen zu dürfen. So verging der Tag, den sie auf ihrer Stube zubrachte, wüst und eintönig. Erst die nächste Nacht brachte der Ermüdeten einen dumpfen Schlaf von wirren Träumen unterbrochen. Sie befand sich wieder auf dem Hallstädter See. Er war spiegelglatt, als sie im Kahn darüber fuhr. Plötzlich langte aus der Tiefe eine riesige Hand nach ihr und suchte sie hinabzuziehn. Ihre Mutter, welche neben ihr saß, wollte sie zurückhalten, aber vergebens. Der dunkle Arm zog sie mit unwiderstehlicher Macht in die feuchte Gruft. Die Wellen schlugen über ihr zusammen und sie versank.

— Georg! schrie sie im Schlaf und erwachte von ihrem eigenen Ruf.

Sie war allein, die Nachtlampe brannte auf dem Tisch. Verstört blickte sie empor, bald aber entsann sie sich ihres Traumes. Er stand lebendig vor ihren Augen. Nur darauf konnte sie sich nicht besinnen, wie sie zu dem Namen gekommen, der ihr so mit einem Male beigefallen. Sie dachte darüber lange Zeit nach, dabei erinnerte sie sich wieder an den abwesen-

den Färbermeister. Es war ihr ganz eigen zu Muth, daß sein Bild so unversehens aus dem Chaos ihrer Seele emportauchte und einen fast beruhigenden Einfluß auf ihr sonst zerrüttetes Gemüth ausübte. Mit der Erinnerung an ihn war sie wieder eingeschlafen. Sein Name, den sie angerufen, schien eine beschützende Macht auf sie auszuüben.

Kräftiger als gestern erhob sie sich von ihrem Lager. Bald kam auch ihr Vater, um sich wieder nach ihrem Wohlsein zu erkundigen. Er freute sich, als er sie besser fand.

— Eine Braut darf nicht krank sein, setzte er scherzend hinzu.

Seine Worte brachten die entgegengesetzte Wirkung hervor, welche er vielleicht erwartete. Statt zu lächeln, sah sie ihn mit entsetzten Blicken an, als hätte sie eine Schlange gestochen. Ihre Bewegung war ihm nicht entgangen, da er sie fortwährend scharf mit lauernden Augen beobachtete.

— Adolphine! sagte er anscheinend betrübt, Du hast etwas auf Deinem Herzen! Warum verbirgst Du mir Deinen Kummer? Du weißt, daß Du keinen besseren Freund als Deinen Vater hast.

Der Freiherr betonte diese letzten Worte so nachdrücklich als möglich. Als sie darauf hartnäckig schwieg,

ergriff er ihre Hand, die sie ihm nur widerstrebend überließ.

— Hab' ich das um Dich verdient? sprach er dringender. Du entziehst mir Dein Vertrauen und mit welchem Grund? Bin ich nicht Dein Vater?

Sie zuckte leise zusammen, doch immer noch merklich genug. Er sah sie verwundert, fast erschrocken an. Eine dunkle Purpurröthe stieg ihm ins Gesicht, das von Ueberraschung und Zorn noch verzerrter schien, als sonst.

Es herrschte eine peinliche Pause, welche keiner der Anwesenden zu unterbrechen wagte. Beide rangen nach Fassung. Sie fühlten, daß eine erschütternde Katastrophe nahe bevorstand. Wie Gewitterschwüle lastete es noch auf ihnen. In der Ferne hörten sie den Donner grollen, sahen sie das Zucken der Blitze. Der Freiherr suchte sich noch zu bezwingen, es gelang ihm auch besser als seiner Tochter. Er wußte, was für ihn auf dem Spiele stand. Der Kaufmann war wieder in ihm erwacht und er berechnete im Stillen seinen Vortheil, den er nicht aus den Händen lassen wollte. Deshalb unterdrückte er den aufsteigenden Zorn und heuchelte eine Ruhe, die er nicht empfand.

— Adolphine! sagte er sanft auf einen andern

Gegenstand überlenkend. Dein Bräutigam hat heut zeitig hergeschickt, um sich nach Deinem Befinden zu erkundigen. Er ließ anfragen, wann er seinen Besuch machen darf. Du hast ihn gestern abgewiesen. Willst Du ihn nicht heut empfangen?

— Ich will ihn nicht wiedersehn, sagte sie eisig kalt.

— Was soll das heißen? schrie der Freiherr erschrocken. Das kann doch nicht Dein Ernst sein?

— Ich scherze nicht.

— Um so schlimmer für Dich. Ich kann und werde Deine Launen nicht länger dulden. Das gränzt an Wahnsinn.

— Es wäre kein Wunder, wenn es so wäre, versetzte sie bitter.

— Erkläre Dich deutlicher, wenn ich Dich bitten darf. Diese Verlobung ist in Gegenwart des ganzen Hofes geschlossen worden. Die höchsten Herrschaften haben daran Theil genommen und sie gleichsam durch ihre Gegenwart sanctionirt. Muß ich Dich darauf aufmerksam machen, daß ein Zurücktreten so gut wie unmöglich ist? Wir sind außerdem durch die Ehepacten bereits gebunden. Eine namhafte Summe steht für mich auf dem Spiel, eine Wandelpön von mehr als dreimal hunderttausend Gulden, die der zurück-

tretende Theil dem andern zu zahlen hat. Nein, nein! Ich kann es nicht glauben, daß Du so thöricht sein kannst. Ich habe Dich nicht gezwungen. Du hattest Zeit zum Ueberlegen. Jetzt ist es zu spät. Du wirst, Du mußt den Grafen heirathen.

— Auch dann, wenn ich so unglücklich werden sollte — wie meine Mutter?

Es lag ein schneidender Hohn in dieser Frage, vor dem der Freiherr zusammenschrak. Länger hielt er es nicht für nöthig die bisher noch erzwungene Ruhe beizubehalten. Ohne Umstände warf er die Maske ab und zeigte sich in seiner wahren Gestalt. Der Krieg war erklärt und jede Schonung dünkte ihm überflüssig. Mit funkelnden Augen trat er dicht an Adolphine heran.

— Du hast den Fürsten gesprochen, sagte er plötzlich und sein Ingrimm brach in seinen Zügen ungescheut hervor.

Es war unmöglich mehr Haß zu verrathen, als in diesen anscheinend gleichgültigen Worten lag. Eine jahrelang zurückgehaltene Wuth brach mit rohem Ungestüm hervor.

— Ja! hauchte Adolphine. Ich habe eine längere Unterredung mit dem Fürsten gehabt.

— Und darf man ihren Inhalt wissen?

— Erlassen Sie mir diese Bekenntnisse, welche mir den Frieden und das Glück meines Lebens rauben.

— Wie, er hat es gewagt? rief der Freiherr empört. Er hat Dir gestanden —

— Daß ich getäuscht worden bin, daß Graf Bangor ein ruinirter Wüstling ist, daß Sie —

— Daß ich nicht Dein Vater bin, daß Deine Mutter mich schändlich hintergangen und betrogen hat.

— Um des Himmels Willen! schrie Adolphine auf. Sie vollendete nicht. Ihre Sinne schwanden und sie sank, von der schrecklichen Gewißheit überwältigt, lautlos und ohne Besinnung auf den Boden. Mit wilder Schadenfreude beugte sich der Freiherr zu seinem Opfer nieder. Er empfand auch nicht das geringste Mitleid mit ihrer traurigen Lage. Sie war ihm Nichts, eine Null, die ihn in seinen Berechnungen geirrt und die er jetzt für immer von der Schreibtafel seines Gedächtnisses auszulöschen im Begriffe stand.

Kaltblütig ergriff er die Klingel und schellte. Die Kammerfrau erschien. Er deutete auf die Leblose ohne eine Bewegung zu verrathen.

— Ihrem Fräulein ist unwohl geworden. Lassen Sie den Arzt holen.

Darauf entfernte er sich, um mit Frau von Starenberg seine ferneren Schritte zu berathen.

IX.

Den angestrengten Bemühungen der guten Therese gelang es noch vor dem Erscheinen des Arztes die Ohnmächtige wieder in das Leben zu rufen. Bald kehrte ihr die Besinnung zurück. Das Unheil, welches sie geahnt, war eingetroffen. Das Andenken ihrer Mutter schien ihr für immer befleckt. Sie war nicht das Kind ihres Vaters, sondern des Fürsten. In dem Hause des Freiherrn von Busch hatte sie kein Recht, keine bleibende Stätte mehr. Dieser Gedanke verlieh ihr bald wieder eine nie gekannte Energie. Gestern fehlte ihr die Kraft und der Wille, einen festen Entschluß zu fassen, das war mit einem Male anders geworden.

Das Unglück rief ihren Trotz, eine Art von verzweifelten Muth hervor. Ihr Plan war schnell gefaßt. Sie beabsichtigte, keine Stunde länger in den ihr verhaßten Verhältnissen zu bleiben und den Freiherrn für immer zu verlassen. Das schien ihr unumgänglich nothwendig. Im Hintergrunde regte sich

noch ein anderer Gedanke. Sie war mit Ekel gegen eine Welt erfüllt, in der sie sich von allen Seiten verrathen sah. Längst hatte sie die Nichtigkeit und Hohlheit aller gesellschaftlichen Zustände erkannt. Die Lüge grinste sie aus allen Ecken und Winkeln an. Ihr wollte sie durch einen kühnen Schritt entgehn. Nachdem sie zu diesem bestimmten Entschluß gelangt war, überlegte sie nur noch die Art und Weise der Ausführung.

Sie war jetzt mit einem Male ruhig geworden. Keine Miene verrieth ihren furchtbaren Kampf, den sie so eben durchgekämpft. Die treue Kammerfrau ließ sich vollkommen täuschen, trotzdem ihr die vorangegangene Szene unerklärlich blieb. Adolphine schwankte noch, ob sie die bewährte Dienerin in ihr Geheimniß ziehn sollte. Sie hatte das Vertrauen zu allen Menschen verloren und doch sah sie die Nothwendigkeit ein, sich eine Begleiterin für ihre beabsichtigte Flucht zu verschaffen. Auch darüber war sie noch nicht klar, wohin sie zunächst ihre Schritte lenken sollte. Sie hatte keinen bestimmten Ort im Sinne. Der verborgenste Fleck wäre ihr der liebste gewesen. Sie wollte nur vergessen sein und, wo möglich, selbst vergessen.

Unter einem geschickten Vorwande wußte sie vor-

läufig Therese zu entfernen. Sobald sie wieder allein war, suchte sie mit Hast unter ihren Kleidungsstücken das Nothwendigste für ihre Reise. Sie durchwühlte ihre Schränke. Mancher kostbare Schmuck fiel in ihre Hände. Sie warf ihn verächtlich zur Seite. Weder von ihrem Vater, noch von ihrem Bräutigam mochte sie ein Geschenk behalten. Mit Geld war sie hinlänglich versehn. Der Freiherr hatte ihr vor Kurzem erst in einer glänzenden Mappe das Vermögen ihrer Mutter mit den aufgelaufenen Zinsen eingehändigt. Es war zu ihrem Nadelgeld bestimmt. Jetzt nahm sie keinen Anstand, dasselbe zu benutzen; das Geld, in Staatspapieren und Actien angelegt, war ja ihr unbestrittenes Eigenthum und obgleich die Summe nicht allzu bedeutend war, so reichte sie doch hin, ihr eine bescheidene Existenz zu verschaffen. Im Nothfalle war sie entschlossen, durch ihre Händearbeit, oder durch Unterricht ihr ferneres Leben zu fristen. Die Freiheit dünkte ihr um diesen Preis nicht zu theuer erkauft.

Schneller als sie es vermuthet kehrte indeß die gute Therese wieder. Adolphine hatte in ihrem Schmerze vergessen, die Thüre hinter sich zuzuschließen. So fand sie sich denn mitten in ihrer verrätherischen Arbeit überrascht. Auf einem Stuhle lagen die Klei-

dungsstücke zu einem kleinen Bündel zusammengeschnürt.

— Mein Gott! Was soll das heißen? frug Therese bestürzt.

— Schwöre mir, daß Du mich nicht verrathen willst, dann sollst Du Alles erfahren.

— Ich Sie verrathen! sagte die Kammerfrau vorwurfsvoll. Haben Sie je dergleichen von mir gesehn, oder gehört? Aber, um des Himmels willen, was haben Sie vor, was ist hier geschehn?

— Frage mich nicht. Ich muß fort und sollte ich allein und zu Fuß aus diesem Hause gehn. Willst Du mich begleiten?

— Bis in den Tod und wohin Sie wollen. O, mein Gott! Ich hab' es längst geahnt, daß es so kommen würde.

— Gut! Du sollst mit mir gehn. Noch heut Abend verlassen wir Ischl unbemerkt.

— Wie wird das möglich sein ohne Paß, ohne Geld?

— An Geld fehlt es mir nicht. Du miethest heimlich einen Wagen, der uns nach Salzburg bringen soll. Zwei harmlose Frauen, welche in ihrer eigenen Equipage reisen, wird kein Mensch nach einem Passe fragen. Von Salzburg gehen wir nach Mün-

chen, wo uns Niemand kennt. Dort überlegen wir, was wir ferner beginnen.

— O, mein Fräulein! bedenken Sie, was Sie thun wollen! Was wird Ihr Herr Vater sagen? Ich weiß nicht, was zwischen Ihnen vorgefallen ist, aber übereilen Sie sich nicht. Sollte es keinen andern Ausweg geben?

— Nein! versetzte Adolphine fest und bestimmt.

— Nun denn in Gottes Namen, so will ich Ihnen folgen, wohin Sie auch immer gehn, und keine Sylbe weiter fragen.

Mit diesem Beschlusse war auch Adolphine zufrieden. Die treue Kammerfrau entwickelte nun eine energische Thätigkeit, nachdem sie einmal von der Nutzlosigkeit jedes ferneren Einwandes sich überzeugt hatte. Therese wußte sich bald ihrer unglücklichen und verlassenen Herrin vollends unentbehrlich zu machen. Still und heimlich schaffte sie die beiderseitigen Habseligkeiten aus dem Hause, dann suchte sie einen bekannten und zuverlässigen Lohnkutscher auf, bei dem sie den Wagen für die Nacht bestellte. Das Alles geschah von ihrer Seite mit so vieler Vorsicht, daß Niemand Verdacht schöpfen konnte.

Unterdeß blieb Adolphine auf ihrem Zimmer. Sie schrieb einige Briefe, welche erst nach ihrer Abreise an

die betreffenden Personen gelangen sollten. Von ihrem Verlobten und dem Freiherrn nahm sie darin für immer Abschied. Auch an den Fürsten wollte sie ein Schreiben richten und ihn ebenfalls von ihrer Abreise in Kenntniß setzen. Sie glaubte damit nur eine heilige Pflicht zu erfüllen. Schon mehrere Male hatte sie vergeblich die Feder angesetzt, ohne daß es ihr gelingen wollte. Sie konnte für ihr aufgeregtes Gefühl nicht den ihr genügenden Ausdruck finden. Wie sollte sie ihn auch anreden, mit welchem Namen ihn begrüßen? Unmuthig zerriß sie stets den angefangenen Bogen, dann versank sie wieder in ein tiefes Nachdenken. Sie erschrak über den Mangel an kindlichem Gefühl, das sie ihm zu schulden glaubte. Er blieb ihr fremd wie früher, in ihrem Herzen regte sich kein zärtliches Gefühl für ihn, ja ihre Stimmung war eher eine gleichgültig kalte, als eine liebevolle.

Ueber sich selbst erzürnt hatte sie so eben einen neuen Brief begonnen, als der Bediente eintrat und den Baron Briolan meldete. Sie stand schon im Begriff, ihn abweisen zu lassen. Ihre gegenwärtige Stimmung schien ihr nicht geeignet, irgend einen Besuch und am wenigsten diesen zu empfangen. Ehe sie jedoch den Befehl ertheilen konnte, war der Baron bereits eingedrungen. Er sah bleich und verstört aus.

Noch nie hatte Adolphine früher sein vorgerückteres Alter so bemerken können. Heute fiel es ihr auf; er erschien ihr hinfällig, fast greisenhaft. Statt ihm entgegen zu gehn, zog sie sich vor ihm zurück. Seit jenem letzten Zusammentreffen mit ihm empfand sie eine geheime Scheu in seiner Gegenwart. Diese Bewegung war ihm nicht entgangen; er begrüßte sie mit einem trüben Lächeln.

— Fürchten Sie nichts mehr von mir, sagte er dumpf. Ich komme um Abschied zu nehmen. Bald werde ich für Sie nur noch wie ein Todter sein.

— Was ist geschehn? fragte Adolphine überrascht. Der tiefe Schmerz, der sich in Briolans Gesicht aussprach, ließ sie für kurze Zeit das eigene Unglück vergessen.

— Sie sollen Alles erfahren. Ich bin Ihnen die volle Wahrheit schuldig. Das soll meine Buße sein. Adolphine! Können Sie mir vergeben?

— Sie sprechen in Räthseln mit mir, die ich nicht verstehen kann. Ich wüßte nicht, was Sie mir zugefügt.

— Mehr als Sie ahnen können. Doch die Schuld trifft mich nicht allein. Ich bin selbst nur hintergangen worden von einer frechen Abenteurerin, von meinen eigenen Anverwandten —

— Auch Sie? rief Adolphine unwillkürlich aus.

— Hören Sie, was Ihnen nicht länger verborgen bleiben kann. Bald wird es ohnehin die Welt erfahren. Jene Somnambule, die ich selbst magnetisirte, ist eine Betrügerin, ich selbst wurde getäuscht.

— Unmöglich!

— Meine habsüchtigen Anverwandten benutzten diese Creatur, welche, von Eitelkeit verführt, durch Geld bestochen, ein schändliches Spiel mit mir und meiner unschuldigen Schwester getrieben hat. Man mißbrauchte meine unglückliche Stimmung, meinen Hang zum Wunderbaren, um sich meines Vermögens zu bemächtigen. Ich wurde noch zur rechten Zeit gewarnt. Doch ich wollte nicht der Anklage Glauben schenken. Erst die Geständnisse meines eigenen Kammerdieners öffneten mir die Augen. Auch er war mit im Bunde gegen mich, eine kleine Wohlthat, die ich ihm erwies, rührte ihn so tief, daß er mir den Betrug entdeckte. Religion und Magnetismus standen im Dienste der gemeinsten Intrigue. Jetzt trete ich vor Sie hin, beschämt, gedemüthigt vor mir selbst. Sie haben meine Irrthümer mit mir getheilt, Sie sollen durch mich wieder enttäuscht werden.

— Lüge, Alles Lüge! murmelte Adolphine von Neuem durch diese Entdeckung erschüttert.

Er schwieg. So standen sich Beide stumm und ergriffen gegenüber, zwei Schiffbrüchige am öden Strande des Daseins. Sie hatten Alles verloren, den Glauben an die Welt, die Liebe zur Familie. Sie waren mit all ihrem Geist und ihrem Wissen zu Bettlern geworden, ein Spott der Thoren, ein Spielball der Betrüger. Keiner wagte zuerst die ängstliche Stille zu unterbrechen. Sie waren gegenseitig von Scham und Reue erfüllt.

— Und Sie wollen Ischl jetzt verlassen? fragte Adolphine, nur um den peinlichen Gedanken zu entgehn, die sich ihr aufdrängten.

— Was soll ich hier noch thun? Ich habe Alles verloren, Alles, was ich noch auf Erden mein nennen durfte.

— Alles, Alles, wiederholte sie mit gefalteten Händen.

— Adolphine! Auch Sie sind mir nun entrissen. Sie haben sich verlobt, verlobt mit diesem Bangor?

— Halten Sie ein! flehte sie mit abgewandtem Gesicht. Ich will nichts mehr hören.

— Ich will reden, weil ich muß, trotz Ihres Verbotes. Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich mich in diesem Augenblick wie einen Sterbenden betrachte. Im Tode ist Wahrheit und beim Scheiden fallen alle

jene elenden Rücksichten fort, welche die lügnerische Welt von uns verlangt. Ja, ich liebte Sie, Adolphine! und ich kämpfte einen heißen, wilden Kampf. Thor! der ich war. Ich wollte der Welt entsagen und Sie zugleich besitzen. Wochenlang schwankte ich zwischen Hölle und Himmel und konnte zu keinem festen Entschlusse kommen. Liebe und Glaube, Religion und irdische Lust rangen in meiner Seele. Ich war zu schwach, um beide zu umfassen, darum habe ich Alles eingebüßt. Sie gehören einem andern Manne an. Auch der letzte Trost ist mir entrissen.

Adolphine war tief erschüttert. Noch einmal trat der Versucher an sie heran. Ein falsches Mitleid mit sich und dem Baron beschlich ihr Herz. Sie stand schon im Begriff ihm die Wahrheit zu gestehn, die er zum Theil ahnte. Ihre Augen füllten sich mit Thränen. Als er sie weinen sah, schoß eine wilde Freude über sein Gesicht.

— Sie weinen, sagte er triumphirend. Lassen Sie mich diese Thränen hinwegküssen. Nein, Sie lieben diesen Bangor nicht. Es ist nicht möglich. Ich kann es nicht denken, daß ein Weib wie Sie einem solchen Manne angehören sollte. Fassen Sie Muth und sagen Sie mir Alles. Ich will Sie aus seinen Händen befreien. Ein Wink von Ihnen und ich bleibe.

Adolphine! Noch ist es Zeit. Vielleicht blüht Ihnen und mir eine bessere Zukunft und wir werden glücklich sein. Nein, das Leben hat noch nicht allen Reiz für mich verloren, wenn ich Ihre Thränen für mich deuten darf. Folgen Sie mir und trotzen wir der Welt. Es giebt für mich wieder nur ein Gebot und das heißt Genuß. O! wir waren Narren der Meinung, eines Wahns. Was kümmert uns das Geschwätz der Thoren, das Geschrei des blinden Haufen? Wir stehen über ihm. Wir wollen genießen. Fort mit den kindischen Rücksichten, mit der Gespensterfurcht. Wagen wir es nur und wir sind frei.

Während er so sprach, erhielten seine eingefallenen Augen wieder ihren alten, dämonischen Glanz und funkelten wie zuckende Irrlichter, die den Wanderer verlocken. Aber der Zauber war für Adolphine geschwunden. Ihr Mitleid hatte sich vollends in Verachtung, in Abscheu verwandelt.

— Gehen Sie, sagte sie mit beleidigter Würde. Ich will Ihnen auch diesen letzten Irrthum noch vergeben. Unsere Wege trennen sich. Niemals werde ich die Ihrige. Sie haben mich noch zur rechten Zeit gewarnt. Wäre ich ein Mann, so würde ich Rechenschaft für die Beleidigung gefordert haben, die Sie mir heute angethan. Doch nein, ich muß Ihnen noch

zum Dank verpflichtet sein. Es ist besser so, wie es gekommen. Auch diese Maske ist gefallen und ich habe Nichts mehr auf dieser Welt, was ich achten darf.

— Hören Sie mich, Adolphine, flehte Briolan. Lassen Sie uns nicht im Zorne scheiden. Ich gestehe gern mein Unrecht ein. Hier biete ich Ihnen meine Hand, Rang, Vermögen, Alles was ich noch auf dieser Erde besitze.

— Jedes Wort aus Ihrem Munde ist nur eine neue Beleidigung. Verlassen Sie mich. Sie deutete mit ihrer ausgestreckten Hand gebieterisch nach der Thüre. Briolan wagte nicht, ihrem Befehl zu widerstehen. Selbst im Zorn erschien sie ihm noch immer schön und anbetungswürdig. Noch einmal suchte er sich ihr zu nahen, aber der starre Ausdruck ihres Gesichtes bannte ihn. Wie versteint blieb er in ehrerbietiger Entfernung stehen.

— Verloren, Alles verloren! rief er im wilden Schmerz und schwankte gänzlich gebrochen zur Thüre hinaus.

X.

Droben auf einsamer Alp saß das schöne Nandel in der Abenddämmerung. Mit ihren sanften Taubenaugen strengte sie sich an in die bereits dunkelnde Ferne zu sehen. Ihr unschuldiges Herz pochte dabei voll banger Erwartung. Seit Wochen schon lebte sie nicht mehr in dem Hause des strengen Ohms. Er hatte sich von ihr getrennt. Ohne ihr einen Grund anzugeben brachte er sie in diese Sennhütte, welche einem seiner Anverwandten angehörte. Es war ein herrliches Plätzchen, mitten zwischen den hohen Bergen gelegen. Vom Thal auf führte ein steiler Weg, den nur selten ein menschlicher Fuß betrat, zu der grünen Matte empor. Dort wohnte sie allein und hütete das Vieh, welches ihrer Aufsicht anvertraut war. Höchstens einmal der Woche sah sie das ernste, gerunzelte Gesicht des Bergmanns. Dann und wann sprach auch der Valentin bei ihr vor. Der Holzknecht war in der letzten Zeit noch mehr verwildert und sie fürchtete sich vor den Ausbrüchen seiner rohen Wuth. Lieber blieb sie ganz einsam als in seiner trotzigen Gesellschaft. Wer sie aber fast gar nicht mehr verließ, das war der Trobbel. Er wich nicht

mehr von ihrer Seite und die frische Bergluft schien ihm auch wohlzuthun. Dabei leistete er ihr stets die besten Dienste. Den ganzen Tag war er mit dem Vieh beschäftigt. Hatte sich eine grasende Kuh zwischen Felsen verirrt, so daß sie weder vorwärts, noch rückwärts wußte und blökend da stand, so kletterte der Sepp wie eine Katze am Abgrund und führte die Verirrte wieder auf den rechten Weg. Er kannte jeden Vorsprung, jeden Steg, wußte wo die saftigsten Kräuter und die schönsten Alpenblumen standen. Wie ein treuer Schäferhund war er den ganzen Tag auf den Beinen und ersparte dem schönen Nandel manche Mühe und Arbeit. Dafür war sie ihm auch dankbar. Sie gab ihm die beste Milch und den schönsten Käse, setzte sich zu ihm und redete mit ihm wie mit Ihresgleichen. Der Trottel horchte hingegen auf jedes Wort von ihr und schien sie vollkommen zu verstehen. Ueberhaupt hatte der kurze Aufenthalt auf der sonnigen Alp einen wesentlichen Einfluß auf seine geistigen Fähigkeiten ausgeübt. Aus der thierischen Hülle brach schon öfter ein Strahl der göttlichen Vernunft und es gab Augenblicke, wo er einem menschlichen Wesen immer ähnlicher wurde.

Und noch ein Gast suchte das schöne Nandel in ihrer Einsamkeit auf. Er war es, den sie jetzt so

sehnsuchtsvoll erwartete und nach dem sie in der überhandnehmenden Dunkelheit ausspähte.

Der Maler hatte Hallstadt nicht sogleich verlassen, wie er seinem Freunde versprochen. Erst erwartete er die Empfehlungsbriefe, welche längere Zeit ausblieben. Später verweilte er unter allerlei Vorwänden, da er sich selber nicht einmal den wahren Grund eingestehen wollte. Nach jenem heftigen Ausbruch seiner Verzweiflung verfiel er in eine Krankheit, die ihn mehrere Tage an sein Bette fesselte. Damals war noch Nandel im Hause ihres Oheims und verpflegte ihn. Da geschah es wohl, daß sie oft längere Zeit in seiner Nähe verweilte. Bald mußte sie ihm einen Heiltrank reichen, den der Arzt verordnet hatte, bald brachte sie ihm ein Krankensüpplein, welches sie selbst gekocht und ihm mit zärtlicher Sorgfalt aufnöthigte. Zuletzt kam sie auch ohne das und blieb immer länger und ganz von freien Stücken in der Krankenstube.

Ihre Gesellschaft mochte zu seiner schnellen Heilung noch mehr beigetragen haben, als der geschickte Salinendoctor mit seiner Medicin. Wenigstens erquickte ihn ihr Anblick, so oft sie in die Stube trat, wie Blüthenduft. Er gehörte eben zu den schwachen Naturen, deren Herz der Liebe bedarf. Nachdem sich

Adolphine von ihm losgesagt, Georg ihn verlassen hatte, streckte er die Arme sehnsüchtig nach einem andern Wesen aus. Wie die Schlingpflanze suchte er sich an dem Nächsten festzuhalten und wieder vom Boden emporzuranken. Da saß das holde Nandel neben ihm und er brauchte erst nicht weit zu gehn. Ihre Schönheit war ihm schon längst aufgefallen, dafür war er Künstler genug. Wegen ihrer Verschämtheit und der Scheu, die sie ausschließlich ihm gegenüber zeigte, hatte er sie leider für beschränkt gehalten. Außerdem drängte das strahlende Bild Adolphinens das liebliche und bescheidene Nandel in den Hintergrund. Jetzt aber traten alle ihre Vorzüge lebendig hervor, wie das sanfte Mondlicht, wenn die blendende Sonne am Horizont verschwunden ist.

Grade ein solch wundes Herz, wie Ferdinand besaß, ist einer neuen Leidenschaft besonders zugänglich. Im frisch gepflügten Boden gedeiht die Saat am Besten und auf Ruinen wächst Alles um so lustiger. Starke Männer sind Felsen. Eine unglückliche Liebe schlägt wie der Blitz eine ewige Spur in ihre Seele, während die schwächeren Naturen dem Wasser gleichen. Wenn der glühende Strahl hineinfährt, so zischt und tobt es gewaltig auf, aber eine Stunde später — und die Oberfläche ist wieder glatt, wie zuvor. So er-

ging es dem Maler. Mit jedem Tage gefiel ihm das schöne Nandel besser. Jetzt erst entdeckte er hundert gute Eigenschaften, die er früher übersehn. Sie besaß nicht nur fromme Taubenaugen, sondern auch ein wahres Taubenherz. Ihr ganzes Wesen war Güte und Hingebung. Sie lebte nur für Andere und Aufopferung schien ihr Bedürfniß zu sein. Nachdem sie einmal ihre anfängliche Scheu vor dem „Herrn" überwunden hatte, zeigte sie auch mehr Geist als er von ihr erwartete. Ihre vermeintliche Beschränktheit war nur die Hülle eines gesunden Verstandes, dem es selbst nicht an einer gewissen Schalkhaftigkeit gebrach. Ihre Natürlichkeit entzückte ihn und sogar der Mangel an gewöhnlicher Bildung gab ihr in seinen Augen einen neuen Reiz. Er träumte sich bereits in eine Idylle, in eine Dorfgeschichte hinein, nachdem das mehr dramatische Verhältniß zu Adolphinen ein so unglückliches Ende für ihn genommen hatte.

Das schöne Nandel selbst brauchte sich nicht erst zu verlieben, denn sie liebte ihn vom ersten Augenblick an, da sie ihn gesehn. Er war ihr Alles, ihr Herr und ihr Gebieter und sie dünkte sich schon glücklich, wenn sie ihm nur als treue Magd dienen durfte. Ihre Neigung verrieth sich in jedem Blick, in jeder

Bewegung. Sie wußte sich nicht zu verstellen, und ehe sie sich selber über ihre Liebe klar geworden, lag sie in seinen Armen und an seiner Brust.

Dieses Glück sollte nur kurze Zeit andauern. Beide wurden von den mißtrauischen Blicken des Bergmanns und von den noch schärferen Augen des eifersüchtigen Valentins bewacht. Eines Tages verschwand das schöne Nandel plötzlich aus dem Hause. Der strenge Ohm brachte sie auf die hohe, weit entlegene Alpe. Dort glaubte er sie sicher vor den Nachstellungen des Malers, dem er zu gleicher Zeit die Wohnung kündigte. Aber die Liebe hat Flügel, weder Berg noch Thal vermag sie aufzuhalten. Je mehr Hindernisse ihr in den Weg treten, desto schneller und mächtiger wächst sie empor. Der Funke, welcher sonst vielleicht erloschen wäre, wird vom Wind zur Flamme angefacht.

Ferdinand blieb in Hallstadt und miethete sich im Gasthause ein. Den ganzen Tag streifte er im Gebirge umher, um die Spur des schönen Nandel zu suchen. Daß ihm sein Wunsch nicht so bald in Erfüllung ging, steigerte nur seinen Eifer. Der alte Engelfranz hatte dafür gesorgt, daß ihm die Entdeckung schwer ward. Die einsame Alpe war nur wenig Menschen bekannt und lag auf fast unzugänglicher

Höhe. Niemand außer ihm und dem Valentin wußte um das Geheimniß. Auch dem Troddel blieb Nandels neuer Aufenthalt vorläufig verborgen. Aber dem Kretin war das Leben in Lahn verleidet, seitdem er nicht mehr das holde Antlitz seiner Wohlthäterin erblickte. Den ersten Tag war er so betrübt, daß er keinen Bissen anrühren mochte. In allen Winkeln und Kammern kroch er herum, um sie zu suchen. Am nächsten Morgen war auch er verschwunden. Von jenem wunderbaren Instinkt geleitet, welcher bei den niederen Wesen die Stelle der Vernunft zu vertreten scheint, kletterte er von Berg zu Berg, von Klippe zu Klippe, bis er die abgelegene Sennhütte und den Gegenstand seiner Nachforschungen endlich fand. Mit einem lauten Freudenschrei stürzte er erschöpft, halbtodt zu ihren Füßen. Durch ihre Sorgfalt und Pflege erholte er sich bald wieder und seitdem verließ er sie nur selten. Der mürrische Bergmann hatte nichts gegen seine Gesellschaft einzuwenden und fürchtete von dem blöden, der Sprache fast beraubten Geschöpf keinen Verrath des Geheimnisses.

Nachdem der Maler bereits einige Tage vergebens nach Nandel ausgespäht, sah er auf einem Felsvorsprung ein seltsames Wesen kauern, das ihn mit allerhand wunderlichen Tönen und Zeichen grüßte.

Er erkannte sogleich den Kretin und näherte sich demselben. Eine geheime Ahnung sagte ihm, daß er am Ziele seiner Nachforschungen stehe. Es war ihm unmöglich ein Gespräch mit dem Unglücklichen anzuknüpfen, der nur thierische Laute aus rauher Kehle hervorstieß. Ferdinand beschloß sich jedoch unbedingt der Leitung eines solchen Führers anzuvertrauen und ihm zu folgen. Sobald der Trobbel seinen alten Freund, den Maler, bemerkte, setzte er sich schnell in Bewegung. Kaum vermochte ihm dieser nachzufolgen. Es war ein harter, ungebahnter Weg voll vorspringenden Baumwurzeln und wüstem Gerölle. Glatte Kiefernadeln erschwerten das Gehen und bei jedem Schritt glitt der Fuß aus. Immer steiler stieg der Berg empor und der Maler bereute schon seinen thörichten Entschluß. Es war eine halsbrechende Partie und der Kobold, welcher vor ihm herschoß, schien ihm keineswegs ein sicherer Führer. Plötzlich verlor sich auch die bisher noch sichtbare Spur eines Fußpfades unter einem Labyrinth herabgestürzter Felsentrümmer. Der Maler hielt es nicht für gerathen, weiter zu gehen, und fürchtete schon, möglicher Weise in den tiefen Abgrund zu stürzen. Erschöpft ruhte er auf einem Steine aus und überlegte, ob er nicht bei Zeiten seinen Rückzug antreten sollte; aber der Trod-

del winkte ihm von Neuem und zerrte an seinem Rock. So oft Ferdinand stehen blieb, sah er ihn mit seinen glanzlosen Augen an und deutete mit seinen langen Armen nach dem seltsam geformten Gipfel des Berges. So ließ der Kretin nicht von seinem Begleiter, bis dieser Miene machte, ihm zu folgen. Dann sprang er wieder behende voran wie ein Hund, der seinem Herrn vorauseilt, geschickt über die Steine setzend und mit bewunderungswürdiger Sicherheit am schwindelnden Abgrunde emporklimmend. Vorsichtig folgte ihm der Maler nach. So waren sie schon mehrere tausend Fuß gestiegen. Zu ihren Füßen lag ein Gewirre von unbekannten Bergrücken und Schluchten, aus deren Tiefe die Bergwasser wie Silberfäden glänzten. Ihnen gegenüber erhob sich der Dachstein mit seinen ewigen Gletschern und meilenlangen Schneefeldern. Aus dem Abgrunde starrte der Hallstädter See herauf, wie ein großes, dunkles Menschenauge, in dessen Tiefe sich ein noch dunkleres Geheimniß birgt. Es war so still auf der Höhe, als wäre die ganze, große Welt gestorben und alles Leben todt. Fast fürchtete sich Ferdinand vor der lautlosen Einsamkeit, vor diesem Schweigen der Natur. Da tönte droben aus der Ferne der trauliche Klang der Glocken und Glöckchen, welche die Nähe einer

Alpenwirthschaft verkünden. Dazwischen schallte eine liebliche Menschenstimme, silbern und heller als all die Glocken und Glöckchen ringsumher. Ferdinand kannte das Lied und die Sängerin. Jetzt folgte er seinem Führer ohne alle Furcht und kam ihm fast zuvor. Immer lauter tönte Nandels Gesang und er konnte die einzelnen Worte schon verstehen. Sein Herz pochte ihm laut in der Brust. Es bedurfte nur noch einiger Schritte und er stand an dem erwünschten Ziel. Da lag die Alpe, wie ein Smaragd im hellen Sonnenschein. Ein großer Ahornbaum beschattete die Hütte, vor deren Thür ein geschwätziges Brünnlein floß. Ringsumher weideten zerstreut die braunen und rothen Rinder oder ruhten behaglich wiederkäuend in dem duftigen Gras, auf einem Blüthenteppich, wie ihn schöner kein Fürst in der Welt haben mag.

An einem Abhang saß das schöne Nandel. Ihr Sitz war ein großer Stein mit Moos bekleidet, weich wie Sammt. Ueber ihrem Haupte wuchsen Alpenrosen und Primeln, zwitscherte der zahme Bergfink sein frisches Lied. Sie blickte sehnsuchtsvoll in die Tiefe. Ihre Gedanken weilten im Thale bei dem Manne ihrer Liebe. Sie ahnte nicht seine Nähe und er wurde nicht müde die holde Gestalt zu betrachten.

— Nandel! rief er ihr endlich zu.

Sie horchte auf. Die Stimme kam ihr so bekannt vor. Doch sie wagte nicht an ihr Glück zu glauben.

— Ich bin es, wiederholte er.

Jetzt erst blickte sie zu ihm empor.

Mit einem lauten Freudenschrei stürzte sie an seine Brust.

XI.

Das waren himmlische Stunden, welche der Maler auf der Alp verlebte. Er kehrte immer wieder zurück. Da saß er mit dem lieblichen Kinde in der grünen Einsamkeit und lauschte ihrem süßen Geschwätz. All sein Ehrgeiz war geschwunden und die Natur, als deren Verkörperung ihm Nandel erschien, übte ihre Wunderkraft auf sein krankes Herz. Ruhe und Frieden kehrten ihm hier zurück und er vergaß die Welt mit ihrem Treiben, ihren Qualen und Schmerzen. Kein irdischer Wunsch, keine wilde Begierde bestürmte seine Brust. Sie schwiegen in der Gegenwart dieser Unschuld, welche so ganz Liebe, Hingebung und Vertrauen war.

Beide dachten nicht an die Zukunft, der Augenblick war ihnen Alles. Ihnen genügte schon, sich zu

sehen, mit einander sprechen zu dürfen. Was wollten sie auch mehr? Die übrige Welt war für sie nicht vorhanden, kein störender Laut drang zu ihrem Asyl empor. Sie lebten wie auf einer noch unentdeckten Insel im fernen Ozean. Den einzigen Schmerz empfanden sie wenn Ferdinand ging, aber selbst diese kurze Trennung erhöhte nur die Freude des täglichen Wiedersehens.

Der Maler fühlte ein Glück, an das er bisher nicht mehr geglaubt. Er feierte gleichsam eine Art von geistiger Wiedergeburt. Seine moderne Zerrissenheit machte einem innigen Wohlbehagen Platz. Er konnte über seine früheren Pläne und Bestrebungen im Stillen lächeln. Adolphinens Bild schwand immer mehr aus seinem Gedächtnisse. Sie war ihm nur noch die Repräsentatin einer mit sich selbst zerfallenen Gesellschaft. Ihren Geist vermißte er an Nandel nicht, deren Natürlichkeit und Herzenseinfalt ihm jetzt weit höher galt. Es ging ihm wie dem reichen Prasser, der zuweilen einen Trunk aus dem frischen Bergquell dem köstlichsten Weine vorzieht.

So verschwanden die schönen Tage den Liebenden in anscheinender Einförmigkeit und doch voll entzückender Abwechslung. Wer vermag diesen geheimniß-

vollen Reiz einer glücklichen Neigung zu schildern? Ihre Wonnen und Freuden strömen aus verborgenen Quellen, die der Profane nie entdeckt. Ein Blick wird zum Ereigniß, ein leichtes Wort erhält eine schwere Bedeutung. Ein Lächeln prägt sich ewig dem Gedächtniß ein und der Greis zehrt noch an der Erinnerung eines wesenlosen Nichts. Ferdinand und Nandel genossen dieses Glück im reichsten Maße. Jeder Stein, jeder Baum war für sie ein Monument. Hier hatte sie gesessen, dort war sie zum ersten Mal ihm begegnet. Heute brachte er ihr das von ihm gemalte Bild ihrer Schutzheiligen, welches sie über ihr jüngfräuliches Bett heftete, und morgen gab sie ihm den für ihn gepflückten Blumenstrauß. Alles war schön, groß und bedeutend. Wenn sie sprach, lauschte er mit Entzücken auf die unverdorbene und überraschende Sprache der Natur. Da entdeckte er hundert neue Wendungen und poetische Gedanken von einer Frische und Unmittelbarkeit, welche er bei keinem sogenannten Volksdichter bisher gefunden hatte. Sie dagegen hörte ihm andächtig zu, wenn er von der Welt, von Kunst und Bildung sprach. Seine Worte klangen ihr wie eine heilige Offenbarung. Er wurde ihr Lehrer und mit seinen Augen erschaute sie das wunderbare All.

Aus dieser Unterhaltung erwuchs für Beide ein neuer Umschwung ihres ganzen Wesens.

Der Maler näherte sich wieder der Natur und Wahrheit, während Nandel den engen Horizont ihrer Gedankenwelt sich täglich mehr erweitern sah. So gewannen sie gegenseitig und ergänzten sich mehr und mehr. Ferdinand gefiel sich in der Rolle des Lehrers, wobei er selbst doch zum unbewußten Schüler wurde. Seine Liebe wuchs mit jedem Tag, aber dies Gefühl war weit verschieden von der Leidenschaft, mit welcher er Adolphinen noch vor Kurzem folgte. Aus einem Sklaven war er ein freier Mann geworden. Oft glaubte er das Alles nur zu träumen, die Möglichkeit eines solchen Glückes erschien ihm wie das Phantasiegebilde des Dichters. Die Alpe dünkte ihm das verlorene Paradies, welches ihm allein sich wieder öffnete. Hier war der Himmel blauer, die Sonne goldener, reinere Lüfte umwehten ihn. Die Natur hatte sich auf diesen Höhen ihre ursprüngliche Jungfräulichkeit bewahrt. Nirgends glaubte Ferdinand die Blumen duftiger, die Kräuter frischer und glänzender gesehn zu haben. Ein eigener Schmelz lag auf jedem Blatt, eine wunderbare Farbenpracht um Fels und Wiesen ausgebreitet. Jeder Augenblick brachte einen neuen Reiz hervor und der Wechsel der Beleuchtung

befriedigte und entzückte sein Künstlerauge. Das waren gewiß die genußreichsten Studien, welche er in der Nähe der Geliebten machen durfte. Bald schaute er die erhabenen Formen der nahen Gletscher, bald sah er in die grüne, dämmernde Tiefe, oder in die blaue Ferne. Zuweilen versuchte er in flüchtigen Zügen das Gesehene mit dem Bleistift in seinem Skizzenbuche festzuhalten. Dann stand das schöne Nandel bewundernd neben ihm und unwillkürlich erschien ihr holdes Bild im Vordergrunde der landschaftlichen Szenerie. Wenn sie sich dann selbst wohlgetroffen erblickte, stieß sie einen Freudenschrei über seine Geschicklichkeit aus und dankte ihm mit süßem Lächeln. Auch der Trobdel wurde nicht vergessen und trotz seiner abschreckenden Gestalt wußte ihm der Maler den Ausdruck der Treue und Ergebenheit zu geben, den sein Gesicht zuweilen deutlich zeigte.

Tag auf Tag verfloß auf diese Weise in unaussprechlicher Seligkeit. Die Liebenden bemerkten nicht das Unwetter, welches sich drohend über ihren Häuptern zusammenzog. Trotz aller Vorsicht konnten die Besuche Ferdinands nicht unbemerkt bleiben. Der Holzknecht hatte Verdacht geschöpft und legte sich, so oft er von seinem mühevollen Geschäft abkommen konnte, auf die Lauer. Zwar gelang es ihm nicht,

den Maler auf der Alpe selbst zu überraschen. Sobald der Abend kam und die Dunkelheit eintrat, mußte Ferdinand scheiden und nach Hallstadt zurückkehren. Das schöne Nandel litt ihn dann nicht länger in ihrer Nähe, theils aus jungfräulicher Scham, theils aus Furcht und Besorgniß wegen eines gefährlichen Zusammentreffens mit dem ungestümen Valentin. Dieser pflegte sie dann plötzlich in der Nacht bald allein, bald in Gesellschaft seiner Kameraden zu überfallen. Solche Besuche gehören im Gebirge zu den gewöhnlichen Ereignissen.

Jeder Holzknecht hat auf der Alpe seine befreundete Sennerin, die er in der Nacht heimsucht, wenn er es nicht vorzieht in der gemeinschaftlichen Kaserne, einem Blockhaus aus rohen Balken und Brettern errichtet, mit seinen Gefährten zu schlafen. So oft der Valentin abkommen konnte und in einem nicht allzufern liegenden Walde beschäftigt war, machte er von dieser Sitte Gebrauch. Nach der angestrengtesten Arbeit ging er oft noch stundenlang und erstieg die hohe Alp, um seine Sennerin zu sehn. Bei diesen Wanderungen geschah es oft, daß er dem Maler begegnete. Dieser Umstand genügte dem eifersüchtigen Burschen, um seinen Verdacht zu erregen. Auch das Benehmen Nandels war nicht geeignet, seinen

Argwohn zu zerstreuen. Sie vermochte nicht zu heucheln und zeigte ihm unverholen die steigende Abneigung, welche ihr seine Rohheit einflößte. Die frühere Vertraulichkeit zwischen Beiden hatte aufgehört und nur mit Widerstreben öffnete sie ihm ihre Hütte, wenn er ungestüm Einlaß forderte. Den Ausbrüchen seiner wilden Zärtlichkeit wußte sie stets mit einer weiblichen Würde zu begegnen, welche selbst dem wüsten Burschen Achtung einflößte. Je mehr er aber sich bezwingen mußte, desto höher stieg sein Groll gegen einen glücklicheren Nebenbuhler, den er mit Recht in der Person des Malers vermuthen durfte. Bald wußte er sich durch fortwährendes Lauschen, Spioniren und Beobachten Gewißheit zu verschaffen.

Sobald er zu dieser Ueberzeugung gelangt war, hatte er nur noch den einzigen Gedanken, Rache an dem begünstigten Nebenbuhler zu nehmen.

Wie die meisten Holzknechte, welche eine eigene Corporation mit bestimmten Gebräuchen, Sitten und Rechten in jener Gegend bilden, war auch Valentin ein geübter Schütze. Seit einigen Tagen hatte er sich von der Arbeit losgemacht und bei dem Meisterknecht, dem obersten Aufseher der Genossenschaft, sich absagen lassen. Er streifte nun so heimlich als mög-

lich in der Nähe der Sennhütte, um seine Rachepläne zur Ausführung zu bringen. Unter dem groben, wollenen Ueberwurf, welcher bei den Holzknechten die Stelle des Mantels vertritt und einem Sacke mit zwei Oeffnungen zum Durchstecken der Arme gleicht, hielt Valentin seine geladene Büchse verborgen. Zwischen Felstrümmern und Gesträuch versteckt erwartete er die Ankunft seines Nebenbuhlers. Der Maler ließ ihn nicht vergebens harren. Der Holzknecht sah ihn schon von Weitem kommen und den steilen Pfad emporklimmen. Sein wildes Herz pochte vor böser Lust. Jetzt näherte sich das ahnungslose Opfer mit heiterem Gesicht. Ferdinand war so glücklich und fröhlich, wie noch nie in seinem Leben. Er mußte seinem Herzen Luft machen und sang ein heiteres Lied, welches der Geliebten zugleich sein Kommen verkünden sollte. Jeder Ton steigerte die Wuth des Burschen und schnitt ihm tief in die Seele.

Er prüfte ungesehn den Hahn und spannte ihn. So stand er wie der Jäger, der das Wild belauscht. Schon hob er das Gewehr empor und legte auf den Maler an, als er ein Geräusch im Dickicht zu vernehmen glaubte. Valentin stutzte und schaute sich erschrocken um. Der Maler war gerettet und verschwand von einer vorspringenden Felswand gedeckt, so daß

der Holzknecht seinen frevelhaften Anschlag für jetzt nicht mehr ausführen konnte.

— Um so besser, murmelte er verdrießlich. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Er soll mir nicht entgehn und Nandel selbst soll Zeuge meiner Rache sein. Vor ihren Augen werde ich ihn niederschießen wie einen tollen Hund.

Mit diesen Worten eilte er ins Gebüsch, um dem störenden Geräusche nachzuspüren. Er konnte nichts entdecken und doch schien es ihm, als ob ein menschliches Wesen hier in der Nähe sein müßte. Er sah in dem schlüpfrigen, feuchten Boden deutliche Spuren von Fußtritten. Zuweilen war es ihm auch als raschelte es dicht neben ihm im dunklen Gehölze. Wenn er aber drauf los ging, so sah er sich getäuscht. Zuletzt hielt er dies unheimliche und ihn beunruhigende Wesen für einen Fuchs, der nach seiner Höhle kehrte und nach gewohnter, schlauer Weise den Verfolger zu äffen suchte.

Seine Rache gab der Valentin darum nicht auf. Den Tag über hielt er sich verborgen im Gebüsch. Wie es aber zu dämmern begann, stieg er vorsichtig empor, um sich der Sennhütte zu nähern. Zwischen Felsen und Sträuchern klimmte er auf ungebahntem Weg. Es gehörte der sichere Fuß und der schwindel-

freie Kopf des Holzknechtes zu dieser gefährlichen Wanderung. Kein Anderer hätte es ihm so leicht nachgethan. Aber die Gewalt der Leidenschaft trieb ihn zu ungewohnten Anstrengungen und über seine Gedanken vergaß er die Gefahr. Ein blinder Instinkt leitete ihn sicher an den furchtbaren Abgründen und gähnenden Schluchten vorüber. Unbemerkt hatte er so sein Ziel erreicht. Zuweilen schien es ihm aber als hörte er das eigenthümliche Geräusch dicht neben sich, doch er achtete nicht mehr darauf.

Ein frischer Heuhaufen lag in der Nähe der Hütte. Dort verbarg er sich ungesehn von den Liebenden, während er seiner Seits sie genau beobachten konnte. Der Maler saß neben dem Mädchen, dessen Hand er in der seinigen hielt.

— Es ist schon spät, bemerkte Nandel. Geh, damit Dich der Valentin nicht trifft. Der wüste Bub hat nichts Gutes gegen Dich im Sinn.

Der Holzknecht, welcher jedes Wort deutlich von seinem Standpunkte aus vernehmen konnte, knirschte vor Ingrimm mit den Zähnen. Er zog seine Büchse geräuschlos unter dem Kittel hervor.

Ferdinand suchte die ängstliche Geliebte zu beruhigen.

— Ich fürchte keinen Menschen auf der Welt.

Warum soll ich denn schon wieder Abschied nehmen? Die Sonne ist kaum untergegangen und der Dachstein glüht noch rosig wie mein Nandel hier.

— Sprich nicht so und mach', daß Du fortkommst, versetzte sie in schalkhaftem Ton, während ihr die Trennung doch innerlich nahe ging.

— Wann wird der Tag kommen, wo ich Dich nicht mehr verlassen darf?

— Ich ginge gleich mit Dir, wohin Du willst, sagte sie sich anschmiegend. Aber jetzt darfst Du nicht länger bleiben. Herr du mein Jesus! Wenn jetzt der Ohm käme, ich verginge gleich vor Angst.

Sie riß sich bei diesen Worten aus seinen Armen los, aber immer von Neuem umschlang er sie und suchte sie festzuhalten.

— Noch einen Kuß, flehte er.

— Meinetwegen, aber er muß für heut der letzte sein.

Ihre Lippen begegneten sich. Es war als ob sie sich heut nimmer trennen würden.

Valentin schoß das Blut zu Kopf. Vor seinen Augen war es dunkle Nacht.

Endlich ging der Maler. Sie winkte ihm noch mit der Hand zum Abschied zu.

— Gott behüt' Dich, mein Schatz, viel tausendmal, rief sie ihm aus voller Seele nach.

Da krachte ein Schuß und das Echo dröhnte hundertfach den Schall zurück.

Erschrocken wendete sich der Maler um. Er sah das schöne Nandel wanken und fallen. Im nächsten Augenblick kniete er bereits neben der Getroffenen am Boden.

Der wilde Valentin hatte sein Ziel gefehlt und statt des Malers Nandel selbst erschossen. Ihr rothes Blut färbte den grünen Rasen.

Der Holzknecht starrte einen Augenblick wie vom Blitz getroffen, dann ergriff er die Flucht und eilte den steilen Pfad hinab. Ehe er jedoch einige Schritte gelaufen war, wurde er im Rücken von zwei riesigen Armen gleich eisernen Klammern gepackt. Er wollte sich von seinem Gegner befreien, den er für den Maler hielt. Mit aller Kraft, die ihm zu Gebote stand, suchte er sich loszureißen. Er hatte es jedoch mit einem furchtbaren Feind zu thun, der ihm zwar an Gewandtheit, aber nicht an Stärke wich.

Bald lag er am Boden und sein Angreifer über ihm. Beide rangen in stummer Wuth.

Es war ein furchtbarer Kampfplatz. Zwei Schritte von ihnen entfernt drohte der finstere Abgrund, Beide

zu verschlingen. So rangen sie in der Nähe des Todes lautlos in stiller Wuth. Jeder versuchte den Andern hinabzustoßen. Wie zwei Schlangen wanden sie sich auf dem engen Raum und hielten sich fest umschlungen. Keiner stieß einen Laut aus, kaum war ihr keuchender Athem hörbar. Nur die Augen begegneten sich und glühten in unauslöschlichem Todeshaß. Jetzt hatte auch der Holzknecht seinen Gegner erkannt.

Es war der Kretin.

Der Trobbel hielt ihn mit seinen langen Armen umklammert. Gleich einem Kobold lag er auf seinem Feind, ein spukhafter Alp, welcher ihm die Brust zusammenschnürte. Vergebens machte Valentin die furchtbarsten Anstrengungen, sich des Verhaßten zu entledigen. Der lebendige Klumpen wich und wankte nicht.

Immer näher rückten Beide dem verhängnißvollen, steilen Abhang. Kaum einen Schritt waren sie noch von der grausen Tiefe entfernt.

Der bedrängte Holzknecht hatte seine Hand endlich frei gemacht und faßte nach dem dicken Hals der Mißgeburt, um den Kretin zu erwürgen. Das Gesicht desselben nahm schon eine bläuliche Färbung an und seine glanzlosen Augen traten aus ihrer Höhle,

aber er ließ darum doch nicht los und leistete noch immer einen verzweifelten Widerstand. Er schien keine Ahnung von der nahen Gefahr zu haben.

Valentin aber warf einen entsetzten Blick in den Abgrund und seine Besinnung drohte zu schwinden. Ein kalter Schauer rieselte durch seine Glieder, seine Kraft war gelähmt. Dazu kam der furchtbare Anblick, welchen das geschwollene Gesicht des Trobdels bot. Der unförmliche Kopf wurde immer größer und drückte wie eine zentnerschwere Last auf der Brust des Holzknechtes. Mit seinen scharfen Zähnen hatte er die würgende Rechte Valentins jetzt gefaßt und biß mit der grimmigen Wuth eines wilden Thieres hinein.

Sich fortwälzend lagen sie an dem äußersten Rande des Felsens. Die geringste Bewegung noch und sie stürzten zerschmettert in den Abgrund.

Instinktmäßig hielten sie im Kampfe inne und regten sich nicht. Es war ein kurzer Waffenstillstand eingetreten.

Durch eine List hoffte sich der Holzknecht von seinem Gegner zu befreien, der noch immer auf ihm rittlings saß. Er benutzte die eingetretene Pause, um neue Kräfte zu sammeln. Mit einer plötzlich schnellenden Bewegung, die er seinem Körper gab,

wollte er die drückende Last abwerfen. Er hatte sich verrechnet. Der Kretin war ihm zu schwer und diese letzte Anstrengung beschleunigte nur das grausenvolle Ende.

Ein lauter Schrei, ein dumpfer Fall und Beide stürzten in die Tiefe.

XII.

Während dieses Kampfes kniete der Maler neben dem leblosen Körper der Geliebten, alle anderen Vorgänge nicht beachtend. Das furchtbare Ereigniß hatte ihm anfänglich jede Besinnung geraubt. Seine Thränen benetzten ihre bleichen Wangen, mit seinen Klagen glaubte er noch immer sie ins Leben zurückrufen zu können. Sie lag wie eine Schlummernde auf dem grünen Rasen ausgestreckt, nur das strömende Blut verkündete die grauenvolle That.

— Nandel, Nandel! schrie er verzweiflungsvoll.

Die bleichen Lippen blieben geschlossen, der süße Mund war verstummt, nachdem er noch vor wenig Augenblicken so hold gelächelt, so anmuthig mit ihm gescherzt hatte.

Zwischen den Minuten lag ein Abgrund.

Der Maler rang verzweiflungsvoll die Hände. Dann beugte er sich wieder zu ihr hinab. Ihr Körper fühlte sich noch warm an. Vielleicht lebte sie noch. Dieser Gedanke durchzuckte ihn wie ein heller Sonnenstrahl. Er war früher Zeuge bei einem Duell gewesen und hatte dem Verwundeten unter Anleitung eines Arztes beigestanden. Schnell untersuchte er die Wunde, aus welcher das Blut in rothen, warmen Tropfen niederrieselte. Er hätte sein halbes Leben für die Gegenwart eines kundigen Arztes geschenkt.

Die Kugel hatte die Brust getroffen. Als er die Kleider des Mädchens zum Behuf der Untersuchung abstreifte und das Busentuch entfernte, erfüllte ihn ein heiliger Schauer. Er erröthete für die Bewußtlose. Es war nur eine kleine Oeffnung sichtbar, aus welcher ununterbrochen der Blutstrom sich ergoß. Dieser mußte zuerst gestillt werden. Er nahm sein Taschentuch und tauchte es in den benachbarten Brunnen, dann stürzte er in die Hütte und holte aus dem ihm bekannten Winkel etwas vorräthiges Leinenzeug. So gut er es verstand und vermochte, brachte er einen nothdürftigen Verband zu Stande. Darauf lagerte er den Körper auf indeß herbeigeschleppte Kissen, welche er von ihrem jungfräulichen Bette nahm. Von Zeit zu Zeit netzte er den Verband mit frischem, kal-

ten Wasser. Mit ängstlicher Sorgfalt beobachtete er nunmehr den Körper des schönen Nandels, um vielleicht noch irgend eine Lebensspur zu entdecken. Er betete, aber nicht mit den Lippen, sondern mit ganzer Seele, so heiß, so innig, wie er selbst als Kind nicht gebetet hatte. Zuweilen legte er sein glühendes Gesicht an ihre Brust, um den stockenden Herzschlag zu belauschen, aber er hörte nichts als das hämmernde Pochen in der eigenen Brust.

Doch regte sie sich nicht, klang das nicht wie ein tiefer schmerzlicher Seufzer?

In der That bemerkte Ferdinand jetzt ein leises Zucken in der schlaffen Hand. Sie schlug die bisher geschlossenen Augen auf und starrte ihn an, als wäre sie aus einem tiefen Traum erwacht.

— Nandel, mein Nandel! kennst Du mich nicht? schrie er wie außer sich.

Erst nach einigem Besinnen schien sie ihn wieder zu erkennen, denn ein schwaches Lächeln irrte über ihrem Gesicht. Sie machte eine Bewegung, als wollte sie mit der Hand nach der Stirne greifen. Da erst fühlte sie den Schmerz, welchen ihr die Wunde verursachte, sie stieß einen leisen Schrei aus, den ihr Leid ihr entpreßte. Auch einen Versuch zu sprechen machte sie, doch sie mußte davon abstehn, weil sie zu

schwach war. Aber die Hand reichte sie ihm hin, die er mit seinen Thränen und Küssen bedeckte.

Ein Zeichen der Liebe wollte sie ihm selbst in ihren größten Leiden geben.

Durch diese Bewegungen hatte sich der leichte Verband wieder verschoben und das Blut sickerte von Neuem hervor. Unablässig legte der Maler kalte Umschläge auf die Wunde und bewachte ihren Erfolg. Das weiße Linnen färbte sich immer wieder roth und er fürchtete, daß sich die Verwundete trotz aller Anstrengung verbluten würde. Kein Mensch war in der Nähe, er stand allein ohne Hülfe, ohne Rath.

Aber je größer die Noth, desto näher ist auch die Rettung.

In seiner Ohnmacht wendete sich der Maler an Den, der allein helfen kann. Lange Jahre hatte er nicht mit Gott gesprochen. Im Treiben der Welt hatte er den Vater im Himmel vergessen, jetzt in seiner Verlassenheit und Einsamkeit streckte er die gefalteten Hände zu ihm empor und er wurde gehört.

Er glaubte schwere Männertritte zu vernehmen.

— Zu Hülfe! schrie er dem Kommenden entgegen.

Nach einigen peinlichen Minuten sah er die hohe Gestalt des Bergmanns vor sich stehn.

— Was giebt es hier, was ist geschehn? fragte der Alte in strengem Ton.

Ferdinand setzte ihn mit wenig Worten von dem unglückseligen Ereignisse in Kenntniß.

— Das hat der Valentin gethan, erwiederte finster der Engelfranz. O Menschen, Menschen!

Dabei warf er dem Maler einen vernichtenden Blick zu, in welchem sich der ganze Haß seines verbitterten Lebens aussprach.

— Wir Beide sprechen uns noch, setzte er leiser hinzu. Jetzt muß nur Rath geschafft werden. Um der Leidenden willen frage ich Sie nicht, was Sie hier auf der Alp zu schaffen hatten. Eilen Sie nach Hallstadt und holen Sie den Arzt und Leute herbei. Ich werde unterdeß bei Nandel bleiben. Gehen Sie.

Ferdinand zögerte nicht. Er flog beim Mondenschein den steilen Pfad in kurzer Zeit hinab. Wie er hinuntergekommen, ohne sein Leben bei dieser stürmischen Eile einzubüßen, wußte er selber nicht. Die Verzweiflung beschleunigte seine Schritte und führte ihn sicherer, als alle Vorsicht. Er fand noch Licht im Städtchen. Mit kurzen Worten unterrichtete er den ihm bereits bekannten Salinenarzt von dem traurigen Vorfall. Dieser zeigte sich sogleich willig mit zu gehn. In Begleitung einiger Bergleute, welche

eine Tragbahre mitnahmen, trat der Maler mit dem Doctor den beschwerlichen Weg zur Alpe an. Zwei Männer mit Fackeln bewaffnet leuchteten ihnen. So gelangten sie zu der Sennhütte, wo sie die Verwundete unter der Obhut des finstern Alten fanden. Der Arzt untersuchte beim Fackellicht die Wunde so gut es unter solchen Umständen möglich war. Ferdinands Auge hing an seinen Lippen, aber der Doctor schwieg und der Maler wagte nicht zu fragen. Nandel wurde auf die Tragbahre gehoben. Die Fackelträger leuchteten voran und der Trauerzug setzte sich langsam in Bewegung. Den Beschluß bildete der menschenfeindliche Bergmann, der wie gebrochen hinterdrein wankte.

Es war Mitternacht vorüber als sie endlich das Haus des Engelfranz erreichten. Hier wurde Nandel behutsam auf das Bett gebracht. Der Doctor legte einen neuen Verband an und traf noch einige nöthige Verordnungen, worauf er sich mit den Uebrigen entfernte. Nur der Maler blieb zurück. Er wäre um keinen Preis der Welt gegangen. Der Bergmann sah ihn verwundert an, aber sprach kein Wort mit ihm.

Beide wachten stumm an dem Lager und theilten sich in ihre Pflege. In derselben Nacht noch stellte

sich auch ein heftiges Wundfieber ein. Die bleichen Wangen der Kranken färbten sich mit einer verdächtigen Röthe, ihre frommen Taubenaugen erhielten einen ungewohnten Glanz, ihre zuckenden Lippen murmelten unzusammenhängende und verwirrte Reden. Zuweilen schrie das arme Mädchen erschrocken auf. Wenn sich aber der Maler ihr näherte, wurde sie wieder ruhiger, sie reichte ihm die Hand und strengte sich an ihm zuzulächeln und ihre Schmerzen zu verbergen.

Ihr Lächeln schnitt ihm tief ins Herz.

Am frühen Morgen erschien der besorgte Arzt wieder. Jetzt erst sprach er von Ferdinand befragt seine Befürchtungen aus. Er hielt die Wunde nicht gradezu für tödtlich, aber immer noch für lebensgefährlich. Die Kugel hatte zwar kein größeres Gefäß verletzt, jedoch die Lungen getroffen. Der Doctor schüttelte bedenklich mit dem Kopf. Bei seinem Ausspruche sah der Bergmann den Maler erbleichen und weinen. Der Engelfranz vergoß keine Thräne, aber als er zur gewohnten Arbeit aufbrach, reichte er zum ersten Male Ferdinand die Hand.

— Ich muß fort, sagte er traurig. Bleiben Sie bei der Kranken.

Darauf ging er mit dem Arzte und ließ den Ma-

ler allein mit der alten Frau, welche seit einiger Zeit das Hauswesen versah.

Der Tag war traurig. Die Fieberphantasieen mehrten sich. Gegen Abend erkannte Nandel weder ihren Freund, noch den Ohm, der von seinem Werke zurückgekehrt war. Trotz aller Einwendungen des Malers wich der Alte nicht von dem Lager der Kranken. Er saß zu ihren Füßen, jede ihrer Bewegungen ängstlich belauschend. Dabei sprach er kein Wort. Aber das starre Eis seines Hasses schien zu schmelzen. Ein heftiger Kampf ging in seinem Innern vor. Zuweilen sah er den Maler unbemerkt von der Seite an, als wollte er ihn ausforschen.

Ferdinand machte kein Hehl mehr aus seiner Liebe, er zeigte seine Neigung offen vor aller Welt. Die Vorurtheile des Alten schwanden immer mehr und als der Morgen anbrach, sprach er sogar einige freundliche Worte und suchte den Betrübten aufzurichten, obgleich er eben so sehr und vielleicht noch mehr des Trostes bedurfte.

Die Gefahr für Nandels Leben stieg mit jedem Tage. Ferdinand war der Verzweiflung nah und er äußerte unverholen seinen Schmerz. Minder stürmisch zeigte der Bergmann seine Trauer, welche um so tiefer war. Er schwankte nur noch wie ein Schatten

umher und vermochte nicht mehr, seine gewohnte Arbeit zu verrichten.

Nichts ist wohl in der Welt mehr geeignet die Menschen einander zu nähern und gegenseitig zu verbinden, als ein großer, gemeinschaftlicher Schmerz. Die Stunden, welche wir an dem Krankenlager eines geliebten Wesens zubringen, bleiben unvergeßlich. Hoffnung und Furcht knüpfen da ein festes Band. Unser Gebet und unsere Wünsche steigen vereint zum Himmel auf, und die Liebe, welche wir einem Dritten schenken, schleicht sich unbemerkt von Herzen zum Herzen. Die Stätte der Leiden wird zu einem Altar, an dem die feindlich Geschiedenen sich versöhnt die Hände reichen.

Heilig ist der Schmerz, heilig das Krankenbett, weil es von der Liebe umschwebt wird, weil die Engel der Duldung und Zärtlichkeit es umringen, weil das rein Menschliche dort sich wieder offenbart.

An dem Lager des armen Nandel gab der Menschenfeind seinen Haß auf. Reue kehrte in sein Herz zurück und er hätte selbst dem Todfeind verziehen, wäre er wie der Maler in seiner Nähe gewesen.

Mehrere Tage noch schwebte die Kranke zwischen Leben und Tod. Das waren traurige Stunden, welche der Maler mit dem Bergmann verlebte, und

doch brachten sie für Beide den reichsten Segen. Auch mit Ferdinand ging eine wohlthätige Veränderung vor. Ein bedeutender und wahrer Schmerz, den er jetzt zum ersten Male empfand, läuterte sein ganzes Wesen und verscheuchte das ganze Heer seiner früheren, nur eingebildeten Leiden. Das Blut, welches Nandel für ihn vergossen, war gleichsam eine neue Taufe, aus der er gereinigt und gebessert hervorging. Er fühlte sich gehoben und erlöst von aller irdischen Eitelkeit, von dem Wahn und der Lüge, welcher er bisher verfallen war.

Aus tiefster Trauer und harter Prüfung ging er als ein ächter Mann hervor.

Nach Verlauf einer Woche trat in dem Befinden der Kranken eine zwar schwache, aber merkliche Besserung ein. Die Phantasieen hatten aufgehört und die Besinnung war zurückgekehrt.

— Ferdinand! flüsterte Nandel, als sie den Geliebten wieder erkannte.

Nie hatte ihm sein Name süßer geklungen, als von den blassen Lippen der Leidenden. Mit Mühe bezwang er sich. Er hätte laut aufschreien mögen vor Jubel. Seine Augen füllten sich mit Thränen der Freude und des Dankes. Langsam schritt jetzt die Genesung unter der sorgfältigsten Behandlung

und Pflege fort. Nach drei Wochen vermochte die Kranke sich in ihrem Bette aufzurichten. Der Arzt erklärte, daß bei der Jugendkraft Nandels keine weitere Gefahr zu befürchten wäre und die vollkommene Heilung der Natur überlassen werden könnte. Bald durfte sie auch aufstehen und einige Stunden außerhalb des Bettes zubringen.

Es war an einem jener herrlichen Herbsttage, welche den Gebirgsgegenden einen neuen Reiz verleihen, als Nandel zum ersten Male seit langer Zeit wieder von Ferdinand und dem Ohm unterstützt und geführt ins Freie trat. Der Himmel war rein und klar, wie in Licht gebadet. Statt der drückenden Sommerschwüle wehte eine erfrischende Luft, welche die bleichen Wangen der Kranken leicht röthete. Das Laub der Bäume schimmerte noch im grünen Glanz, nur hier und da färbte sich ein Blatt mit mattem Golde. Ueber die ganze Natur lag jene unnennbare herbstliche Wehmuth ausgegossen und das Gemüth der Menschen trug eine ähnliche ernste und doch wieder gerührte Stimmung.

Nach einigen Schritten mußte die Genesene schon wieder ruhen. Sie ließ sich zu der Bank geleiten. Der entwöhnte Anblick hatte sie tief ergriffen. Sie

mußte ihrem übervollen Herzen Luft machen. Worte fehlten ihr und darum weinte sie.

Auch der alte Bergmann fuhr sich mit der rauhen Hand über die tiefliegenden finstern Augen.

— Warum weinst Du? fragte der Maler.

— O! die Welt ist so schön und ich lebe noch und darf das Alles sehn. Darum weine ich vor Freude und danke Gott.

Sie hatte ihre Hände gefaltet und betete leise. Ein stiller, reiner Gottesdienst wurde so von den Betheiligten hier abgehalten. Darauf legte der Alte die Hände der Liebenden in einander.

— Gott segne Euch! sagte er mit ungewohnter Milde und Freundlichkeit.

Noch an demselben Tage hatte er ein langes und ernstes Zwiegespräch mit dem Maler, der bei ihm um die Hand des schönen Nandels anhielt. Der Engelfranz verschwieg ihm Nichts und legte ihm ein vollständiges Bekenntniß ab.

— Nandels Vater lebt noch, sagte er dem Maler, und obgleich er es nicht um mich verdient und ich ihm Rache geschworen, so bleibt er doch immer ihr Vater und Sie müssen mit ihm reden.

— Wer ist er? Ich will mich sogleich an ihn wenden.

— Baron Briolan.

Der Maler eilte alsbald nach Ischl um den Baron zu sprechen. Derselbe war bereits abgereist und Niemand vermochte ihm über seinen Aufenthalt bestimmte Auskunft zu geben. Auch die Gräfin Kollmar, seine Schwester, war nicht mehr im Bade. Sie hatte ihre Wohnung aufgegeben und nur eine alte Dienerin zurückgelassen. Diese wußte ebenfalls nichts Näheres von dem Geschwisterpaar.

Unverrichteter Sache kehrte Ferdinand nach Hallstadt zurück. Im Stillen segnete er die Abwesenheit des Barons, von dem er nur neue Hindernisse erwartete. Endlich gab der Bergmann seinem Drängen nach. Der Maler trat mit dem wieder genesenen Nandel an den Altar und der würdige Priester legte segnend die Hände der Liebenden in einander. Kein anderer Zeuge war zugegen als der Engelfranz, welcher die Stelle des abwesenden Vaters vertrat.

Den andern Tag wollte Ferdinand sich mit seiner jungen Frau nach Venedig begeben. Er forderte den Bergmann auf ihn zu begleiten. Nach einigem Sträuben willigte derselbe ein. Er betrachtete die Tochter der unglücklichen Margarethe wie sein eigenes Kind und vermochte sich nicht von ihr zu trennen.

Vor ihrer Abreise gingen alle Drei auf den Kirch-

hof. Nandel kniete auf dem Grabe ihrer armen Mutter.

Zwei frische Gräber lagen an der Kirchhofsmauer. Dort ruhten die Ueberreste des wilden Holzknechts und des treuen Troddels. Man hatte die zerschmetterten Leichen in einer tiefen Schlucht gefunden und hier bestattet.

Die Lebenden sprachen noch ein Gebet für den Frieden der Hingeschiedenen.

Bald darauf verließen sie gemeinschaftlich Hallstadt für immer und traten ihre Reise nach Venedig an, wo Ferdinand durch seine Kunst sich eine ehrenvolle Stellung zu erwerben hoffte.

XIII.

Unterdeß lebte Georg in Waldau einzig und allein mit seinem Problem beschäftigt und darauf bedacht seine Aufgabe zu lösen. Die Arbeit in der Färberei überließ er seinem erprobten Gesellen, während er ausschließlich die übrige Zeit seiner Entdeckung widmete. Durch einige gelungene Experimente und Versuche glaubte er seinem Ziele bedeutend näher gekommen zu sein und er überließ sich neuen, schönen

Hoffnungen für die Zukunft. Die Mutter schüttelte bedenklich mit dem Kopf über das Treiben des Sohnes. Ihr entgingen weder die neuen Ausgaben, noch die Geldverlegenheiten, in denen sich Georg befand. Vorläufig begnügte sie sich nur auf ihre früheren Heirathsprojecte wieder zurückzukommen, die Georg mit stillschweigender Duldung anhörte. Sie indeß nahm seinen Mangel an Widerspruch für eine halbe Einwilligung und hatte mit der Wittwe Veit häufige und intime Zusammenkünfte. Die reiche Kaufmannsfrau lud sogar die Frau Färbermeister zu einem Nachmittagskaffee ein, wobei sie nicht unterließ ihrer neuen Freundin alle ihre Schätze und besonders den vollen Silberschrank und die bereits fertig liegende Ausstattung ihrer Töchter zu zeigen. Das war wohl ein Anblick, welcher das Herz einer Mutter rühren konnte, noch dazu wenn dieselbe im Begriff stand, eine wohlhabende Schwiegertochter für ihren einzigen Sohn zu suchen. Da lag in den Schränken die schönste Leibwäsche, weiß wie Schnee und mit rothen Seidenbändern gebunden, da waren herrliche Damastgedecke mit den reizendsten Blumenmustern und in ihrem Gefolge die zierlichsten Servietten. Thurmhoch ruhten in luftigem Raume die Betten und Matratzen aufgespeichert.

Frau Becher schlug ein über das andere Mal voll

Bewunderung die Hände über dem Kopf zusammen. Für eine tüchtige Hausfrau giebt es ja keinen höheren Genuß, als schöne Wäsche. Die Färbermeisterin verstand sich darauf und sprach sich über Alles äußerst lobend, selbst mit Enthusiasmus aus. Madame Veit fühlte sich von dieser Anerkennung höchlichst geschmeichelt.

— Das ist noch gar nichts, sagte sie ruhmredig; wenn sich erst der rechte Mann für meine Töchter findet, dann sollen Sie sehen, was ich zu thun im Stande bin. Auf tausend Thaler mehr oder weniger kommt es mir dabei nicht an. Man hat es ja, Gott sei Dank. Und eine Hochzeit will ich anrichten, daß man noch in zehn Jahren davon in Waldau sprechen soll.

Der guten Mütter schwindelte der Kopf von Allem dem, was sie hier zu sehen und zu hören bekam. Im Stillen nahm sie sich vor mit Georg ein ernstes Wort zu sprechen. Die reiche Wittwe ließ es nebenbei wieder nicht an zarten Anspielungen fehlen, die auf einen fruchtbaren und empfänglichen Boden fielen. Ohne mit der Sprache grad herauszurücken, fand doch zwischen den beiden Frauen ein stilles Einverständniß statt. Der Weg war geebnet. Für heut begnügte man sich, die diplomatischen Unterhandlun-

gen zu eröffnen, welche auf ein inniges Bündniß zwischen den beiden Familien abzielten.

Nach dieser Besichtigung wurde erst der Kaffee eingenommen. Wir können die Versicherung geben, daß derselbe ausgezeichnet war. Minchen hatte denselben eigenhändig bereitet, dazu einen ganz vortrefflichen Kuchen gebacken und dabei weder Zucker, Rosinen noch Butter gespart. Bei jedem Bissen pries Frau Becher die Meisterin und diese war stolzer auf das Lob der erfahrenen Matrone als ein junger Künstler auf die erste anerkennende Kritik. Auch Linchen durfte ihr Licht nicht unter den Scheffel stellen. Sie mußte eine neue Polka spielen, welche die heitere Stimmung noch vermehrte und ein glänzendes Zeugniß für ihre musikalische Bildung in den Augen der genügsamen Färbermeisterin ablegte.

Die Mütter schieden mit den zärtlichsten Freundschaftsversicherungen und unter wiederholten Umarmungen. Frau Becher küßte die beiden Mädchen auf die Wange mit dem innerlichen Wunsche eine von ihnen bald als Schwiegertochter begrüßen zu dürfen. In ihrem Herzen gab sie natürlich dem wirthschaftlichen Minchen den Vorzug, obgleich sie fest entschlossen war, der Neigung ihres Sohnes keinen Zwang aufzulegen, unter der Bedingung, daß er eine von

Beiden wählen möchte. Daß dies aber geschehen müsse, verstand sich bei ihr ganz von selbst.

Dieser Besuch hatte manche gewichtige Folgen für alle Betheiligten. Zunächst wurde das ganze Städtchen dadurch in eine gelinde Aufregung versetzt. Es war dies ein Ereigniß von der größten Wichtigkeit, welches alle weiblichen Köpfe und Zungen in Waldau beschäftigte. Schon an demselben Abend wurde fast in allen Familien darüber gesprochen und sehr ernsthaft debattirt.

Große Städte haben ihre politischen Kreise, Theater und Kunstausstellungen. In kleineren Oertern mangelt dieser Stoff, dafür beschäftigt man sich um so mehr mit seinen Nebenmenschen und den häuslichen Vorkommnissen. Ein unerwarteter Besuch, ein gegebener Kaffee vertritt hier die Stelle anderer Interessen. Statt der Kunstausstellung und des Theaters besucht man am Sonntag die Kirche und beobachtet natürlich nur beim Herausgehen die neuen Hauben, Hüte und Mäntel, welche man später einer gediegenen, wissenschaftlichen Kritik unterwirft. Statt der politischen Parteikämpfe hat man die bürgerlichen Freundschaften und Feindschaften, welche oft das ganze Städtchen in eine eben so große und eben so gerechtfertigte Aufregung versetzen und die tiefsten

Spaltungen herbeiführen. Wir können sogar mit Sicherheit behaupten, daß diese Kämpfe aus ähnlichen edlen Motiven entstehn und mit der gleichen Erbitterung geführt werden. Es giebt auch hier Stellenjäger und Wahlumtriebe, geheime und offene Intriguen, welche sich mannigfach kreuzen und begegnen. So erhalten die kleinsten Umstände oft eine große Bedeutung und verursachen keine geringe Bewegung.

Der Besuch, welchen die Frau Becher der reichen Kaufmannswittwe abstattete, gab den Politikern von Waldau den reichsten Stoff zum Nachdenken. Die Zusammenkunft zweier gekrönter Häupter hätte unmöglich mehr Aufsehn erregen können. Die Frau Bürgermeisterin hatte noch an demselben Abend eine längere Conferenz mit der Frau Salzinspectorin, an welcher auch die Postmeisterin und die Apothekerin und die Stadtrichterin Theil nahmen. Das Ereigniß wurde als ein sehr ernstes und bedeutendes in Betracht gezogen. Man stellte die verschiedensten Hypothesen und Meinungen darüber auf. Ein Theil der Versammlung sah darin nur eine rein geschäftliche Angelegenheit. Man wußte, daß Frau Veit eine Geldforderung an den Färbermeister hatte. Muthmaßlich handelte es sich also nur um einen Höf-

lichkeitsbesuch bei der reichen und einflußreichen Kaufmannswittwe, um einen Aufschub für die zu leistende Zahlung zu erlangen.

Dagegen witterte die äußerst kluge und scharfsinnige Postmeisterin viel tiefer liegende Gründe und Beziehungen.

— Hat Frau Veit nicht zwei Töchter, die sie so bald als möglich zu verheirathen wünscht, heute noch lieber als morgen? Der Herr Färbermeister sticht ihr und den Mädchen in die Augen.

— Ich dächte da brauchte man den Färbermeister nicht, versetzte die Apothekerin, Mutter eines verwachsenen Sohnes, welcher in die Fußtapfen seines Vaters zu treten drohte. Es giebt noch andere junge Männer —

— Mit krummen Beinen und roth geränderten Augen, dachte die Frau Bürgermeisterin, indem sie die Stadtrichterin leise anstieß.

— Ich glaube, sagte diese, daß unsere Freundin Recht hat. Nächstens hören wir eine Verlobung. Der Herr Färbermeister wird entweder Minchen oder Linchen nehmen. Am Liebsten würde Frau Veit ihm alle Beide geben.

Die Salzinspectorin, eine gutmüthige, wohlbeleibte Dame, lachte über die Bemerkung der geistrei-

chen Stadtrichterin und gab das Signal zu einem allgemeinen beifälligen Gelächter; nur die Apothekerin schnitt ein ernstes Gesicht, indem sie an ihren hoffnungslosen Sprößling dachte.

Das Resultat dieser und ähnlicher Zusammenkünfte im Städtchen war der allgemein verbreitete Glaube, daß Georg nächstens sich mit einer Tochter der reichen Wittwe verloben würde. Im Vertrauen erzählte man sich bereits, daß er so gut wie versprochen wäre, und berechnete die Mitgift bis auf Heller und Pfennig. Weder Frau Becher noch Madame Veit widersprachen dem Gerücht. Wenn ihnen von Freunden und Bekannten gratulirt wurde, so wiesen sie allerdings die Glückwünsche mit allerlei ausweichenden Redensarten ab. Dies geschah aber stets in einer Weise, daß die Gratulanten eher in ihrer Meinung bestärkt, als davon abgebracht wurden.

Georg selbst blieb in vollkommener Unwissenheit über all diese Vorfälle. Er war viel zu sehr mit seinen Arbeiten beschäftigt, um auf die verschiedenen Gerüchte und das Geschwätz im Städtchen zu achten. Von Zeit zu Zeit besuchte er die Wittwe Veit und gab allerdings dadurch den Frau Basen Waldau's neue Nahrung. Sein Verhältniß als Schuldner zwang ihn zu dieser Aufmerksamkeit. Er hatte auch

wirklich den gewünschten Aufschub erlangt und konnte sich daher sorglos mit um so größerem Eifer seiner Entdeckung widmen.

Allerdings hatte Frau Becher, wie sie sich vorgenommen, einen Versuch auf sein Herz gemacht und mit mütterlicher Ueberredungskraft auf die Vortheile einer Verbindung mit Minchen oder Linchen wieder hingewiesen. Georg zeigte aber einen ganz entschiedenen Widerstand und brach nach seiner Weise das Gespräch kurz, doch ohne zu verletzen, ab. Die gute Mutter ließ sich indeß keineswegs abschrecken. Mit weiblicher Beharrlichkeit hoffte sie das Ziel zu erlangen. Immer wieder kam sie auf den bewußten Gegenstand zurück. Sie benutzte jede Gelegenheit das Vermögen, die herrliche Einrichtung und Ausstattung der Wittwe, so wie die trefflichen Eigenschaften der Töchter in seiner Gegenwart zu rühmen. Wie gewöhnlich starke Männer setzte auch er diesen versteckten Anspielungen und heimlichen Angriffen nur ein beharrliches Schweigen entgegen, welches sie nach Frauenart für eine Billigung ihrer Pläne nahm. Die Unterhandlungen zwischen ihr und der reichen Kaufmannsfrau hatten den besten Fortgang. Madame Veit gab ihr sogar den Besuch zurück, ein Ereigniß, welches das Städtchen in der vorgefaßten Meinung

nur bestättigte. An dem Tage, wo diese Thatsache bekannt wurde, erkrankte die Apothekerin vor Aerger und konnte daher nicht den Kaffee besuchen, welchen die Frau Postmeisterin gab und wo die näheren Umstände dieses Besuches mit der größten Ausführlichkeit besprochen wurden.

Unbekümmert um all diese Vorgänge freute sich Georg an den bisherigen Resultaten seiner Arbeit, welche in der letzten Zeit bedeutend vorgeschritten war. Seine frühere Ruhe schien zurückzukehren. Er konnte sich nicht den mächtigen Eindruck verhehlen, den Adolphine in seinem Herzen zurückgelassen. Durch ihre Erscheinung war das Gleichgewicht und der harmonische Friede seines bisherigen Lebens gestört. Männlich kämpfte er gegen die Leidenschaft an, deren Hoffnungslosigkeit er am Besten einsah. Es wollte ihm nicht sogleich gelingen. Seine Neigung zu ihr hatte tiefe Wurzeln in seiner Brust geschlagen. Erst durch angestrengte Thätigkeit wurde er wieder Herr seiner Empfindungen. Jetzt lernte er von Neuem den vollen Segen kennen, der in jeder ernsten Beschäftigung liegt.

Jede Arbeit hat neben ihrem materiellen Nutzen auch noch einen hohen sittlichen Werth. Sie bildet das beste Gegengewicht gegen Phantasie und Leiden-

schaft, welche uns nur zu leicht von dem richtigen Wege ableiten. Sie erhebt, stärkt uns und schützt uns vor Versuchungen.

— Gesegnet sei die Arbeit, dachte Georg im Stillen, wenn er unter Retorten und Probirgläsern saß.

Aber er sah sich noch immer weit von seinem eigentlichen Ziel entfernt. Mancher Versuch war ihm geglückt, doch die bisher erlangten Proben entsprachen noch nicht vollkommen den davon gehegten Erwartungen. Durch einen ihm eigenthümlichen chemischen Prozeß war es ihm zwar gelungen dem zum Färben benutzten Krapp eine glänzendere Röthe zu verleihn, dagegen sträubte sich die vegetabilische Baumwollenfaser die so gewonnene Farbe anzunehmen und dauernd fest zu halten.

Hier fand er die größte Schwierigkeit, welche er trotz aller Anstrengung nicht besiegen konnte. Das eigentliche Geheimniß der türkischen Garnfärberei blieb ihm noch immer unbekannt und verschlossen, aber die erlangten Resultate ermunterten ihn zu neuen Hoffnungen. Die fortgesetzten Versuche hatten indeß seine letzten Hülfsmittel fast erschöpft. Die Aufstellung einer Dampfmaschine für seine Färberei erschien ihm nothwendiger als je. Das unumgängliche Capital fehlte ihm jedoch und er sah sich gezwungen, wenn er sein Geschäft,

wie er beabsichtigte, erweitern wollte, von Neuem Geld aufzunehmen. In seiner Verlegenheit kam ihm die reiche Kaufmannswittwe auf das freundlichste entgegen. Sie selbst trug ihm bei einem seiner Besuche, welche er ihr abstattete, von freien Stücken ein flüssiges Capital an. Trotz mancher aufsteigenden Bedenklichkeit ergriff Georg dieses Auskunftsmittel mit der größten Dankbarkeit.

Nachdem er sich von der augenblicklichen Noth befreit sah, griff er sein Werk mit neuem Eifer an. Tag und Nacht war er in seinem Laboratorium beschäftigt. Mit unermüdlicher Geduld prüfte er den erhaltenen Farbestoff, unterwarf er die Baumwolle einem abgeänderten Verfahren, von dem er sich einen endlichen Erfolg versprach. Aber neue Zweifel stiegen in seiner Seele auf und er schwankte zwischen Furcht und Hoffnung. Zuweilen erschien ihm seine ganze bisherige Arbeit werthlos und vergeblich. Er überließ sich dann einer momentanen Verzagtheit, aus der er sich nur mit Mühe emporraffte. Wie jeder produktive Geist hatte auch er die Geburtsschmerzen seiner Entdeckung zu überstehn.

Zu seiner eigenen Beruhigung und Belehrung entschloß er sich endlich einem bewährten Chemiker anzuvertraun, der weltberühmt jetzt seit Kurzem einen

Lehrstuhl an der Universität in München bekleidete. Um nicht den erneuten Widerspruch seiner Mutter zu erregen, schützte er eine nothwendige Geschäftsreise vor. Frau Becher war damit zufrieden und Georg trat seine Reise an. Er war bereit seine bisherigen Arbeiten dem Urtheile des berühmten Professors zu unterwerfen. Von seinem Ausspruche wollte er seine ferneren Schritte abhängig machen. Ja er faßte sogar den Entschluß, die Aufgabe seines Lebens fallen zu lassen und auf jeden ferneren Versuch zu verzichten, wenn der Professor sich wider Erwartung gegen den eingeschlagenen Weg aussprechen und die Entdeckung des Geheimnisses als zu kostspielig oder gar unmöglich ihm vorstellen sollte.

Ehe Georg zu diesem Entschlusse gelangte, hatte er noch einen mächtigen Kampf mit sich selber zu bestehn, aber auch hier siegte wieder seine Besonnenheit und Selbstbeherrschung. Er fürchtete, daß ihn der Entdeckungseifer bereits zu weit geführt. Deshalb wollte er sich dem Urtheile eines Sachkundigen unterwerfen. Selbst die Verzichtung auf seinen Lieblingswunsch erschien ihm geboten, wenn es die Umstände forderten. Er fühlte, daß er nicht länger seinen übrigen Pflichten genügen konnte, so lange all sein Denken und Trachten ausschließlich auf diesen einzi-

gen Punkt gerichtet blieb. Er wollte auch noch dieses Opfer bringen, um den Wohlstand seiner Familie zu begründen.

Zuvor wollte er sich aber Gewißheit verschaffen.

Von solchen Gedanken beseelt, die er Niemand anvertrauen konnte, machte er sich auf den Weg, um aus dem Munde eines unparteiischen Richters sein Urtheil zu vernehmen. Den Politikern seiner Vaterstadt gab indeß diese plötzliche Reise neuen Stoff zu allerlei Muthmaßungen. Schließlich kam man darüber überein, daß Georg nach der benachbarten Hauptstadt gegangen sei, um die nöthigen Einkäufe und Bestellungen vor seiner Hochzeit zu machen. Seine nahe bevorstehende Verbindung mit der Familie der reichen Wittwe war bereits eine feststehende Thatsache. Die Frage blieb allein noch unentschieden, ob Minchen oder Linchen die von ihm Erkorene sei.

XIV.

Sobald Georg in München angelangt war, begab er sich nach dem Laboratorium des berühmten Chemikers. Er fand denselben mitten unter seinen Zöglingen, welche mit mehr oder minder wichtigen Ana-

lysen und Untersuchungen sich beschäftigten. Hier sah er eine ehrfurchtgebietende Thätigkeit. Was in dieser Werkstätte des Wissens gefunden wurde, war dazu bestimmt in das Leben zu treten und den Wohlstand der Bevölkerung zu mehren. In dem großen Ofen destillirten organische und unorganische Stoffe, welche in ihre Bestandtheile aufgelöst und erkannt werden sollten. In größeren und kleineren Schalen dampften allerlei helle und dunkle Flüssigkeiten. Einige Schüler waren unter Anleitung des Meisters bemüht, die verschiedenen Erdarten chemisch genau zu untersuchen. Die Resultate ihrer Arbeiten kamen dem Ackerbau zu Hülfe und begründeten eine Revolution in der Landwirthschaft. Andere Gruppen hatten es mit technischen Zwecken zu thun, die den mannigfachen Handwerken und Fabriken zum wesentlichen Fortschritte dienten. Dort an einem dritten Tische wurden rein wissenschaftliche Aufgaben gelöst, die schwierigsten Berechnungen angestellt und der geheimnißvollen Zusammensetzung und Thätigkeit des organischen Lebens nachgeforscht.

Georg, der kein Fremdling auf all diesen Gebieten war, warf einen bewundernden Blick auf die großartige Anstalt, deren eigentliche Seele der berühmte Lehrer war. Dieser kam ihm mit der größten Freund-

lichkeit und Humanität entgegen. Einige W
Färbermeisters genügten dem Professor Ach
dem Streben des Handwerkers einzuflößen.

— Ich sehe, sagte der Chemiker, daß ich
keinem bloßen Dilettanten zu thun habe, und freue mich von Herzen Ihnen dienen zu können. Die Aufgabe, welche Sie sich gestellt haben, ist allerdings eine schwierige. Wir besitzen in Deutschland nur wenig Fabriken, welche das türkische Garn so zu färben verstehn, wie die Orientalen. Natürlich suchen diese ihr Geheimniß zu bewahren. Sie selbst sind auf dem besten Wege, selbstständig die Aufgabe zu lösen. Indeß kann ich Ihnen nicht verschweigen, daß zu Ihren ferneren Arbeiten noch ein bedeutendes Capital gehört. Ich werde Ihre bisherigen Resultate einer genauen Prüfung unterwerfen und Ihnen die Mittel und Wege angeben, durch die Sie vielleicht schneller und minder kostspielig zu Ihrem Ziele gelangen werden.

— Ich danke Ihnen im Voraus für Ihre Mühe, aber ich fürchte fast, Sie bereits allzulange mit meiner Angelegenheit aufgehalten zu haben. Es wäre dies ein Raub, den ich an der ganzen Menschheit beginge.

— Seien Sie darüber ganz unbesorgt. Ich selbst habe mir grade die Aufgabe gestellt, die Wissenschaft

mit dem Leben zu vermitteln. Nur zu lange Zeit hat der Zwiespalt zwischen Theorie und Praxis bestanden. Was der Gelehrte in seiner Studirstube schafft, der Chemiker in seinem Laboratorium findet, soll so bald als möglich auch das Gemeingut Aller werden. Es läßt sich nicht leugnen, daß in letzter Zeit sehr viel in dieser Beziehung von der einen Seite geschehn ist; aber um so mehr vermisse ich die nöthige Bildung von der andern Seite. Unsere Handwerker sind noch weit zurück. Selten findet man einen solch durchgebildeten Mann, wie Sie.

— Es ist dies nicht mein Verdienst, versetzte Georg bescheiden. Ich habe studirt und war selbst Willens als Lehrer der Chemie an einer Universität aufzutreten. Familienverhältnisse nöthigten mich auf diesen Wunsch zu verzichten.

— Dieser Umstand erhöht nur meine Achtung für Sie. Wie selten treffen wir einen Gelehrten, der eine tüchtige Universitätsbildung genossen hat und sich später in das praktische Leben zu schicken weiß. Ich erachte es für ein großes Unglück, daß in Deutschland noch immer eine unausfüllbare Kluft zwischen den Gebildeten und dem sogenannten Volk besteht. Das muß noch anders werden. Sehen Sie auf

England. Dort haben meine Arbeiten einen wahrhaft fruchtbringenden Boden angetroffen und der gewöhnliche Farmer hat meinen Untersuchungen eine praktische Anwendung zu geben versucht. Der englische Landbau steht daher auf einer Stufe, von der wir in Deutschland noch keine Ahnung haben. Dieselbe Erscheinung wiederholt sich in allen Zweigen der Industrie, in denen wir diesem bewunderungswürdigen Volke weit nachstehn, trotzdem wir gewöhnlich zu allen Entdeckungen und Verbesserungen den ersten Anstoß geben. Wir Deutschen sind die Lehrer der andern Nationen, aber unsere Schüler, welche ihr Wissen besser zu benutzen verstehn und dadurch reich werden, spotten über den armen Dorfschulmeister, der kümmerlich sein Dasein fristet und mit Noth und Elend fortwährend zu kämpfen hat.

— Das ist leider wahr. Nur fragt es sich, ob der übermäßige Wohlstand eines Volkes dasselbe wirklich groß macht und fördert. Man klagt nicht mit Unrecht über die allzu materielle Richtung unserer Zeit. Sollte der deutsche Dorfschulmeister nicht darum zu loben sein, weil er sich die höheren Güter des Lebens bewahrt hat, ein edleres Streben, ein tieferes Wissen, den Sinn für Kunst und reine Wissenschaft?

— In diese allgemeine Klage über die materielle Richtung der Zeit möchte ich nicht so ganz unbedingt einstimmen. Jedes Zeitalter hat seine besondere Aufgabe zu erfüllen. Die Gegenwart scheint mir dazu bestimmt, durch die praktische Anwendung der wissenschaftlichen Resultate einen vermehrten und allgemeinen Wohlstand zu begründen. Ich finde darin durchaus nichts an sich Verwerfliches. Die ganze Menschheit wird von einem gewissen Instinkt geleitet, welchen ich die Vernunft der Masse nennen möchte. Mit dem erhöhten Wohlstand geht die Bildung und Aufklärung Hand in Hand. Erst wenn der Hunger gestillt, das materielle Bedürfniß befriedigt ist, kann der Mensch sich seiner höheren und geistigen Aufgabe zuwenden. Wer möchte es leugnen, daß wir auch in dieser Beziehung vorgeschritten sind. Unsere Sitten sind milder und minder barbarisch als die unserer Väter. Je mehr Handel und Gewerbe blühn, desto sicherer werden wir einen lang andauernden Frieden genießen. Blutige Eroberungskriege sind fast unmöglich geworden, weil sie gegen die Interessen der Völker verstoßen. Die Wissenschaft und die Industrie haben in der letzten Zeit einen bewunderungswürdigen Aufschwung genommen.

— Dagegen sind die Gegensätze zwischen Arm

und Reich, zwischen Capital und Pauperismus um so schroffer hervorgetreten.

— Hierin muß ich Ihnen leider Recht geben. Das Geld selbst ist eine Macht geworden und beherrscht den Markt. Aber neben dem Gift liegt auch das Heilmittel. Als bestes Gegengewicht gegen die überhand nehmende Speculationswuth des Handelsstandes betrachte ich den gebildeten und selbstständigen Handwerker, der leider noch immer in Deutschland uns fehlt. Im Mittelalter bildete dieser Stand den Kern des Bürgerthums. Er muß auf jede Weise kräftig gefördert werden. Dies geschieht aber keineswegs durch mittelalterlichen Zunftzwang, sondern durch zweckmäßige Institute und Gewerbsschulen, welche ihn auf seinen künftigen Beruf vorbereiten. Männer wie Sie, Herr Färbermeister, halte ich deshalb für berufen, eine neue und bessere Richtung dem Handwerk zu geben. Wollte Gott, daß mehrere Ihrem Beispiele nachfolgten, den gelehrten Dünkel bei Seite setzend ihr gediegenes Wissen dieser Aufgabe widmeten. Wir haben Gymnasien und Universitäten für den Gelehrtenstand, warum soll das Handwerk nicht auch seinen besondern Anstalten und Akademien besitzen, in denen neben der praktischen Ausbildung auch der geistige Fortschritt berücksichtigt werden soll?

Ich kann mir einen Mann wie Sie, Herr Becher, ganz gut an der Spitze eines solchen Institutes denken.

Georg fühlte sich durch die Anerkennung des berühmten Chemikers auf das Höchste geehrt. Die kurze Zeit, welche ihm vergönnt war, in so anregender Unterhaltung zu verbringen, wurde für sein ganzes, künftiges Leben bedeutungsreich. Sein eigenes Denken und Streben war schon früher auf dasselbe Ziel hingerichtet, welches der Professor ihm mit klaren Worten jetzt bezeichnete. Alle seine Arbeiten, selbst die Entdeckung der türkischen Garnfärberei gingen bei ihm von keineswegs selbstsüchtigen Motiven aus. Im Hintergrunde seiner Seele schwebte der Gedanke, die engen Gränzen des bloßen Handwerks zu durchbrechen, neue Industriezweige, zunächst für seine verarmte Vaterstadt und dann für das ganze Land zu schaffen. Durch diese Unterredung wurde er sich nur bewußter und in jeder Beziehung gehoben und gekräftigt nahm der Färbermeister von dem Gelehrten Abschied.

Schon am folgenden Tage erhielt Georg von dem Professor eine Einladung. Der Chemiker hatte die bisher erlangten Resultate der Entdeckung einer gewissenhaften Prüfung unterworfen. Mit banger Erwartung ging der Färbermeister diesem Ausspruch entgegen.

— Ich freue mich, sagte der berühmte Mann, Ihnen über Ihre Arbeit nur Günstiges sagen zu dürfen. Ihre Behandlung des Krapps hat meinen ganzen Beifall und beweist mir von Neuem, wie tief Sie in Ihren Gegenstand eingedrungen sind. Hier kann ich Ihnen nichts sagen, was Sie nicht selbst schon durch eigenes Nachdenken gefunden hätten. Ja ich muß Ihnen zugestehen, daß ich durch Ihre Arbeit über die Natur der Farben und ihre Behandlung manchen interessanten und mir bisher unbekannten Aufschluß erhalten habe.

Der bescheidene Färbermeister erröthete bei diesen unerwarteten Lobsprüchen.

— Größere Schwierigkeiten, fuhr der Chemiker fort, bietet allerdings der zweite Theil Ihrer Aufgabe, wo es sich darum handelt die Farbe mit den zu färbenden Stoffen zu vereinigen. Hier scheinen die Orientalen allerdings besondere Vortheile zu kennen, welche sie vielleicht den eigenthümlichen klimatischen Verhältnissen zu danken haben. Diese zu erforschen und zu benutzen dürfte Ihnen nicht schwer fallen. Wir kennen bereits die Stoffe, welche sie dazu verwenden; sie müssen einer genauen, chemischen Analyse unterworfen werden. Nebenbei empfehle ich Ihnen auf den Einfluß der Sonne und der Thaubil-

dung Rücksicht zu nehmen. Vielleicht glückt Ihnen in dieser Jahreszeit ein Experiment, das Ihnen früher nicht gelungen. Sie besitzen, wie ich sehe, eine Ausdauer und Willenskraft, wie sie selten angetroffen wird. Unter diesen Verhältnissen kann ich Ihnen mit Gewißheit einen günstigen Ausgang Ihrer Forschungen verbürgen.

Georg dankte von ganzem Herzen dem Professor für seine Theilnahme.

— Geben Sie mir, setzte dieser noch hinzu, doch ja eine baldige Nachricht von Ihrem Unternehmen. Ich interessire mich für dasselbe, fast mehr noch aber für Ihre eigene Person. Ich würde es bedauern, daß Sie der Universität und dem Lehrstuhle entsagt haben, wenn Sie nicht in Ihrem jetzigen Wirkungskreise unendlich mehr Segen stifteten.

— Das war auch mein Trost, versetzte Georg, als ich mich nach hartem Kampfe zu meiner gegenwärtigen Laufbahn entschloß. Ich hatte mir schon damals vorgenommen, dem Handwerkerstande meine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden und das Ergebniß meiner praktischen Erfahrungen zu allgemeinen Zwecken zu verwenden. Ich beklage mit Ihnen, Herr Professor, daß bei uns in Deutschland noch eine weite Kluft die Wissenschaft von dem Leben

trennt. Hier zu vermitteln und durch mein Beispiel einen Anstoß zu geben, das war die Aufgabe, die ich mir gestellt habe. Leider vermag der Einzelne nicht viel und ich habe mit Vorurtheilen in den nächsten und weiteren Kreisen meiner Vaterstadt zu kämpfen.

— O! ich kenne das, erwiederte der Professor lächelnd. Es giebt auch Spieß- und Pfahlbürger in der Gelehrtenrepublik. Unser Vaterland wimmelt von solchem Volk, das bei jeder Neuerung den Kopf bedenklich schüttelt und ein Zetergeschrei erhebt. Ich habe auch bereits meinen Theil bekommen. Seit Pythagoras den Göttern hundert Ochsen für einen Gedanken geopfert hat, zittern all die Ochsen vor jedem neuen Gedanken und protestiren dagegen mit ihrem Brüllen. Indeß man muß sich nicht einschüchtern lassen. Also vorwärts, mein Freund! Geben Sie ein Beispiel, was die innige Verbindung eines rechten Wollens und eines tüchtigen Wissens zu leisten vermag. Ich zweifle, seit ich Sie kenne, nicht mehr an dem Gelingen Ihrer Arbeit.

Georg schied von dem Chemiker mit dem Gefühl der aufrichtigsten Verehrung und Dankbarkeit. Seine Zweifel waren gelöst und mit frischem Muthe sah er der Zukunft entgegen. In glücklichster Stimmung wanderte er durch die schönen Straßen des neuen

München. In diesem Augenblicke achtete er aber nicht auf die bewunderungswürdigen Gebäude und Paläste, an denen er vorüberging, ohne sie einer Aufmerksamkeit zu würdigen. Er war noch ganz erfüllt von dem eben Gehörten und sein Geist schwelgte in schönen Träumen. In Gedanken hatte er bereits alle Schwierigkeiten besiegt, seine Entdeckung war gemacht. An der Stelle der kleinen Färberei erhob sich eine stattliche Fabrik, in welcher hundert tüchtige Arbeiter Beschäftigung und Brod fanden. Die armen Tuchweber, welche ihn von Herzen dauerten, fertigten unter seiner Anleitung andere Stoffe an. Er gewährte ihnen Vorschuß und Credit. Der frühere Wohlstand kehrte in seine verarmte Vaterstadt zurück. Neue Etablissements wurden begründet, Handwerkerschulen angelegt. Er selbst durfte sich als den Schöpfer, als den Mittelpunkt dieser gänzlich veränderten und günstigen Lage so vieler Menschen betrachten. Sein Streben hatte die reichsten Früchte getragen. Er hatte sich und den Seinigen ein reiches Auskommen verschafft und noch weit über den regen Familienkreis hinaus eine segensvolle Wirksamkeit geübt. So dachte sich Georg seine Aufgabe.

Der sonst besonnene Färbermeister erging sich diesmal in Phantasieen, welche wir ihm nicht verübeln

wollen. Warum soll nur der Dichter das Privilegium der Schwärmerei genießen? Ist der tüchtige Handwerker, der sich zu erheben weiß, nicht eben so berechtigt, den Resultaten seiner Thätigkeit vorzugreifen und sich die Zukunft in goldenem oder rosenfarbigem Lichte auszumalen? Auch er ist ein Poet, das heißt vom schöpferischen Hauch beseelt. Der bloße praktische Sinn genügt nicht allein und oft sind die verspotteten Träume der Einbildungskraft die Mütter großer Entdeckungen, das frische Wellenbad, aus dem sich der bestäubte Verstand verjüngt erhebt.

So in Gedanken vertieft, daß er kaum des Weges achtete, befand sich Georg zu seinem eigenen Erstaunen in einer ganz entgegengesetzten Gegend, als die war, in welcher sein Gasthof lag. Er wollte eben über seine Zerstreutheit lächelnd umkehren, als sich die Thür eines kleinen Hauses öffnete, aus welchem eine alte Frau mit einem Deckelkorbe an ihrem Arme heraustrat.

Als die Alte ihn erkannte, stieß sie einen lauten Freudenschrei aus und eilte ihm entgegen.

— Sie hier, Herr Becher! rief sie laut. O! Dann ist Alles gut. Kommen Sie, denn Sie hat uns Gott geschickt.

Mit diesen Worten ergriff sie seine Hand und

zog ihn, ehe er noch Etwas erwiedern konnte, mit sich fort in das kleine Haus.

XV.

Es war ein bescheidenes Wohnzimmer, in welches sich Georg wie mit einem Zauberschlage versetzt sah. Die verwaschenen Gardinen und die gebrauchten Möbel, deren Flecken und Gebrechen trotz der frischen Politur zum Vorschein kamen, verkündeten deutlich genug ein Chambregarnistenquartier. Statt der gewohnten Unordnung herrschte aber hier ein Grad von Sauberkeit und Reinlichkeit, der von vornherein auf eine weibliche Bewohnerschaft schließen ließ. In einer Ecke stand ein Nähtischchen mit einer angefangenen Arbeit. Auch ein altes, wurmstichiges Pianoforte lehnte an der Wand. Es war geöffnet, als hätte eben Jemand darauf gespielt. Es schien über diese Zumuthung noch ganz erstaunt mit offenem Munde jetzt dazustehn. Die Vorhänge waren herabgezogen, so daß Georg kaum eine weibliche Gestalt erkennen konnte, welche den Rücken ihm zugewandt am Fenster saß. In ihren Händen hielt sie ein aufgeschlagenes

Buch, ohne darin zu lesen. Ihr Geist schweifte weit über die Blätter desselben hinweg.

Bei dem Geräusch, welches sein Eintreten verursachte, drehte sie sich nach der Thür und sah mit verstörtem Blick nach ihm.

Jetzt erst erkannte er sie. Er war dermaßen überrascht, daß er kaum den gewöhnlichen Gruß hervorzubringen vermochte.

Adolphine und in dieser Umgebung! Die glänzende Salondame in einem Chambregarnie!

Sie war von ihrem Stuhle aufgesprungen und blickte ihn verwundert, fast zürnend an. Die treue Therese stand bewegt im Hintergrund und beobachtete mit gespannter Aufmerksamkeit die düsteren Mienen ihrer Gebieterin.

Keiner wagte zu sprechen. Es herrschte ein peinliches Stillschweigen.

Unterdeß hatte Georg Zeit sich zu sammeln und die Züge Adolphinens zu betrachten.

Sie hatte sich wesentlich verändert. Eine tiefe Melancholie, eine ernste Trauer umschwebte ihr Angesicht. Trotz dieses schmerzlichen Ausdrucks schien sie ihm schöner als je.

Ihr Seelenleiden verlieh ihr ein bedeutenderes Aussehn. Die frühere Starrheit war gewichen und

ein wahrer Schmerz hatte ihr ein edleres Gepräge aufgedrückt.

Ein einfaches Hauskleid von dunkler Farbe bekleidete die schlanke Gestalt. Sie hatte allen unnöthigen Schmuck in ihrer jetzigen Lage abgelegt. Ihr dunkles Haar lag in ungekünstelten Wellen um die bleichen Schläfe wie der nächtige Himmel über einem weißen Schneegefilde. Auch die trotzigen Augen funkelten nicht mehr in sinneberückendem Glanz. Sie waren stiller geworden, mehr nach Innen gewendet, und kreisten nicht wie früher in rastloser Flüchtigkeit, noch starrten sie apathisch vor sich hin. So wie Adolphine sich jetzt zeigte, erschien sie Georg menschlicher, wahrer und weiblicher.

Nur einen Augenblick dauerte ihr wieder hervorbrechender Unmuth, dann schwebte ein melancholisches Lächeln um ihren feingeformten Mund. Sie streckte ihm ihre Hand entgegen, die er noch immer staunend in der seinigen hielt, als wollte er sich von ihrer Gegenwart überzeugen, als fürchte er wiederum von einem Traumbild nur geäfft zu werden.

Jetzt wagte auch die treue Therese sich ihrer Gebieterin wieder zu nähern. Die Kammerfrau erzählte ihr unerwartetes Zusammentreffen mit dem Färber-

meister. Während sie sprach, richtete Adolphine einen mißtrauischen Blick auf die Dienerin.

— Also dem Zufall habe ich Ihre Gegenwart zu danken? sagte sie zu Georg, indem sie das Wort Zufall ganz besonders betonte.

— In der That, versetzte er im natürlichen Tone, ich bin überrascht, Sie hier zu finden, und —

— Und in einer solchen Umgebung, ergänzte sie düster. Seit unserem letzten Begegnen hab' ich viel erlebt.

Sie versank in ein ernstes Nachsinnen, welches Georg nicht sogleich zu unterbrechen wagte. In ihrem Innern kämpfte noch das Mißtrauen und die Scheu mit der Freude des Wiedersehns. Sie wußte nicht, ob sie ihm vertrauen konnte, trotzdem er gerade ihr durch sein bisheriges Benehmen eine wahre Achtung eingeflößt hatte; aber was war seitdem mit ihr geschehn, welche Erfahrungen hatte sie an den Menschen, an ihrer nächsten Umgebung machen müssen! Ihr Herz war noch krank und wund, so reizbar, daß es bei der leisesten Berührung zusammenschauerte. Sie hatte den Beschluß gefaßt, es sorgsam zu verschließen und zu behüten, noch vorsichtiger als früher damit umzugehn. Es sollte nicht mehr fühlen und empfinden, sondern kalt wie Eis, hart

wie Stein werden. Freundschaft und Liebe waren für immer daraus verbannt, jede zärtliche Regung verwiesen. So dachte sie und täuschte sich über sich selbst. Indem Georg vor ihr stand und in gewohnter, ruhiger Weise mit ihr sprach, schmolz ihr Entschluß vor seinem festen Blick, vor seinen ehrlichen Worten, vor seinem rücksichtsvollen und doch wieder so innig ansprechenden Benehmen. Ihre anfängliche Kälte und Sprödigkeit schreckte ihn nicht zurück. Er ahnte ihr ungewohntes Geschick und zeigte sich ihr milder und nachgiebiger, als dies sonst wohl in seiner Natur zu liegen schien. Das rührte sie und noch mehr eine zarte Theilnahme, die er ihr erwies, ohne nach dem Grunde ihrer Leiden zu forschen. Bald verschwand auch ihr Mißtrauen, sie vermochte es seinem ehrlichen Wesen gegenüber nicht länger festzuhalten. Nach und nach thaute die künstliche Eisrinde ihres Herzens und darunter regte sich ein neues Leben. Sie weinte innerlich und es that ihr wohl, daß sie wieder menschlich mit einem Menschen verkehren durfte.

Diese Umwandlung geschah so allmälig, daß sie sich kaum derselben bewußt wurde. Wäre dies der Fall gewesen, sicher hätte sich der alte Trotz geregt und sie dem besten Freunde nach wie vor ihr Herz verschlossen. Wieder befand sich Adolphine unter dem

Einfluß einer ihr überlegenen Willenskraft. Diesmal aber war es kein böser Zauber, der sie umstrickte, sondern ein guter Engel stand an ihrer Seite, allerdings nicht in glänzender Gestalt und phantastischem Licht: Georg besaß nicht die blendenden Eigenschaften eines Briolan. Sein ehrliches Gesicht trug nicht den Stempel aristokratischer Schönheit und Feinheit, seiner kräftigen Gestalt mangelte die bestechende Eleganz und Gewandtheit. Der Baron glich wohl einem exotischen Wunderbaum mit prachtvollen aber giftigen Purpurblüthen, während Georg der knorrigen, doch festen, zuverlässigen Eiche ähnelte, welche in Sturm und Ungewitter treu ausharrt.

So mochte er in diesem Augenblicke Adolphinen vorkommen, die hülf- und rathlos einer festen Stütze mehr als je bedurfte. Als sie jenen plötzlichen Entschluß zur Ausführung brachte und das väterliche Haus verließ, hatte sie nicht alle Folgen dieses jähen Schrittes im Voraus bedacht. Aus den gewohnten Verhältnissen herausgerissen, einsam, verlassen und nur auf die Begleitung einer Dienerin beschränkt, welche eben so rath- und hülflos wie sie selber war, hatte sie alle die Unannehmlichkeiten erfahren müssen, denen einzelstehende Frauen selten oder nie entgehn. Schon ihre Reise bis München, so kurze Zeit dieselbe

dauerte, stieß auf mannigfache Hindernisse. Allerdings schützte sie ihr Geschlecht und die Art und Weise ihres Auftretens vor polizeilichen Nachforschungen und Belästigungen. Dagegen entging sie in den Wirthshäusern und Gasthöfen, in welchen sie übernachtete, nicht der neugierigen Zudringlichkeit, zu welcher sich die meisten Männer berechtigt glauben, wenn sie einem schutzlosen Weibe begegnen. Noch unangenehmer gestalteten sich die Verhältnisse in einer größeren Stadt. Ihre Schönheit zog ihr manche Verfolgung zu und trotz ihres zurückgezogenen Lebens sah sie sich mehrfachen Nachstellungen und unangenehmen Auftritten ausgesetzt. So wurde sie genöthigt, öfters ihre Wohnung zu wechseln, bis sie endlich in dieser abgelegenen Gegend und am äußersten Ende der Vorstadt ein stilles Asyl gefunden hatte. Aber auch jetzt war ihre Lage nicht beneidenswerth. Das verwöhnte Kind der Gesellschaft, die gefeierte Salondame entbehrte die hundert Annehmlichkeiten des Lebens. Aus Furcht vor allseitigen Nachstellungen wagte sie keinen öffentlichen Ort, weder das Theater, noch die zahlreichen Kunstanstalten der reichen Residenz zu besuchen. Die meiste Zeit brachte sie auf ihrem Zimmer und in Gesellschaft ihrer Kammerfrau zu. Dieser jähe Wechsel vermehrte ihre Betrübniß. Erst jetzt fühlte sie sich

gänzlich verlassen, losgerissen wie ein Blatt von seinem Stamm. Trotz ihres Mißtrauens beschlich sie oft genug die Sehnsucht, wenn auch nicht nach ihrem Vater, so wenigstens nach ihrer Familie in Waldau. Ein Gefühl von Stolz und Scham hielt sie bis jetzt zurück, sich an dieselbe zu wenden, wie sie wohl zuweilen beabsichtigte, und die treffliche, von ihr so sehr geachtete Großmutter in Kenntniß zu setzen.

So verging ihr Tag auf Tag in düsterer Einsamkeit. Die Erscheinung des Färbermeisters weckte die alten Erinnerungen und neue Wünsche in ihrer Brust. Ihr anfängliches Mißtrauen verließ sie nach und nach. Sie hatte seine Gegenwart ursprünglich nicht dem Zufall, sondern einer geheimen Verabredung mit der Kammerfrau zugeschrieben, welche sie eines versteckten Briefwechsels mit ihren Anverwandten in Waldau beschuldigte. Dieser Umstand weckte von Neuem ihren Stolz und darum begegnete sie Georg anfänglich mit zurückstoßender Kälte. Bald kam sie jedoch von ihrem Irrthum zurück und seine ehrliche Versicherung genügte, jeden derartigen Verdacht zu entfernen. Es lag in dem Wesen des Färbermeisters eine Wahrheit und Treuherzigkeit, welche unwillkürlich Vertrauen einflößte. Auch Adolphine vermochte nicht lange Zeit ihre Verschlossenheit ihm gegenüber zu behaupten. Sie

theilte ihm von ihren letzten Erlebnissen so viel mit, als sie überhaupt einem Menschen erzählen durfte. Nur das Andenken an ihre Mutter hinderte sie, ihm die volle Wahrheit einzugestehn.

Georg hörte ihr mit steigender Ueberraschung zu.

— Und was wollen Sie jetzt beginnen? fragte er theilnahmsvoll. Sie können unmöglich in dieser, wie Sie sich selbst eingestehen müssen, für eine Dame peinlichen und unangenehmen Lage verbleiben.

— Trauen Sie mir so wenig Muth und Beharr-lichkeit zu? Warum soll ein Weib nicht eben so selbst-ständig wie ein Mann sich im Leben behaupten kön-nen? Ich bin entschlossen hier in München zu bleiben, mit der Zeit meine Studien wieder aufzunehmen und mich vollends als Malerin auszubilden. Vorläufig besitze ich noch ein hinlängliches Vermögen und wenn dieses nicht ausreichen sollte, so werde ich von meiner Händearbeit mich zu ernähren wissen.

— Ständen Sie ganz allein und vereinsamt auf der Welt, so würde ich keinen Augenblick Ihren Ent-schluß mißbilligen.

— Ich habe mich von meinem Vater losgesagt. Nie, nie kehre ich zu ihm zurück, rief Adolphine mit Heftigkeit. Alle meine früheren Verbindungen sind gelöst und ich empfinde keine Reue darum. Zur

rechten Zeit kam ich zur Erkenntniß und sah den Abgrund, der zu meinen Füßen lag. Die Gesellschaft, in welcher ich bisher gelebt, hat mich mit Abscheu und Ekel erfüllt. Lieber will ich in Noth und Elend darben, als zu jener verpesteten Atmosphäre zurückkehren. Alles ist dort Lüge und Heuchelei. Ersparen Sie mir die Erinnerung an jene furchtbaren Ereignisse, welche mich dem Wahnsinn nahe brachten.

— Ich bin weit entfernt, Ihnen diesen Rath zu geben. Weder auf den Höhen noch in den Tiefen des Lebens gedeiht das wahre Glück. Wenn ich auch nicht mit Ihnen die höheren Stände und die Kreise, denen Sie bisher angehört haben, für durchaus verdorben halte und manche edle Erscheinung auch dort gewiß zu treffen ist, so hat sich doch auch mir die Ueberzeugung aufgedrängt, daß der Ueberfluß, welcher in jenen Regionen herrscht, leicht zur Uebersättigung führt und in Fäulniß übergeht. Es haben sich in jüngster Zeit gerade in den höheren Ständen bedenkliche Zeichen einer allgemeinen Zersetzung und Auflösung gezeigt. Genußsucht, Eitelkeit und Luxus haben die verderblichsten Leidenschaften in Bewegung gesetzt. Die Gier nach Geld und Einfluß thut sich in einer abschreckenden Weise kund und äußert sich oft in der gemeinsten Form. Dabei sucht man doch

noch den äußeren Anstand und die Sitten als einen letzten Anhalt zu behaupten, wodurch ein vollkommenes System der Heuchelei und Lüge sich mit der Zeit entwickelt hat. Selbst die höheren Güter des Lebens, Bildung, Moral und Religion dienen nur dazu, die allgemeine Verwirrung und Täuschung zu vermehren. Sie sind eben nur Masken geworden, welche vom Eigennutz, der Laune des Augenblicks und der Mode benutzt und vorgenommen werden, um dahinter um so ungestörter die selbstsüchtigsten Zwecke zu verfolgen. —

— O! wie wahr ist Ihre Schilderung, rief Adolphine entsetzt. Diese Welt ist reif zum Untergang.

— Wie oft habe ich diese Meinung gehört, versetzte Georg mit mildem und doch überlegenem Lächeln, wie oft sie in geistreichen Büchern gelesen! Sie ist fast zur nichtssagenden Phrase herabgesunken. — Verzeihen Sie mir diesen Ausdruck, mein Fräulein. — Und doch gab es Zeiten und Geschlechter, wo möglich noch verdorbener, noch kranker wie die Gegenwart. Was bedeutet die heutige Verderbniß gegen die Lasterhaftigkeit von Rom und Byzanz unter seinen Kaisern? Welche Barbarei sehen wir mit der Völkerwanderung hereinbrechen und während des ganzen Mittelalters herrschen! Welche Zustände treten uns

zur Zeit der Regentschaft in Frankreich und während der Regierung Karl des Zweiten von England entgegen! — Auch damals verzweifelten die Besseren an der Möglichkeit einer Wiederherstellung und sie erfolgte dennoch. Diese Rettung geht zu allen Zeiten aus dem Schoose der Familie auf naturgemäßem Wege vor sich. Wenn Tugend, Moral und Sittlichkeit in der Gesellschaft abzusterben drohn, so flüchten sich diese heiligen Güter des Daseins an den häuslichen Heerd, wie bei einer allgemeinen Körperkrankheit die bedrohte Lebenskraft nach dem Herzen flieht, um von dort aus gegen den feindlichen Tod anzukämpfen.

— Aber wenn die Familie selbst von Zersetzung und Fäulniß ergriffen ist? fragte Adolphine schwermüthig. Wo sollen wir dann noch Heil und Rettung suchen?

— Im Einzelnen mag dieser Fall wohl vorkommen, in der Gesammtheit zu keiner Zeit. Es herrschen hier ewige Naturgesetze. Die Liebe der Eltern zu ihren Kindern und umgekehrt steht so fest und unabänderlich wie der Himmel selbst und der Lauf der Gestirne. — Aus dieser Quelle strömt ein neues Leben. Aber unsere Zeit ist noch nicht einmal auf dieses letzte Hülfsmittel beschränkt, sie besitzt noch andere

Stützen, an denen sie sich aufrichten kann und wird. Ich wenigstens sehe unter der Fäulniß bereits die Keime einer nahen Besserung. Die Symptome der Krankheit sind mit denen der Heilung in meinen Augen eng verbunden. Schon daß jeder von uns die Lüge und Heuchelei, welche in der Gegenwart herrscht, so tief empfindet, gilt mir für einen Beweis, daß wir uns von derselben befreien werden und können. Durch die ganze Menschheit geht jetzt ein Ringen und Streben nach Wahrheit, welches allerdings oft die wunderlichsten Abwege einschlägt. Wir haben Alles darum angezweifelt, negirt und verworfen. Jetzt aber suchen wir um so eifriger nach dem positiven Inhalte des Lebens. Ich gebe Ihnen zu, daß auch hier neue Irrthümer unausbleiblich sind, aber schon die Richtung nach einem Bleibenden und Ewigen verdient die vollste Anerkennung und gereicht der Welt zum Heil. Auf den Trümmern der alten, eingestürzten Tempel wird sich ein neues Gotteshaus erheben, aus dem in seinen Tiefen aufgewühlten Boden der Gesellschaft eine schöne, frische Saat erwachsen.

— Und wie soll der neue Gott heißen? fragte Adolphine ungläubig ihr schönes Haupt schüttelnd.

— Was thut der Name, versetzte Georg im heiligen Eifer, wenn der Glaube und der Wille nur

da sind. Noch fehlt es leider an Beiden in unserer Zeit. Wir Alle haben so viele schmerzliche Täuschungen erlitten, so viele Irrthümer zu beklagen, daß wir zu glauben verlernt haben. Noch schlimmer steht es um unsere Willenskraft. In dem Mangel eines festen Wollens liegt nach meiner Ansicht das größte Unglück unserer Zeit. Tausende kennen das Gute und dürsten nach der Wahrheit, aber sie gelangen nie zu der Festigkeit, ihre Erkenntniß mit Hintansetzung aller Vortheile lebendig zu machen und durchzuführen. Unser Wissen und die gesteigerte Bildung haben wie wucherndes Unkraut unsere Thatkraft gelähmt und erstickt. Was uns fehlt, sind energische Charaktere und abgeschlossene Persönlichkeiten. Die Erziehung müßte mehr auf das Herz und die Gesittung als auf den Kopf und die einseitige Bildung des Geistes sehn. Wissen ohne Gewissen ist gefährlicher als Unwissenheit. Wir besitzen Schulen, in denen alles Mögliche gelehrt, aber nicht erzogen wird. Daher kommt es, daß wir statt Männer Pedanten oder Schwächlinge, statt edler Frauen und Matronen eitle Närrinnen oder verschrobene Blaustrümpfe so häufig im Leben antreffen. Wie selten finden wir jetzt noch einen Menschen, dessen Worte und Gedanken mit seinen Handlungen übereinstimmen! Da liegt die Kluft,

welche eine künftige und bessere Erziehung auszufüllen hat.

Noch nie hatte Georg so viel und eindringlich mit Adolphinen gesprochen. Seine Worte vermehrten nur die Achtung, welche sie für ihn empfand. Absichtlich vermied er es, ihre besondere Lage zu berühren und ihr seine Meinung aufzudrängen. Statt dessen bemühte er sich, nur im Allgemeinen ihre finstere Weltanschauung und ihren Zweifel an der Menschheit zu bekämpfen. Je länger sie ihm zuhörte, desto klarer wurde ihr Geist, desto höher lernte sie den trefflichen Mann schätzen. Nach und nach nahm erst ihr Gespräch wieder eine individuellere Färbung an. Georg unterrichtete Adolphine über den eigentlichen Zweck seiner Reise. Er wußte ihr eine lebhafte Theilnahme für seine Arbeiten einzuflößen und weihte sie in sein Streben ein. Sie gewann dadurch eine neue Anschauung von dem sonst ihr niedrig erscheinenden Handwerke. Sie spottete nicht mehr über die sogenannte Prosa des Lebens, welche ihr hier als das Ringen nach einem festen und lohnenswerthen Ziel entgegentrat. Ihr schnell erfassender Verstand ließ sie die Tragweite seiner Erfindung und die eigentliche tiefere Bedeutung derselben vollkommen erfassen.

— Wie glücklich sind Sie, sagte sie beifällig.

Sie besitzen ein festes Ziel, wissen, was Sie wollen, und wollen auch, was Sie wissen. Um wie viel besser ist ein Mann in dieser Welt daran, als wir armen Frauen! Unser Loos ist immer beklagenswerth. O! wäre ich ein Mann wie Sie geworden!

— Sie thun sich und Ihrem Geschlechte mit diesem Wunsche Unrecht. Die Frau hat eine andere und nicht minder hohe Aufgabe, als der Mann. Nur muß sie ihre Stellung nicht verkennen. Ihr sind und sollen stets die Kämpfe erspart sein, die uns erwarten. So bewahrt sie sich den reinen, ungetrübten Sinn. Im beschränkten Kreise, geschützt vor jeder unzarten Berührung mit dem Leben schaltet sie am häuslichen Heerde als die Schutzgöttin aller sanfteren Gefühle und der Tugend. Weh ihr, wenn sie mehr will, wenn sie, von thörichten Emancipationsgelüsten verführt, nach einer Selbstständigkeit strebt, welche ihr die Natur versagt. Sie ist dazu geschaffen, das heilige Band der Familie fest zu knüpfen. Von der Außenwelt beleidigt, gekränkt und doch immer wieder angezogen kehrt der Mann stets aufs Neue in ihren Schoos zurück. Hier findet er Trost und Erhebung, Friede und Ruhe, vor Allem aber die Liebe und Hingebung, welche er in der Welt vergebens sucht. Reißt sich das Weib von der Familie los, will sie

ein selbstsüchtiges Eigenleben führen, so ist sie verloren und treibt wie ein schwaches Blatt auf der wirbelnden Fluth. Was Ihnen auch begegnet sein mag, geben Sie darum diesen festen Halt nicht auf. Kehren Sie in die Heimath zurück.

— Wo ist meine Heimath? fragte Adolphine mit trübem Lächeln.

— Ueberall wo wir treue Liebe finden. Noch besitzen Sie Verwandte. Noch lebt jene würdige Frau, welche Ihnen durch die Bande des Blutes heilig und verehrungswerth sein müßte, wenn sie es nicht schon durch die edelsten Eigenschaften des Herzens und des Geistes wäre.

— Sie reden von meiner Großmutter? O! erzählen Sie mir mehr von ihr.

— Lernen Sie sie selber kennen. Sie werden in ihr eine wahre Mutter wieder finden.

— Mutter, Mutter! flüsterte Adolphine seufzend.

— Nein! Sie dürfen nicht länger in dieser gefährlichen Abgeschlossenheit hier leben. Die alte Frau streckt Ihnen sehnsuchtsvoll ihre Arme entgegen. Sie werden an einem Herzen ruhn, das ganz von Liebe für Sie erfüllt ist und der Liebe bedürfen Sie. Stoßen Sie sich nicht an äußere Verhältnisse. Sie haben ja selbst die Erfahrung gemacht, daß nicht diese den

Werth der Menschen und des Lebens bestimmen. Folgen Sie meinem Rath, verlassen Sie München und gehen Sie nach Waldau.

— Nach Waldau? sagte Adolphine nachsinnend.

— Es wäre eine unaussprechliche Freude für mich, wenn ich Sie Ihrer Familie wiedergeben dürfte. Glauben Sie mir, Sie werden in dem kleinen Kreise das finden, was Sie bis jetzt in der großen Welt vergebens gesucht haben, aufrichtige und uneigennützige Liebe.

Auch die Kammerfrau war jetzt näher herangetreten und vereinte ihre Bitten mit denen des Färbermeisters. Adolphine schwankte, endlich gab sie seinen überzeugenden Gründen nach und überließ sich seiner ferneren Leitung. Die letzten Ereignisse hatten ihren Trotz gebrochen. Sie vermochte sich sogar mit dem Gedanken zu befreunden, jetzt als eine Hülfsbedürftige in den Schoos der ihr verwandten Familie einzukehren, ein Gedanke, welcher ihr früher, noch vor wenigen Tagen, unerträglich erschienen wäre. Allerdings trug zu dieser Umwandlung die Anwesenheit Georgs das Meiste bei. Er besaß eine Festigkeit, woran ihre Laune scheiterte, eine Willenskraft, welche ihr imponirte. Ihren Einsprüchen und Gegenreden wußte er mit einer Klarheit und Ruhe zu begegnen,

daß sie bald gern und willig sein Uebergewicht anerkannte. So gelang es ihm, sie zu der Reise nach Waldau zu bewegen, welche längst in ihrer Seele schlummerte. Alle Bedenklichkeiten verschwanden vor der Gewalt seiner Gründe. Der Färbermeister verschob gern seine eigene Abreise noch um einen Tag, um Adolphinen als Begleiter zu dienen. Auf seinen Rath schrieb sie noch einen Brief an die Großmutter, um diese auf ihre Ankunft vorzubereiten.

Georg schied von ihr mit dem Bewußtsein, auch in diesem Falle seine Pflicht gethan zu haben, obgleich er sich keineswegs die Folgen und Gefahren dieses Zusammentreffens für seine eigene Ruhe verhehlen konnte. Allerlei Entschlüsse und Vorsätze kreuzten sich in seinem Innern mit freudigen Empfindungen und zärtlichen Gefühlen, die er vergebens zu bekämpfen versuchte.

Die gute Therese begleitete ihn bis an die Thür.

— Das hat Gott gethan, sagte sie, indem sie seine Hand erfaßte. Der Droben hat Sie uns zur rechten Zeit geschickt.

— Morgen reisen wir nach Waldau, versetzte er, um ihrer überfließenden Dankbarkeit aus dem Wege zu gehn.

— Nach Waldau, wiederholte die alte Dienerin

und wischte sich eine Thräne aus dem Auge, in welchem noch einmal alle Jugenderinnerungen glänzten.

XVI.

Es konnte nicht ausbleiben, daß durch diese Fahrt der Färbermeister Adolphinen näher rückte. Er war mit einem Male ihr Gesellschafter und mehr als das, ihr Beschützer geworden. Dieses Amtes entledigte er sich mit einer zarten Fürsorge, welche ihr überaus wohl that. Es giebt wohl wenig Gelegenheiten, welche jede Scheidewand so schnell beseitigen, als eine gemeinschaftliche Reise. Schon dem gewöhnlichen Fremden gegenüber nimmt man einen vertraulicheren Ton an, als in der Heimath. Die Rücksichten im Umgange fallen mehr oder minder fort und selbst der Zurückhaltende und Schweigsame wird mittheilend und gesprächig. Der rasche Wechsel der Szenen bringt eine freiere Stimmung hervor und die kleinen Abenteuer und unausbleiblichen Berührungen fordern von selbst zur Unterhaltung auf.

Erst auf dieser Reise lernte Adolphine ihren Begleiter vollkommen würdigen. Georg war einer jener seltenen Männer, die sich allmälig erst in ihrer Treff-

lichkeit bei längerem Umgange entwickeln. Er gewann mit der Zeit in den Augen des Beobachters. Wie ein Schacht mit edlem Erz erfüllt verbarg er seine Schätze in der Tiefe. Man mußte sich nicht die Mühe verdrießen lassen, ihnen nachzugraben. Er besaß nicht die Eitelkeit, welche überall zu glänzen und zu blenden sucht. Auch fehlte ihm jene oberflächliche Gewandheit, welche auf kurze Zeit besticht, aber eine ernstere Prüfung nicht besteht. Er sprach weder viel, noch über Alles. Meist schwieg er still, wenn er nicht etwas Bedeutendes, oder zur Sache Gehöriges zu sagen hatte. Das unnütze Reden war ihm verhaßt. Einmal aber angeregt und ergriffen suchte er den Gegenstand durch gründliche Beleuchtung zu erschöpfen, ohne deshalb in ermüdende Pedanterie zu verfallen.

Es war für Adolphine ein Genuß, diesem Charakter nachzuspüren und seine Eigenthümlichkeit zu erforschen. Sie begann sich nach und nach lebhafter für ihn zu interessiren und es freute sie, wenn sie ihm immer von Neuem eine tiefe Aeußerung, ein bedeutendes Wort zu entlocken wußte. Dabei fühlte sie ihm gegenüber eine Sicherheit wie sonst bei keinem andern Manne. Keine Ahnung stieg in ihrer Seele auf, daß sie ihn lieben, daß er ihr eine tiefere Nei-

gung widmen könnte. Diese Empfindung, oder vielmehr dieser Mangel an Empfindung gab ihrem Umgang eine rücksichtslose Freiheit und Naivetät, deren sie sich von Herzen erfreute.

Doch ganz gleichgültig war ihr Georg darum nicht. Wenn er ihr so schweigend gegenübersaß, ruhte ihr Auge verstohlen auf seiner kräftigen Gestalt und den festen, strengen Zügen, die einen männlichen Geist und einen entschiedenen Charakter verriethen. Zuweilen schossen wieder ganz seltsame Gedanken und Launen durch ihren Kopf. Der alte, neckende Geist regte sich in ihrer Brust. Plötzlich fiel es ihr ein, daß sie ihn reden hören, oder lachen sehn wollte. Dann weckte sie ihn aus seinem stillen Nachdenken durch eine Bemerkung, eine witzige Mittheilung und es gelang ihr fast immer. Diese kleinen Spielereien gewährten ihr eine angenehme Unterhaltung und regten auch den Färbermeister wieder an. Wenn er aber dann den hingeworfenen Spielball aufnahm und das Gespräch in würdiger Weise fortführte, das sie leichtsinnig begonnen, so bereute sie schon im nächsten Augenblick den früheren Uebermuth. Der Pfeil kehrte sich gegen den eigenen Schützen zurück und ritzte, wenn auch nur oberflächlich, ihr Herz. Der geheime Gedanke, ihn ohne sein Wissen gekränkt zu haben,

machte sie milder und sanfter gegen ihn. Dennoch konnte sie solchen Versuchungen nicht widerstehn, obgleich sich ein verborgenes Grauen mit einmischte, wie es wohl ein Kind empfinden mag, das mit einer kräftigen und doch wieder gutmüthigen Dogge spielt.

Georg achtete zu wenig auf dieses durchaus weibliche Verfahren. Ihn freute die Heiterkeit, welche sie immer mehr zeigte, je näher sie dem Ziele ihrer Reise kam. Es war dies eine neue reizende Erscheinung und es schien ihm, als ob ihre innere Natur sich klarer und freier entwickelte, seitdem sie den ihr schädlichen Einflüssen ihrer früheren Umgebung entrückt war. Die Beweglichkeit ihres Geistes mißfiel ihm nicht, während der Ernst und die Gediegenheit seines Wesens bereits ihr imponirte. Am Meisten wurde sie durch den Umfang seiner Kenntnisse überrascht. Allmälig, wie es in seiner Natur lag, zeigte er ihr ein Wissen, das sie wohl zu würdigen verstand, verbunden mit einer wohlthuenden Klarheit und Ordnung.

So fehlte es Beiden nicht an vielfachen Anknüpfungspunkten. Ihr gegenseitiges Interesse an einander stieg mit jeder Stunde eines längeren Beisammenseins. Es fand hier mehr als ein bloßer Austausch von Ideen statt. Beide ergänzten sich, wie

sich Mann und Weib ergänzen müssen. Sie zeigte ihm ein feines Verständniß, ein liebevolles Eingehn in seine Ideen, welches er bisher an seinen nächsten Anverwandten vermißt hatte, während Adolphine an ihm jene Festigkeit und Charakterstärke schätzen lernte, welche ihr selbst abgingen und ihr einen männlichen Schutz gewährten. Ihr Gespräch nahm daher mit der Zeit eine wo möglich noch vertraulichere Wendung und berührte bald auch solche Gegenstände und Personen, welche Beide bisher absichtlich und mit einer gewissen Scheu vermieden hatten. Zu diesen gehörte Baron Briolan. Adolphine theilte Georg die Täuschungen und Selbstbekenntnisse des seltsamen Mannes mit. Der Färbermeister empfand bei dieser Erzählung eine stille Genugthuung, eine leicht erklärliche Freude, denn er hatte nicht mit Unrecht die Gefahr eines solchen verführerischen Umganges für Adolphinens Herz gefürchtet. Es war ihm leicht und seelig zu Muth, als er sie jetzt von jeder derartigen Verirrung freisprechen konnte.

— Gott Lob! rief er heiter aus. Sie sind noch zur rechten Zeit enttäuscht und diesem gefährlichen Spiel entzogen worden. Jetzt darf ich Ihnen wohl gestehn, daß mich der Einfluß, welchen der Baron auf Sie auszuüben schien, ernstlich beunruhigte. Dies

frivole Experimentiren mit geheimnißvollen Naturkräften flößt mir immer ein Grauen ein.

— Sie verwerfen demnach den thierischen Magnetismus und halten den Baron für einen Betrüger?

— Weder das Eine noch das Andere.

Als Adolphine ihn darauf verwundert anschaute, fuhr Georg im ruhigen Tone fort: Sie dürfen mich nicht falsch verstehn. Ich zweifle nicht an der Existenz dieser und ähnlicher Kräfte im Menschen und ich bin weit entfernt von dem gelehrten Dünkel so vieler Physiologen und naturwissenschaftlich gebildeter Männer, welche ohne Weiteres den thierischen Magnetismus in das Reich der Fabeln und der Charlatanerie verweisen. So lange aber diese Kraft nicht wissenschaftlich geprüft und so weit dies möglich nach allen Richtungen festgestellt ist, muß dieselbe mit Recht uns Mißtrauen einflößen, besonders wenn sie in unberufene Hände fällt und zu selbstsüchtigen Zwecken gemißbraucht wird. Am allerwenigsten dürfen wir in ihr eine neue Quelle des Heils und der Offenbarung sehn. Das ist ein trauriger Irrthum, von den gefährlichsten Folgen begleitet. Leider weiß ich, daß besonders in den höheren Ständen diese Meinung Hand in Hand mit pietistischer Frömmelei und sinnlicher Frivolität geht. Beide Richtungen der Zeit su-

chen im Magnetismus einen Bundesgenossen. Aus dieser Verbindung gehen dann wahrhaft entsetzliche Irrthümer und Täuschungen hervor. Sie selbst standen in Gefahr, einer ähnlichen Verirrung zu erliegen. Damals hielt ich es für meine Pflicht, Sie zu warnen, selbst auf die Gefahr hin, mir durch meine Kühnheit Ihren Unwillen zuzuziehn.

— Sie hatten Recht und ich danke Ihnen von ganzem Herzen, sagte Adolphine mit einem seelenvollen Blick auf Georg.

— Baron Briolan selbst ist ein trauriges Beispiel, auf welche Abwege ein geistreicher und hoch begabter Mann in unserer Zeit gelangen kann, wenn seine Bildung nicht auf sittlichen Prinzipien beruht. Ermüdet und erschöpft warf er sich in die Arme eines traurigen Mysticismus und suchte Befriedigung und Trost in den trügerischen Träumen und Weissagungen einer sogenannten Somnambule: Von einer Lügnerin hoffte er Wahrheit, von einer Gottverlassenen Göttliches. Jetzt erst darf ich Ihnen gestehn, wie sehr mich Ihre Freundschaft mit einem derartigen Menschen für Sie selber fürchten ließ. Ich erblickte in ihm eines jener Zwittergeschöpfe unserer Civilisation, ein wunderbares Gemisch von glänzenden und verderblichen Eigenschaften, von Lüge und Wahrheit, von hellem Wissen

und dumpfem Glauben, von Frivolität und Pietismus, schwach im Guten wie im Bösen, mit einem Worte den Repräsentanten einer Zeit, die an sich selber irre geworden, einer Gesellschaft, welche sich gänzlich verloren giebt.

Adolphine hatte ihm schweigend zugehört und nickte nur von Zeit zu Zeit beistimmend. Plötzlich wie es ihre Gewohnheit war fragte sie Georg: wo aber finden wir den Retter und Erlöser aus aller Noth der Gegenwart?

— Da, wo er stets zu finden ist, in der Harmonie unserer Erkenntniß mit dem Willen.

— Auch der Geist kann irren, unser Wille fehl gehn.

— Der Irrthum ist sogar nothwendig, um zur Wahrheit zu gelangen. Wir besitzen aber hinlängliche Stützen, an denen wir uns aufrichten können. Die Erfahrung der Jahrhunderte, das Leben aller großen und herrlichen Menschen, die mit und vor uns gelebt, steht uns hülfreich zur Seite. Wir dürfen nicht nur die Schätze der Weisen, sondern unmittelbar göttliche Offenbarungen als die Leitsterne unseres Lebens benutzen. Es giebt eine Gesetzmäßigkeit in der sittlichen Welt, wie in der Natur. Wenn wir diese stets befolgen, uns an die gegebenem Beispiele

und Vorbilder halten, wenn wir den Muth haben, die einfachen und doch ewig wahren Lehren des Guten und Schönen, die wir von Jugend auf kennen, welche in unserem Herzen trotz aller Verwirrung fortleben, treu zu beachten, dann brauchen wir nicht zu verzweifeln, dann ist unsere Rettung nahe.

Während Georg so aus voller Ueberzeugung sprach, nahmen seine Züge deutlich einen edleren Ausdruck an. Die schlichten Worte, welche keineswegs eine besonders neue Wahrheit in einem geistreichen Gewande lehrten, erhielten doch durch die Innigkeit und Lauterkeit seines Wesens, durch den Klang seiner volltönenden Stimme eine Kraft und Bedeutung für Adolphine. Sie gewann immer mehr Zutrauen zu dem Manne, den das Schicksal ihr zum zweitenmale selbst als Retter und Beschützer zugeschickt zu haben schien.

Unterdeß lebte ihre Großmutter zu Waldau in freudiger Aufregung und Erwartung. Adolphinens nahe bevorstehende Ankunft, welche so ganz unvermuthet kam und von geheimnißvollen Umständen noch dazu begleitet war, versetzte die ganze Familie des Sägemüllers in Spannung und Unruhe. Es war dies ein wichtiges Ereigniß für all die Betheiligten. Besonders sah Frau Kerner dem nahenden Augenblick

mit Sehnsucht entgegen. Lange Jahre hatte die treffliche Frau den Verlust ihrer Enkelin beklagt und deren Anblick vermißt. Alte Feindschaft und Vorurtheile hatten ihr diese Entbehrung auferlegt. Jetzt war es ihr zu Muthe, als würde ihr ein Kind von Neuem geschenkt. Sie selbst hatte das beste Zimmer im Hause für Adolphinen hergerichtet und mit eigener Hand die schneeweißen Decken aufgelegt und die Vorhänge befestigt. Die Großmutter warf einen zufriedenen Blick auf ihr Werk und musterte mit scharfem Auge alle getroffenen Vorbereitungen. Wo ihr Etwas zu fehlen schien, half sie sogleich nach. Bald rückte sie den altmodischen Spiegel zurecht, weil er schief hing, bald wischte sie den Staub von den einfachen, aber soliden Möbeln ab. Erst als Alles so sauber und reinlich wie sie selber war, ließ sie sich mit gefalteten Händen auf das großblumige Sopha nieder. Die ungewohnte Arbeit hatte doch die alte Frau erschöpft und sie mußte ein Wenig ausruhn.

Es war ein freundlich helles Zimmer, im ersten Stockwerk gelegen. Allerdings besaß es keine modernen Tapeten. Dafür hatte der Maler aus Waldau, ein großer Künstler in seiner Art, eine hochgelbe Farbe gewählt und eine Blumenguirlande gepinselt, welche, je größer die Entfernung war, eine um so

schönere Wirkung that. Sein Meisterwerk blieb aber das Deckenstück, ein sein sollender Vogel, muthmaßlich ein Papagei, wenn man der Versicherung des Künstlers Glauben schenken wollte. An der Wand hing ein wirklich gutes Oelgemälde, eine schöne, blasse Frau mit sanften Zügen und liebevollen Augen, das Bild stellte Adolphinens Mutter vor. Auf dasselbe hatte die alte Frau ihren klaren Blick gerichtet. In ihren Augen schimmerte eine Thräne. Sie dachte der Vergangenheit. In demselben Zimmer war die geliebte Tochter nach einer langjährigen, unglücklichen Ehe an einer Lungenkrankheit gestorben. Als Adolphinens Mutter die Nähe des Todes fühlte, war sie nach Waldau gereist, um bei den Ihrigen die letzten Tage zu beschließen. Jetzt erwartete die würdige Matrone ihre Enkelin, welche ebenfalls eine Zufluchtsstätte hier suchte.

Solche Gedanken bewegten Frau Kerner, als die Sägemüllerin eintrat. Sie fand die Matrone in tiefem Nachsinnen. Frau Wagner näherte sich ihr mit leisem Schritt, um sie nicht zu stören. Sie glaubte, daß die Mutter schlafe. Diese richtete sich auf.

— Was bringst Du? fragte sie die Tochter.

— Ich wollte nur nachsehn, ob Alles auch im Stande sei, um das Fräulein zu empfangen.

— Ich kenne kein Fräulein, nur meine Enkelin, versetzte die Alte mit Nachdruck.

— Gott weiß, ob es ihr bei uns gefallen wird. Die ist gewiß verwöhnt.

— Sie findet bei uns, was ihr bisher gefehlt, aufrichtige Liebe und treue Herzen. Glaub' mir, Dorothee, die sind mehr werth als alle Schätze der Welt. Deine arme Schwester hat es leider erfahren, daß Vermögen nicht glücklich macht. Es wäre ihr besser gewesen, sie hätte niemals Waldau verlassen; doch Gott hat es so gewollt und ich murre nicht.

— Du weinst noch immer um sie, sagte die jüngere Tochter mit leisem Vorwurf.

— Und ich werde sie beklagen bis an mein Lebensende.

— Das ist nicht Recht, Du hast noch andere Kinder, welche Dich lieb haben.

— Das ist wahr, aber ein Mutterherz kann nicht aufhören zu trauern. Die Todten und die Unglücklichen sind Einem die Liebsten. Darum hänge ich auch an Adolphine mit meiner ganzen Seele. Mir ist's, als stände wieder meine arme Mathilde aus dem Grabe auf und träte vor mich hin. Ihr seid glücklich und darum bedürft ihr meiner nicht, aber die Adolphine braucht eine Mutter, an deren Brust

sie ihren Kummer ausschütten kann. Sie soll nur kommen, an Trost und Liebe soll es ihr nicht fehlen.

— Ich fürchte nur, daß sie zu uns nicht passen wird.

— Hat sich was zu passen, versetzte die Matrone in aufflammendem Eifer. Das Mädchen ist keine eitle Närrin, die auf all den vornehmen Krimskrams viel giebt. Da steckt ein guter Kern noch drin, verlaß Dich auf mich. Ich hab's aus ihrem Briefe rausgelesen und der Färbermeister hat es auch gesagt. Der kann nicht lügen.

— Es ist doch wunderbar, daß der sie grade wieder treffen mußte.

— Alles Gottes Fügung, entgegnete die Alte kurz. Aber jetzt wollen wir zum Essen gehn, wenn Du fertig bist. Ich hab' den ganzen Morgen rechtschaffen gearbeitet und da stellt sich der Hunger zur Belohnung ein. Nach Tisch soll der Knecht anspannen, dann fahren wir nach der Stadt. Die Post kommt um vier Uhr und ich will meine Enkelin selber abholen. Das lasse ich mir nicht nehmen.

Trotz ihres hohen Alters schritt die Matrone ihrer Tochter rüstig voran und setzte sich alsbald an den bereits gedeckten Mittagstisch. Mit dem gepriesenen Hunger hatte es aber nicht so ganz seine Richtigkeit.

Sie aß nicht viel, denn die Freude und Erwartung hatten sie satt gemacht. Gleich nach dem Essen setzte sie ihre schönste Spitzenhaube auf und zog den dunkelbraunen Seidenrock an. Ein Paar selbstgestrickte Handschuh bedeckte ihre noch immer vollen Hände. So schritt sie aus dem Hause, eine stattliche Erscheinung, das Bild einer würdigen Bürgerfrau, wie es unsere Zeit kaum noch aufzuweisen hat. Ihr Schwiegersohn, der Sägemüller, half ihr auf den Wagen und ergriff dann selbst die Zügel, um die Großmutter nach Waldau zu fahren. Sie kamen noch zur rechten Zeit in die Stadt und stiegen an der Post ab, wo sie Adolphinen erwarteten. Bei jedem Geräusch fuhr die Alte von einem freudigen Schauer ergriffen zusammen. Als aber das Posthorn, ein in unserer Zeit ungewöhnter Klang, erschallte, da stürzte die Großmutter mit jugendlicher Eile vor die Thür. Sie sah eine schlanke Dame im einfachen Reiseanzug an dem Arme des Färbermeisters aus dem Wagen steigen. Hinterdrein folgte die treue Therese, deren Gesicht ihr bekannt erschien. Jetzt hielt sie sich nicht länger zurück.

— Adolphine! mein Kind, mein Kind! rief sie mit erschütternder Stimme.

Das war ein Ton, der von Herzen kam und zu Herzen ging.

Ein junges Mädchen und eine greise Frau lagen sich weinend in den Armen.

Graue und dunkle Locken flossen zusammen.

Adolphine hatte eine Heimath gefunden.

XVII.

Die diesmalige Kunstausstellung in Venedig bot wenig Bemerkenswerthes und Ausgezeichnetes dar. Es ist hinlänglich bekannt, daß die italienische Malerei in der jüngsten Zeit wenig oder gar keine Fortschritte gemacht hat. Je größer und bedeutender die Vergangenheit, desto kleiner und schwächer ist die Gegenwart. In den Sälen der Akademie, wo das Meisterwerk eines Tizian, die unsterbliche Verklärung der heiligen Jungfrau hängt, waren die Wände wie zum Spott mit den schwachen Leistungen der entarteten Nachkommen bedeckt. Nur ein Gemälde machte eine rühmliche Ausnahme. Es war die Arbeit eines Fremden, eines deutschen Künstlers, der sich seit einiger Zeit in Venedig aufhielt. Um das Bild, die Perle der Ausstellung, sammelten sich einheimische und fremde Kunstkenner und Liebhaber, die es bewunderten. Der gewählte Gegenstand, so wie die

Ausführung waren gleich ausgezeichnet und ansprechend. Man sah zu den Füßen einer Heiligen einen jungen Mönch auf den Knieen liegen, in tiefste Andacht versunken. Während der männliche Theil der Beschauer die Heilige besonders hervorhob und die ächt weibliche Demuth und Innigkeit nicht genug preisen konnte, schwärmten die anwesenden Frauen für den jungen Mönch mit dem sanften Ausdruck der Liebe und Hingebung in dem interessanten Gesicht.

Wir brauchen wohl nicht erst zu sagen, daß der Maler des Bildes kein anderer als der uns bekannte Ferdinand war. Er hatte sich mit Nandel und dem Bergmann in der Nähe des botanischen Gartens, so ziemlich am Ende der weitläufigen Inselstadt niedergelassen. Dort führte er ein stilles, eingezogenes Leben, glücklich im Besitz der jungen, lieblichen Frau. Täglich entdeckte er an dieser neue überraschende und treffliche Eigenschaften. Zu seiner Beschämung mußte er sich eingestehn, daß er ihre geistigen Gaben bisher gänzlich verkannt und zu niedrig geschätzt hatte. Er besaß ebenfalls von früher her das Vorurtheil der Gebildeten, welche den unteren Klassen der Gesellschaft geringere Fähigkeiten in dieser Beziehung zuschreiben. Bald aber wurde er eines Besseren belehrt. Er fand hinlänglich Gelegenheit von seinem Irrthume zurück-

zukommen und den feinen Verstand und das richtige Gefühl des Nandels zu bewundern. Sie machte überdies unter seiner Leitung die erfreulichsten Fortschritte in allen Zweigen des ihr nöthigen Wissens. Ihm war es aber der herrlichste Genuß ihre allmälige Entwickelung, dies stille Wachsen und Entfalten des Geistes zu belauschen. Es überkam ihn oft ein heiliger Schauer vor dem Walten dieser unverdorbenen Natur. Wie ein jungfräulicher Boden gab sie hundertfältig die Saat wieder, welche er ausstreute. Er wurde dadurch demüthig und er beugte sich mit all seinen Kenntnissen und der ganzen Bildung vor ihrer Herzenseinfalt.

Sein ganzes früheres Leben erschien ihm jetzt nichtig und eitel. Nun erst hatte sein schwankendes und zerfahrenes Wesen einen festen Halt bekommen. Die Arbeitslust war ihm wieder zurückgekehrt und in bester Stimmung malte er das Bild, welches auf der Ausstellung so allgemein gefiel. Unwillkürlich hatte er seiner Heiligen die frommen Züge des holden Nandels gegeben und sich selbst als reuigen Mönch zu ihren Füßen abgebildet. So sehr aber das Bild ihm am Herzen lag, war er dennoch bereit dasselbe um einen angemessenen Preis zu verkaufen. Er sah nicht ohne Sorge die kleine Summe, welche er besaß, da-

hinschwinden und gab sich daher allerlei Besorgnissen hin, welche zuweilen einen düstern Schatten über seinen Freudenhimmel warfen. Vor Nandel verbarg er seinen Kummer auf das Sorgfältigste, denn es schien ihm sündhaft sie nur entfernt zu betrüben.

Bis jetzt hatte sein Bild nur Bewunderer, aber noch immer keinen Käufer gefunden. Die Italiener besaßen noch ihre alten Meister in Hülle und Fülle, die durchreisenden Fremden aber waren zu andern Zwecken nach Venedig gekommen und brauchten ihr Geld für Vergnügungen und Lustbarkeiten.

Täglich wanderte Ferdinand nach der Akademie zu Fuß und auf Umwegen, um das Geld für die Gondel zu ersparen. Dort stellte er sich in der Nähe seines Bildes auf. Er hörte oft sein Lob mit lauter Zunge preisen, aber Niemand dachte an den armen Künstler, und von Weihrauch allein konnte er nicht leben. Er sah wieder das drohende Gespenst der Armuth zu sich heranschleichen, diesmal in doppelt trauriger Gestalt, da er nicht mehr allein zu leiden und entbehren hatte.

Um dieselbe Zeit langte in Venedig Baron Briolan an. Er hatte Ischl verlassen und war verzweifelter als je in den Bergen Tyrols einige Zeit umhergeirrt. Dort hatte er die einsamsten Thäler auf-

gesucht, die gefährlichsten Gletscher und Felsspitzen bestiegen. Er jagte nach Ruhe und Vergessenheit, die er nirgends fand. Zu den alten Schmerzen waren neue, tiefe Wunden hinzugetreten. Er fühlte sich zum Sterben müde und sehnte den Tod für sich herbei. Die letzten Ereignisse, die doppelte Täuschung, welche sein Glaube und seine Liebe zugleich erlitten, hatten die Spannkraft seines Wesens vollends gelähmt und seine Energie vernichtet. Sein dunkles Haar war in wenig Wochen grau geworden, der Glanz seiner Augen erloschen und seine hohe Gestalt schien gebrochen und gekrümmt. Aus einem Manne war er ein hinfälliger Greis geworden, der seiner Auflösung entgegensah. So glich er einem erloschenen Vulkan.

In Venedig, der stillen Stadt der Todten, wollte er jetzt seinen eigenen Tod erwarten. Nur sein treuer Kammerdiener begleitete ihn. Briolan bewohnte einen jener verfallenen Paläste, an denen die verarmte Inselkönigin noch immer so reich ist. Der Marmor war zerbröckelt, von den Elementen angenagt. In den öden Sälen hauste das Gespenst der Vergangenheit. Die alten Möbel waren wurmstichig, die Ueberzüge verbleicht, die seidenen Vorhänge zerschlissen. Alles deutete auf einen langsamen aber sicheren Verfall, auf eine fortschreitende Auflösung. Hier hauste der Baron

in vollkommener Abgeschiedenheit am Tage. Er sah keinen Menschen und verkehrte nur mit seinen traurigen, quälenden Gedanken. Nur in der Dämmerstunde verließ er sein Asyl und bestieg die Gondel, deren Aehnlichkeit mit einem Sarge ihm wohlgefiel. Auf den stillen, einsamen Canälen ließ er sich hinausrudern nach dem Lido, an dessen sandigem Ufer er im bleichen Mondenscheine rastlos auf- und niederwandelte. Zuweilen kehrte er wohl auch auf seinem Wege in dem Kloster der Armenier ein, unter dessen kühle Bogengänge er wie Byron sich mit seiner zerrissenen Seele flüchtete. Die Erlösung, nach welcher er sich sehnte, ward ihm auch dort nicht zu Theil. Die frommen Gesänge der Mönche, die heiligen Töne der Orgel vermochten nicht den erloschenen Glauben wieder anzufachen. Bald wurde er auch ihrer überdrüssig und er bestieg von Neuem auf den Arm des Dieners gestützt die schwankende Gondel und ruderte an St. Servolo vorüber, wo er die Wahnsinnigen mit ihren Ketten klirren hörte und ihre bleichen, wild verzerrten Gesichter durch die eisernen Gitter ihm entgegenstarrten. Ein Schauder erfaßte ihn.

O, nur das nicht! murmelte er, indem er sein abgezehrtes Gesicht mit den Händen bedeckte. So saß er in dumpfes Brüten versunken und fuhr in

seiner Gondel an dem licht und glanzerfüllten Markusplatz lautlos vorüber, ohne das fröhliche Treiben und heitere Leben mit einem Blick zu würdigen. Die Zeit des Karnevals war für ihn vorüber, der Aschermittwoch des Lebens hatte ihm das Memento mori zugerufen und seine Stirn mit dem Kreuze der Vergänglichkeit gezeichnet. Erst in den einsamen, abgelegenen Canälen wagte er sich umzuschauen. Hier fand sein trüber Geist die reichste Nahrung. Er sog sich fest an den Ruinen und Trümmern der Vergangenheit, welche ihm das eigene Leben wiederspiegelten. Aus Schlamm und Moder hauchte ihn die Verwesung an. Ueberall sah er nur die Spuren des Verfalls. Er glaubte den Zahn der Zeit in der lautlosen Einsamkeit zu vernehmen, der still und geräuschlos das Zerstörungswerk vollendet. Wie Schatten schwebten die ehemaligen Paläste an ihm vorüber, gespensterhaft im bleichen Mondenlicht. Die Lichter waren ausgelöscht, welche beim glänzenden Mahl der stolzen Nobili geleuchtet, der laute Jubel war verstummt. Alles todt und vernichtet, wie sein eigenes Herz.

Wenn er dann seine einsame Wohnung in später Stunde wieder betrat, floh der Schlummer sein rastloses Auge. Um Mitternacht irrte er noch durch die öden Säle. Auch hier wehte ihm der Moderduft aus

allen Ecken entgegen. Die kostbaren Mosaiken waren zerbrochen. Der kalte Marmorboden hallte seine Schritte wieder, als ginge hinter ihm der Tod. Seine Phantasie bevölkerte die wüsten Räume mit Schreckbildern der Vergangenheit. Müde und gebrochen suchte er sein Lager auf, und wenn der Schlummer sich endlich des Unglücklichen erbarmte, so wurde sein Schlaf durch ängstliche Träume unterbrochen. Zuweilen kam er sich selber wie ein verdammter Geist vor, verurtheilt auf diesem Kirchhof der Geschichte umherzuirren. Das Bewußtsein seiner Persönlichkeit ging ihm verloren und er fürchtete wirklich dem Wahnsinn zu verfallen. Ueberreizung und Erschöpfung wechselten in dem zerrütteten Körper ab.

Ein hinzugerufener Arzt rieth ihm dringend Zerstreuung an. Was konnte ihm noch Zerstreuung und Genuß verschaffen?

Er lohnte den weisen Doctor ab und schlug, als ihn dieser verlassen hatte, ein bitteres Gelächter an.

Von Zeit zu Zeit machte er wohl noch einen Versuch sich aufzuraffen. Dann verließ er seinen Palast, um eins der vielen Kunstwerke, an denen Venedig so reich ist, zu betrachten. Am Liebsten verweilte er noch in der Akademie vor den Schöpfungen Tizians und Paolo Veronese's. In den letzten Tagen, wo

sein Körper- und Seelenleiden bedeutend zugenommen hatte, verzichtete er auch auf diese Unterhaltung, welche ihn wenigstens augenblicklich von seinen selbstvernichtenden Gedanken abzog. Auf Zureden des Dieners entschloß er sich jedoch wieder einmal sein finsteres Asyl zu verlassen und den letzten, ihm noch gebliebenen Genuß an der Kunst zu versuchen.

Fast wäre er wieder umgekehrt, als er die Menge sah, welche sich nach den Sälen der Akademie hindrängte. Auf sein Befragen hörte er zum erstenmal von der stattfindenden Kunstausstellung, die er bisher vollkommen ignorirt hatte. Es war dies eine Abwechslung und versprach ihm eine momentane Zerstreuung. Deshalb entschloß er sich dem Menschenstrome zu folgen. Briolan besaß einen hinlänglich gebildeten Geschmack, um sich mit Widerwillen von den schwachen Leistungen der neueren Maler abzuwenden. Er wollte bereits wieder den Saal verlassen und sich nach den geweihten Räumen begeben, wo die Werke der alten Meister in unsterblicher Schönheit leuchteten. Zufällig führte ihn sein Weg an dem Gemälde Ferdinands vorüber, das auch jetzt von Beschauern umlagert war. Im Vorbeieilen warf der Baron einen seiner gelangweilten Blicke auf das Bild.

Ueberrascht blieb er stehen. Sein Fuß wurzelte im Boden fest.

Zum zweiten Mal begegnete ihm dasselbe holde Angesicht, welches die schmerzlichsten und zugleich süßesten Erinnerungen in seinem Herzen hervorrief. Diesmal entfloh er nicht. Es war kein Traum seiner aufgeregten Phantasie, kein Gespenst, das ihm aus der Leinwand entgegenstarrte. Die Heilige des Bildes trug die Züge der armen Margaretha, welche um ihn und durch seine Schuld den grauenvollsten Tod erlitten; doch sie zürnte ihm nicht. In himmlischer Verklärung und von überirdischem Glanz umflossen schaute sie zu dem Sünder nieder. Ihre Augen leuchteten trostreich und liebevoll, wie goldene Sterne, welche den Verirrten nach der Heimath weisen; von ihren halbgeöffneten Lippen schienen Worte der Versöhnung und des Friedens auszuströmen.

— O Margaretha, Erlösung! war Alles, was Briolan bei diesem Anblick erschüttert hervorzubringen vermochte.

Dann drang er plötzlich durch die betrachtende Menge, welche scheu zur Seite wich. Es lag in seinem Wesen eine so eigenthümliche Bewegtheit, daß wohl Jedermann fühlen mochte, wie sich hier etwas Außerordentliches zugetragen. Noch einmal verschlang

er das schöne Bild ungehindert mit seinen Augen, da ihm die Uebrigen willig Platz machten. So stand er lange Zeit davor, die Welt und Alles um sich her vergessend. Jetzt erst bemerkte er auch den Mönch zu den Füßen der Heiligen. Er erkannte sogleich in dieser veränderten Gestalt den Maler, welchen er in Ischl in Adolphinens Gesellschaft öfters angetroffen. Er las die Unterschrift des Bildes und den Namen „Ferdinand Obermann.“ Sogleich begab er sich zu dem Custoden der Akademie.

— Ist das Bild Nummer 250 noch zu verkaufen? fragte er mit ängstlicher Spannung.

— Allerdings, Signore!

— Was soll es kosten?

— Dreitausend Lire.

— Ich will Euch reichlich belohnen, wenn Ihr mir die Wohnung des Malers angeben könnt.

— O! die weiß ich ganz genau. Er hat mir sie aufgeschrieben, damit ich ihn sogleich benachrichtige, wenn sich ein Käufer findet. Hier, Signore, haben Sie die Adresse.

Der Custode zog aus einem Schubfache die Karte Ferdinands hervor, auf welcher seine Wohnung angegeben war. Briolan steckte das Blatt zu sich und gab dem Custoden reichlich für die ertheilte Auskunft.

— Ich will selber den Maler aufsuchen, sagte er im Fortgehen.

— Excellenza! erwiederte der schlaue Italiener, Sie thäten besser, mir den Handel zu überlassen. Diese Maler sind ein stolzes Volk, aber wir Leute vom Fach wissen am Besten wie man sie behandeln und mit ihnen handeln muß. Der junge Mann, welcher das Bild gemalt hat, ist schon halb reif. Die Noth sieht ihm aus den Augen und er würde die Hälfte des gebotenen Preises nehmen. Wenn Sie aber jetzt hingehen, verderben Sie wieder Alles.

Briolan hörte nicht mehr auf den eigennützigen Rath des Custoden. So schnell es seine Kräfte erlaubten, eilte er nach der Gondel.

— Nach dem botanischen Garten! rief er dem Schiffer zu.

Dieser gehorchte und die Gondel flog durch das Gewirre der Canäle still und lautlos hin.

XVIII.

Mit Hülfe der erhaltenen Adresse fand der Baron am äußersten Ende des Canals ein ärmliches, einstöckiges Häuschen. Er klingelte an dem verroste-

ten Klingelzug. Eine alte Frau, die Besitzerin dieses bescheidenen Eigenthums, öffnete ihm.

— Wohnt hier der Maler Obermann? fragte Briolan.

Ehe die Alte ihm antworten konnte, erschien bereits der Gewünschte.

Er hatte durch das geöffnete Fenster die Stimme des Barons gehört. Als er denselben wiedersah, erkannte er kaum den Mann, welchen er in Ischl unter andern Verhältnissen gesehen hatte.

Ein zitternder Greis stand vor seinen Augen.

— Baron Briolan! rief Ferdinand überrascht und erschüttert, als er den Vater seines Weibes so unvermuthet wiedersah.

— Herr Obermann! stammelte der Baron. Der Zufall führte mich in die Akademie. Ich sah daselbst ihr ausgestelltes Bild. In den Zügen der von Ihnen gemalten Heiligen glaubte ich eine Aehnlichkeit mit einem mir schmerzlich theuren Weibe zu entdecken. Sie haben sicher nach einem Portrait gearbeitet, da Sie das Original unmöglich gekannt haben. Jetzt bin ich gekommen, um von Ihnen mir den nöthigen Aufschluß zu erbitten. Das Bild selbst betrachte ich als mein Eigenthum und ich zahle jeden Preis dafür, den Sie fordern wollen.

Ferdinand hörte schweigend aber tief bewegt die Worte Briolans.

— Sie sollen das Original selber sehen, sagte er nach einer Pause.

— Treiben Sie nicht Ihren Scherz mit einem Unglücklichen.

— Ich bin weit davon entfernt. Der nächste Augenblick wird Sie vom Gegentheil belehren. Erlauben Sie jedoch, daß ich Sie vorbereite. Ihr Gesundheitszustand scheint mir der Schonung zu bedürfen. Der Anblick kann Sie zu stark erschüttern.

— O! ich fühle mich stark genug, entgegnete der Baron, welchen eine Ahnung überkam.

— Gestatten Sie mir, daß ich Sie führe. Geben Sie mir Ihren Arm.

— Aber das Original, das Original Ihres Bildes —

— Ist mein Weib, mein geliebtes Weib.

Briolan wagte nicht mehr zu fragen. Willenlos folgte er dem Maler in das kleine Stübchen, welches diesem zugleich als Wohnzimmer und Atelier diente.

Dort saß auf einem niedrigen Holzsessel das holde Nandel eifrig mit dem Ausbessern von Kleidungsstücken beschäftigt. Sie hatte das liebliche Gesicht auf ihre Arbeit gerichtet. Bei dem Geräusch, welches

die Eintretenden verursachten, schlug sie ihre frommen Augen neugierig auf.

Der Baron blieb tief ergriffen stehen. Er mußte sich an den Maler festhalten, um nicht der Gewalt seiner Empfindung zu erliegen.

— Vergebung, Vergebung! war das einzige Wort, welches sich mit einem durchdringenden Schrei aus seiner Brust rang.

Die junge Frau war vor seinem Ausruf erschrocken emporgesprungen. Fragend und verwundert sah sie auf ihren Gatten. Ferdinand ergriff selbst innerlich bewegt ihre Hand und legte sie in die des Barons.

— Ich bringe Dir, sagte er mit zitternder Stimme, einen Freund.

— Freund? wiederholte Nandel überrascht und mit gesenktem Blick.

— Der Dich wie ein Vater lieben wird.

— Wie ein Vater, flüsterte der Baron mit kaum hörbarer Stimme.

Sein Herz pochte mit ungestümen Schlägen und drohte ihm die Brust zu sprengen.

— Um Gotteswillen! reden Sie im Ernst? fragte er den Maler, welcher nicht länger sein Geheimniß zu verbergen vermochte.

— Ja! Er ist Dein Vater, Nandel! Das Ihre Tochter, Herr Baron!

Nur ein leises Schluchzen war zu vernehmen.

Benetzt und gebadet von den Thränen seiner Tochter, der Tochter Margarethens, empfand Briolan eine Seligkeit, wie er sie früher nie gekannt. Immer von Neuem sah er sie mit Vateraugen an, flehte er um ihre Vergebung, welche sie ihm für sich wie für ihre arme Mutter gern bewilligte.

— Mein Kind, meine Tochter! wiederholte er bald laut, bald leise, als wollte er diese süßen Namen unauslöschlich seinem Gedächtnisse einprägen.

Dann schloß er Nandel wieder in seine Arme und der Friede kam über ihn, der ihn bisher geflohn.

Erst nachdem dieser Sturm vorübergerauscht war, konnte er dem Berichte Ferdinands ein ruhigeres Gehör schenken.

Unterdeß war der alte Engelfranz, welcher die Einkäufe für die kleine Hauswirthschaft besorgte, ebenfalls zurückgekehrt. Der Bergmann stutzte bei dem unerwarteten Anblick des Barons. Der alte Zorn regte sich in seiner Brust. In aller Eile theilte ihm der Maler dies seltsame Zusammentreffen mit.

Finster schweigend hörte er den Bericht. Briolan trat ihm entgegen und bot ihm die Hand. Der En-

gelfranz wandte sich grollend ab. Da trat das sanfte Nandel zu ihm, mild wie der Engel der Versöhnung. Sie sprach mit ihm und der feierliche Augenblick gab ihren Worten eine ungeahnte Kraft.

— Und vergieb uns wie unsern Schuldigen, flehte sie mit gefalteten Händen.

Die trotzigen Lippen des Bergmanns bewegten sich, als beteten sie leise mit.

— Meine Mutter vergiebt ihm, wie ich ihm vergebe. Vom Himmel herab segnet sie ihn und uns in dieser Stunde. Willst Du allein noch zürnen? Gott hat Alles so wunderbar gefügt und mir zwei Väter statt des Einen gegeben. Wende Dich nicht ab, bleibe bei uns. Keine Schuld ist so groß, daß sie nicht gebüßt werden kann. Du darfst und wirst nicht strenger sein, als der Richter im Himmel. Wer kayn sich rühmen, frei von Sünde zu sein? Um meinetwillen und um meine Mutter verzeihe ihm, wie ich ihm längst verziehen habe.

So sprach sie und schmeichelnd hielt sie ihn fest, da er sich zu entfernen drohte.

In seinem Herzen kämpfte noch immer der alte Haß und die neue Liebe, doch die starren Züge seines harten Angesichts begannen schon zu schmelzen. Auch Ferdinand vereinte seine Bitten mit den ihrigen.

Es war ein wunderbares Schauspiel wie sich der vornehme Baron vor dem armen Bergmann demüthigte. Dieser stand aufrecht mit funkelnden Augen, jener gebrochen und seine Blicke suchten beschämt den Boden.

Endlich nahm der Engelfranz die ihm dargebotene Hand. Er that es nach einem harten Kampf. Briolans Thränen fielen auf die harte, schwielige Faust des Arbeiters. Jetzt erst fühlte sich der Baron vollkommen entsühnt und erlöst.

Auf sein Ersuchen verließ der Maler mit seiner jungen Frau und dem Engelfranz ihre bisherige Wohnung, welche sie mit dem einsamen Palast vertauschten. Das Bild verschwand von der Kunstausstellung und hing von nun an in der Wohnstube des Barons.

Für Briolan begann auf kurze Zeit ein neues Leben. Eine heilige und wahre Liebe, die Liebe des Vaters zu seinem Kinde gewährte ihm eine nie gekannte Befriedigung. Die finstern Nebel schwanden und die bessere Natur, welche in ihm bisher geschlummert, entwickelte sich ungestört. Sein ganzes Wesen erschien geläutert und verklärt. Je mehr sein Körper dahinschwand, desto reiner wurden seine Empfindungen und Gedanken. Er überließ sich nicht länger

einer unfruchtbaren Reue und zerknirschten Selbstpeinigung. Fast mit Heiterkeit sah er seiner fortschreitenden Auflösung entgegen. Seine Tochter überhäufte er mit den sprechendsten Beweisen seiner väterlichen Zärtlichkeit, auch trug er Sorge, ihr Geschick und das ihres Gatten auf eine großmüthige Weise zu sichern.

Das holde Nandel verließ ihn nicht und pflegte den Kranken mit jener aufopfernden Hingebung und zarten Sorgfalt, deren Geheimniß die Frauen nur allein besitzen. Sie hatte jetzt hinlänglich Gelegenheit den reichen Schatz an Liebe zu verwerthen, welchen die Natur als schönste Mitgift ihr verliehen. Unermüdlich wachte sie an seinem Lager. Mit ihren Händen ordnete sie die herabgesunkenen Kissen, reichte sie ihm Medizin und Speisen. Er wollte von Niemand Etwas annehmen, als von ihr. Trotz der zunehmenden Schwäche behielt sein Geist noch lange die frühere Kraft und Klarheit. Er sprach mit seiner Tochter viel und oft. Diese Unterhaltungen trugen dazu bei, das Werk ihrer Bildung, welches Ferdinand unternommen, unmerklich zu vollenden.

Als der Winter kam, näherte sich Briolan seiner Auflösung. Die hinzugerufenen Aerzte gaben keine Hoffnung mehr. Der Baron fühlte selbst das Heran-

nahen des Todes und bemerkte ihn an den verweinten Augen seiner Tochter, an der stillen Trauer des Malers, obgleich Beide ihn sorgfältig über ihren Schmerz zu täuschen suchten. Er hatte jetzt häufig ernste und längere Zwiegespräche mit seinem Schwiegersohn, den er täglich lieber gewann. Auch Ferdinand schöpfte aus diesen Unterredungen mit dem begabten und hochgebildeten Mann einen reichen Schatz für das ganze Leben.

— Ich fühle, daß ich bald sterben werde, sagte eines Tages der Baron zu ihm. Meine Tage sind gezählt, doch ich fürchte nicht den Tod. Mein Leben war eine fortlaufende Kette von Verirrungen, erst am Ende derselben lernte ich das wahre Glück kennen, welches einzig und allein in der Liebe besteht.

Ferdinand bat ihn, sich nicht aufzuregen. Der Kranke ließ sich nicht daran hindern, seinen Gefühlen Worte zu verleihn.

— Ich habe nach allen Seiten das Leben zu erschöpfen gesucht. Bald glaubte ich im Genuß, bald im Wissen das wahre Heil zu finden. Ach! der Genuß brachte mir nur bittere Reue und meine Kenntnisse keine Befriedigung. Ich stürzte in die Arme des Mysticismus, ich wollte die Erlösung im Schoose des

Glaubens mir gewinnen. Auch hier wurde mir die Täuschung nicht erspart.

— Wer hätte nicht ähnliche Irrthümer zu beklagen, entgegnete Ferdinand in trübe Erinnerungen versenkt.

— Zu spät kam ich zur wahren Erkenntniß, doch sie reichte hin, um mich mit dem Leben auszusöhnen. Mein ganzes Dasein war ein verfehltes, weil ich die von der Natur mir verliehenen Gaben nicht zu gebrauchen verstand. Ich hatte meine Aufgabe nicht begriffen. Der Mann muß sich mit einem geliebten Weibe verbinden, zunächst für seine Familie sorgen und den Ueberschuß seiner Kräfte der Menschheit und dem Staate widmen. Statt in diesem Sinne zu handeln, überließ ich mich den ungezügelten Trieben und Leidenschaften, den Eingebungen meiner erhitzten Phantasie. Möge mein Geschick Ihnen, mein Freund und Sohn, eine Warnung sein.

— Ich besitze den besten Schutz gegen den Dämon in des Menschen Brust, ein geliebtes Weib.

— Hätte ich ein solches auf meinem Wege mir zu erringen gewußt, es stände jetzt besser um mich. Arme Margarethe! Ich habe diesen Schatz nicht zu würdigen verstanden. Ein unseeliges Geschick ließ mich jedem Weibe Verderben bringen, dem ich begegnete.

Die Natur hatte mir ein verderbliches Geschenk gemacht, eine fast magische Gewalt über das Frauenherz verliehn. Ich brachte Allen nur Unheil, denen ich mich näherte. Noch vor Kurzem stand ich im Begriff, ein vielleicht irre geleitetes, aber an sich edles Wesen zu verderben. Sie kennen Fräulein von Busch.

Ferdinand schauerte leicht zusammen und vermied es, dem forschenden Blicke des Barons zu begegnen.

— Wenn Sie das Fräulein wiedersehn, setzte Briolan nach einer Pause hinzu, so bitten Sie in meinem Namen, daß sie mir verzeihe. Sie hat mir einen Grad von Achtung eingeflößt, wie wenig Frauen. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß sie glücklicher werden möchte, als sie es bisher gewesen. O! warum sind die begabtesten Menschen in unserer armen Zeit grade die Unglücklichsten?

— Vielleicht weil sie den Zwiespalt des Lebens am tiefsten fühlen, weil ihre feine Organisation den Druck und die Schwere des Daseins am meisten empfindet.

— Das ist es nicht allein. Das Uebel hat noch einen andern und tieferen Grund. Dieser liegt in unserer Erziehung und gesellschaftlichen Bildung. Wir treten mit den höchsten Ansprüchen an das Leben und finden uns nur zu schnell enttäuscht und über-

sättigt. In der Beschränkung und treuen Pflichterfüllung beruht allein das Lebensglück und das Glück des Weibes ganz besonders. Sehen Sie Ihre Frau, meine Tochter an. Sie hat nur den einfachen Verhältnissen, in welchen sie aufgewachsen, die Natürlichkeit ihres Verstandes und die Güte des Herzens zu verdanken. Ihre jungfräuliche Seele ist für jeden schönen und wahren Eindruck empfänglich, während Fräulein von Busch trotz ihrer Bildung ein verfehltes Dasein führt.

— Wir wollen hoffen, daß auch sie noch zur Erkenntniß kommt.

— Es wäre mir Trost und Beruhigung, wenn ich das noch erlebte, versetzte der Baron mit einem tiefen Seufzer. Ich selbst habe mich ihr gegenüber einer schweren Sünde anzuklagen und die Verwirrung ihrer Seele noch gemehrt. Für derartige Geister giebt es keine andere Rettung, als aus den gekünstelten Zuständen sich mit Gewalt herauszureißen und zu den einfachsten und natürlichsten Verhältnissen zurückzukehren.

— Ich kann mir Fräulein von Busch nicht als Hausfrau denken. Sie scheint mir mehr für den Salon, als für den häuslichen Heerd berufen.

— Und doch muß und wird sie die Gesellschaft

verlassen, wenn sie nicht zu Grunde gehen will. Aufrichtig gesagt, ihr Schicksal flößt mir die größte Unruhe ein und ich würde gern Alles beitragen, was in meinen Kräften steht, demselben eine andere Wendung zu geben. Wenn sie den Grafen Bangor, diesen geist- und herzlosen Dandy heirathet, so ist sie für immer verloren.

— Ich glaube kaum, daß sich ein Mann finden dürfte, der ihr genügt und den sie zu beglücken im Stande wäre.

— Er müßte ihr zu imponiren wissen und eine entschiedene Willenskraft besitzen, unter dem sich ihre Laune beugt. Ich kenne sie genauer, sie besitzt ein edles Herz, einen durchdringenden Verstand. Wenn sie erst mit voller Ueberzeugung liebt, so wird sie zu jedem Opfer sich bereit finden lassen. Ich wünsche auch ihr von ganzem Herzen eine baldige Erkenntniß ihrer bisherigen Irrthümer. Ach! wir Alle bedürfen der Erlösung, einer Regeneration.

Der Eintritt Nandels unterbrach die Unterhaltung. Der kranke Briolan begrüßte sie mit einem schwachen, aber zärtlichen Lächeln.

— Hast Du auch geschlafen? fragte er sie mit väterlicher Besorgniß. Du entziehst Dir meinetwegen den Schlummer.

— Das thu' ich gern, lautete ihre Antwort, die von Herzen kam.

— Das darf aber nicht sein. Deine Gesundheit leidet darunter. Zum Glück wirst Du nicht mehr lange Zeit bei mir zu wachen brauchen.

Nandels Augen füllten sich mit Thränen, welche die abgezehrten Hände Briolans benetzten. Sein Herz fühlte eine früher nie gekannte Wonne.

— Liebt Euch, liebt Euch, flüsterte er tief bewegt, indem er die Hände seiner Kinder in der seinigen vereinigt hielt.

— Die Liebe ist das höchste und reinste Glück auf dieser Welt.

So genoß der Sterbende noch einzelne Sonnenblicke eines günstigen, und wie er selber sich oft eingestand, kaum verdienten Geschickes. Endlich schlug die Stunde des Abschiedes für ihn. Der Tod trat nicht plötzlich und unerwartet wie ein heimtückischer Feind zu ihm heran, sondern in milder und versöhnender Gestalt. Er fand ihn umgeben von liebevollen Herzen, welche der Auflösung mit ungeheucheltem Schmerze und wahrhaften Thränen entgegensahen. Nandel wich nicht mehr von seiner Seite. Wie der Engel der Liebe und Versöhnung stand sie an seinem Lager.

Briolan segnete sie vor seinem Sterben.

Ein lichter Sonnenstrahl verklärte in diesem Augenblick seine bleichen Züge.

Es herrschte eine feierliche Stille in der Krankenstube. Das Krankenbett wurde zum Altar.

Dem Sünder war vergeben.

Ein Lächeln umschwebte sein zuckendes Angesicht.

Er war nicht mehr.

Mit einem Schmerzensschrei stürzte die Tochter an die Brust ihres Gatten.

Zu den Füßen des Todten kniete der alte Bergmann im brünstigen Gebet.

— Herr! vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigen!

XIX.

Seit einigen Wochen lebte Adolphine bei ihren Anverwandten in Waldau. Ihre gegenwärtige Lage stand im schreiendsten Contrast zu ihrer früheren Stellung. Aus dem Treiben und Wogen der großen Welt, sah sie sich plötzlich in das beschränkteste Stillleben einer bürgerlichen Familie versetzt. Es bedurfte der Zeit, ehe sie sich mit ihrer neuen und so gänzlich fremden Umgebung zu befreunden vermochte. Sie

vermißte so gut wie Alles, was ihr früher unentbehrlich schien. Es war ihr zu Muthe wie dem verwöhnten Europäer, der plötzlich auf eine einsame Insel im Ozean sich verschlagen sieht. Aber in diesem Gegensatz lag ein stiller Reiz für sie. Das einfache Stübchen, welches ihr eingeräumt worden war, zeichnete sich, wie wir bereits wissen, keineswegs durch übertriebenen Luxus aus. Es ließ sich allerdings nicht mit der Zimmerreihe vergleichen, die sie einst bewohnt hatte. Da gab es keine prachtvollen Tapeten, keine Spiegel, welche bis an die Decke reichten in ihren stark vergoldeten Rokokorahmen. Es fehlten die schwellenden Divans und Fauteuilles, ihr Schreibsecretair von duftendem Rosenholz, mit Silber und Schildplatt kunstvoll ausgelegt, ihre Oelbilder und Kupferstiche, ihre Statuetten und Nippsachen, welche ihrer Wohnung einen phantastischen Reiz verliehen. Davon konnte hier keine Rede sein. Den einzigen Zimmerschmuck bildeten die naiven Pinseleien des Waldauer Raphaels und ein Paar alte Porzelanvasen, ihr zu Ehren mit Astern und Georginen angefüllt. Dennoch fühlte sich Adolphine in ihrem Stübchen so heimlich und wohl. Hier störte sie kein Geräusch der großen Welt, keine rollende Equipagen, kein unangenehmer Besuch, den man Anstands halber nicht abweisen kann.

Durch das geöffnete Fenster schaute die goldene Morgensonne herein und ihre Strahlen gaben den alten Möbelstücken einen frischen Glanz. Wenn sie hinausblickte, streckten ihr die fruchtbeladenen Obstbäume im Garten ihre grünen Arme entgegen. Ein alter Weinstock rankte sich hoch empor und seine Blätter bekleideten wie ein herrlicher Teppich die ganze Wand. Vor ihr lag die grüne Wiese, von dem silbernen Bächlein durchzogen, das freundliche Waldau mit seinen rothen Dächern und im Hintergrund eine Reihe fruchtbarer Hügel, bis der ausgedehnte Wald die Aussicht begränzte. Die ganze Gegend trug zwar einen flachen, aber freundlich friedlichen Charakter.

Schon nach einem Aufenthalte von einigen Tagen fühlte sich Adolphine in dieser Umgebung heimisch. Noch mehr aber sprach sie der Familienkreis allmälig an, mit dem sie täglich vertrauter wurde. Außer den uns bereits bekannten Personen gehörten zu demselben noch zwei Töchter und drei Söhne. Eine ältere Tochter war seit einem Jahre an einen benachbarten Förster glücklich verheirathet. Alle diese jüngeren und älteren Anverwandten begegneten ihr mit zuvorkommender Liebe. Sie lernte bald in ihnen manche treffliche Eigenschaft schätzen, die ihr den allerdings fühlbaren Mangel an höherer Bildung ersetzen muß-

ten. Sämmtliche Kinder des Sägemüllers hatten eine gute Schulbildung genossen, aber auch nicht mehr. Ihre Kenntnisse reichten nicht allzuweit, dafür besaßen sie eine tüchtige Portion von gesundem Mutterwitz und hausbackenem Verstande. Sie vermochten freilich nicht mit Adolphinen zu sympathisiren und ihrem kühnen Gedankenfluge zu folgen, aber sie kränkelten auch nicht an einer verwirrten Einbildungskraft und wollten nicht mehr scheinen, als sie wirklich waren. Die Töchter halfen der Mutter im Hauswesen, die Söhne gingen dem Vater bei seinem Geschäfte rüstig zur Hand. Dabei waren sie zufrieden und klagten höchstens einmal, wenn ihnen die Arbeit über den Kopf wuchs. Anfänglich erschien Adolphinen die Gesellschaft ihrer Cousins und Cousinen keineswegs interessant, auch die Letzteren waren in ihrer Gegenwart befangen und behandelten sie mehr wie einen vornehmen Gast mit einer gewissen scheuen Ehrfurcht. Bald aber schwand diese natürliche Spannung und Adolphine wurde mit den verschiedenen Mitgliedern ihrer Familie genauer bekannt. Zunächst schlossen sich ihr die beiden Mädchen an, besonders die jüngere, eine zarte Blondine, welche Mathilde wie die verstorbene Mutter Adolphinens hieß und dieser auch sehr ähnlich sah. Zwischen Beiden entstand

bald eine innigere Freundschaft. Die jüngere Cousine sah zu der älteren mit einem Gefühl von aufrichtiger Verehrung auf, während diese sich unwiderstehlich zu dem sanften, naiven Kinde hingezogen fühlte. Sie hatte sich stets eine Schwester gewünscht und jetzt eine solche gefunden. Das Gefühl war ihr neu und ganz geeignet den von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Trübsinn zu verscheuchen. Die ältere Cousine Elsbeth, ein rasches, nußbraunes Mädchen, wie es im Volksliede heißt, empfand weit weniger das Bedürfniß, sich der fremden Anverwandten anzuschließen. Das schöne Mädchen hatte bereits ihr Herz an den Bruder ihres Schwagers verschenkt, der ebenfalls ein wackerer Jägersmann war, aber noch immer auf eine Anstellung wartete. Sie hatte seinetwegen mehrere treffliche Partieen und darunter auch einen reichen Holzhändler ausgeschlagen. Den Eltern schien diese Verbindung wünschenswerth und deshalb gab es zuweilen strenge Worte und allerlei Vorwürfe, welche indeß nie in wirkliche Härte oder gar Grausamkeiten ausarteten. Dafür sorgte schon die Sägemüllerin, eine gute, anspruchslose Frau, die den strengen und jähzornigen Sinn ihres Mannes mit ächt weiblicher Milde zu besänftigen verstand. Alle diese Umstände erfuhr Adolphine erst nach und nach.

Auch in diesem stillen Kreise sah sie mannigfache Conflicte sich entwickeln, aber dieselben trugen einen ganz verschiedenen Charakter, als ihre eigenen. Trotz aller Widersprüche blieb das Band bestehn, welches die Familie an einander knüpfte. Elisabeth ertrug ihr Geschick ohne Murren und ihre Eltern setzten sie darum bei keiner Gelegenheit ihren übrigen Geschwistern nach. Man heuchelte nicht, man suchte sich nicht gegenseitig zu täuschen. Jedermann sprach sich offen über seine Gefühle und Ansichten aus. Kam auch einmal eine heftigere Szene vor, so war dieselbe schnell vergessen, weil der Grundton aller dieser zwistigen Verhandlungen immer noch eine unerschütterliche Liebe blieb. Auch die Söhne des Hauses entwickelten eine gewisse Opposition, theils dem strengen Vater, theils den Schwestern gegenüber, wie dies bei Brüdern häufig zu geschehen pflegt. In Beiden regte sich bereits der verzeihliche Trieb nach Selbstständigkeit, welche den Jüngling zum Mann heranreifen läßt.

So gewann für Adolphine mit der Zeit ein jedes einzelne Familienmitglied trotz aller Einfachheit ein besonderes Interesse. Sie war bald mit ihren Verhältnissen und Charakteren vertraut. Zu ihrer eigenen Ueberraschung entdeckte sie, wie gering noch ihre Menschenkenntnisse waren. Sie hatte früher nur die

Oberfläche gesehn. Die Gebildeten, mit denen sie bisher verkehrt, besaßen in der Bildung selbst ein Mittel ihre Gedanken und Empfindungen zu verbergen. In der Gesellschaft scheint, in der Familie erst giebt sich der Mensch ganz so, wie er ist. Hier fallen die tausend Rücksichten und der Zwang fort, welche die so genannte Sitte und der Anstand von uns fordern. Die Familie ist daher der beste Prüfstein des Charakters. Adolphine lernte jetzt erst das rein Menschliche erkennen und verstehen. Was sie bisher gesehn, kam ihr nur wie eine verzerrte Karrikatur einem lebenswahren Originale gegenüber vor. Daher vermochte sie sich nach und nach für ihre schlichte, aber durchaus wahre Umgebung zu interessiren. Bald gelangte sie zu der Einsicht, daß kein Mensch dem andern unbedeutend sein kann, wenn man nur Gelegenheit hat, sich mit ihm genauer zu beschäftigen und sein Wesen tiefer zu durchdringen. Ihr anerzogener Hochmuth schwand und je klarer in ihr diese Einsicht wurde, desto mehr näherte sie sich ihren Anverwandten. Theilnahme erweckt Theilnahme und Liebe erzeugt Liebe. Adolphine war bald in diesem Kreise keine Fremde mehr.

Am Innigsten jedoch schloß sich Adolphine ihrer Großmutter an. In ihr sah sie das Ideal des ver-

klärten Alters. Aller Zwiespalt war hier ausgeglichen, jeder Mißton zur vollkommensten Harmonie aufgelöst. Diese seltene Frau besaß die Bildung des Herzens und des Geistes, welche nur in der Schule eines reinen und doch vielbewegten Lebens erworben wird. Wo ihre allerdings mangelhaften Kenntnisse nicht ausreichten, kam ihr der natürliche und ungetrübte Verstand zu Hülfe und wenn auch dieser sie im Stich zu lassen drohte, brauchte sie nur dem sicheren Takte ihres nie sich verwirrenden Gefühls zu folgen. Eine lange Erfahrung der menschlichen Schwächen hatte sie nicht unduldsam gemacht. Sie war mild und freundlich wie die Sonne, welche über Gerechte und Gottlose scheint. Die ganze Familie sah zu ihr empor. Von ihrem Schwiegersohne wurde sie geehrt und bei allen Gelegenheiten zu Rathe gezogen. Ohne ihre Zustimmung unternahm er kein wichtiges Geschäft. Ihre Kinder und Enkel hingen an ihr mit einer Liebe ohne Gränzen und von Bekannten wie von Fremden wurde ihr die höchste Achtung und Anerkennung zu Theil. Adolphine kam nur selten von ihrer Seite. Sie begleitete die Großmutter auf allen ihren Wegen. Mit Recht bewunderte sie diese milde Lebensweisheit, die scharfe und doch wieder so nachsichtige Beobachtungsgabe und vor Allem den ächt religiö-

sen Sinn, welcher immer fern von jedem Aberglauben blieb. Unumwunden sprach sie schon in den ersten Tagen ihre offene Verehrung für die herrliche Frau aus.

Da saßen Beide wieder in der Gartenlaube, welche sich bereits zu verfärben begann. Es war ein milder Abend, der dem nahenden Herbste mehr noch als dem scheidenden Sommer angehörte. Sie waren allein, all die übrigen Hausbewohner bei ihren Haus- und Feldarbeiten beschäftigt. Bis in die umrankte Laube drangen die scheidenden Sonnenstrahlen, spielten mit dem grünen Laube und umflossen mit ihrem goldenen Licht das würdige Antlitz der Matrone.

— Wie bist Du doch so gut und lieb, sagte Adolphine sich an diesem Bilde erfreuend.

— Ei Du wirst mich alte Frau noch eitel machen, versetzte die Großmutter schalkhaft mit erhobenem Finger drohend. Du und der Herr Färbermeister seid über einen Leisten geschlagen. Ich bin halt nicht besser und schlechter wie alle Andern.

— O! wenn es so wäre, wenn alle Menschen Dir glichen! Aber leider ist das nicht der Fall. Die Welt ist voll von Bosheit.

— Nun so arg ist es auch nicht, wie Du meinst. Der Mensch ist nicht schlecht von Jugend auf. Das kann ich nicht glauben, wenn's auch in der Bibel

steht und wenn's der Herr Pastor jeden Sonntag von der Kanzel predigt. Allen Respect vor der Bibel. Ich lese täglich mein Capitel, seitdem ich überhaupt lesen kann, aber der Vers hat mir nie in den Kopf gewollt. Ich denk' es mir halt so. Die Bibel rührt von Gott her, das ist ganz gewiß. Aber Menschenhände haben sie zuerst geschrieben. Da kann wohl ein Schreibfehler mit drunter vorgekommen sein; grad so, wie wenn der Lehrer den Schuljungen Was dictirt, wobei es auch an Schnitzern niemals fehlt. Deshalb nehm' ich meinen gesunden Menschenverstand immer mit zu Hülfe, der doch auch eine Gabe Gottes ist, so gut wie die Bibel selbst. Der aber sagt mir, daß der Mensch nicht von Natur böse sein kann; denn erstens wäre das gegen alle göttliche Vernunft und Gerechtigkeit, weil Gott doch seine schöne Erde nicht für lauter nichtsnutzige Creaturen geschaffen haben kann. Zweitens aber braucht man nur die kleinen Kinder anzuschaun, um die Menschen recht von Herzen lieb zu haben. Freilich ist es Schade, daß aus den kleinen, schönen Kindern mitunter solche große, häßliche Schlingel werden.

Als Adolphine über die ihr originell erscheinende Philosophie der Großmutter den Mund zu einem Lächeln verzog, stimmte diese mit lautem Lachen ein.

— Das freut mich, daß ich Dich doch auch einmal lachen sehe. Ich glaubte schon Du hättest es verlernt und in Deiner vornehmen Gesellschaft abgeschworen.

— Es wäre kein Wunder, sagte Adolphine wieder ernst. Wer so viele schmerzliche Erfahrungen gemacht hat, wie ich in der letzten Zeit, der dürfte wohl einen hinlänglichen Grund zur Traurigkeit haben.

— Seh mir Einer einmal an, rief die Großmutter scherzend. Spricht so eine junge Schnecke vor mir von ihren Erfahrungen. Du hast ja kaum zu leben angefangen.

— Und doch hat es mir trotz meiner Jugend nicht an inneren Leiden gefehlt.

— Das mag wohl wahr sein und ich glaube gern, daß Du auch Dein Theil gehabt, aber darum darfst Du doch den Kopf nicht hängen lassen, wie Du's thust. In heutiger Zeit übertreibt ein Jeder seine Leiden und wird leicht ungeduldig. Die Menschen wollen nichts von Schmerzen wissen, nur die Freuden dieser Welt genießen. Darum werden sie auch gleich so ungeberdig. Einen Mückenstich halten sie schon für eine tödtliche Wunde und ein Dornenritz verursacht ihnen ewige Schmerzen. Viele sind sogar unglücklich, weil es Mode ist und ohne allen vernünf-

tigen Grund. Da will es mir immer scheinen, als ob solche Leute Staat mit ihrer Trübseligkeit machen wollten, wie manche junge Wittwe mit ihren Trauerkleidern, weil sie weiß, daß ihr Schwarz gut zu Gesichte steht.

— Du glaubst doch nicht, daß mein Schmerz erkünstelt ist? fragte Adolphine empfindlich.

— Gott soll mich bewahren! Du hast allerlei Fatalitäten erlebt, die Einem wohl zu Herzen gehen können; aber das Alles, was Du mir bereits gesagt hast, reicht noch immer nicht aus, um mir Deine anhaltende Traurigkeit zu erklären. Sieh, mein Kind! Ich will mich nicht in Dein Vertrauen drängen, aber Du hast noch Was auf Deinem Herzen, was herunter muß. Sei aufrichtig gegen mich und sage mir, was Dich quält. Drückt Dich noch ein anderer Kummer, so theile mir ihn mit. Ich will Dir ihn tragen helfen. So Zwei eine Last heben, so wird die Bürde leicht.

Adolphine kämpfte einen schweren Kampf. Wie gern hätte sie der geliebten Großmutter ihre Zweifel und den Argwohn mitgetheilt, welcher ihr Leben vergiftete; aber durfte, konnte sie es thun?

Der Gedanke an ihre Unterredung mit dem Fürsten entpreßte ihr heiße Thränen.

— Meine Mutter, meine Mutter! schluchzte sie bewegt.

— Deine Mutter ist todt, sagte die Großmutter mit tiefem Ernst. Freilich ist das ein Unglück, das uns Alle, Dich aber am schwersten getroffen hat. Ein Kind, daß seine Mutter nicht hat, hat auch die Liebe nicht, und die Liebe hat Dir bisher gefehlt. Nun aber sollst Du sie nicht mehr vermissen. Ich will Dir eine Mutter sein.

Adolphine warf sich erschüttert an die Brust der alten Frau. Auch diese weinte und umschlang mit ihren zitternden Armen die blühende Gestalt ihrer Enkelin.

— Weine nur immerhin Deine Schmerzen aus. So lag ja auch meine seelige Mathilde an dieser alten Brust. Alles was sie quälte und bedrängte hat sie mir vertraut.

— O! erzähle mir von ihr, bat Adolphine ihre Thränen trocknend.

Die Großmutter hatte sich wieder hingesetzt und schien ruhig und gefaßt. Nur eine milde Wehmuth zitterte noch in ihren durchfurchten Zügen. Adolphine schmiegte sich an ihre Seite, aufgeregt und erwartungsvoll.

— Du warst noch ein Kind, begann die würdige

Matrone, als Deine Mutter hier in Waldau starb. Seitdem sind Jahre vergangen und Du wirst Dich kaum noch ihrer Züge entsinnen, verschweige von ihrem Leben Etwas genaueres wissen.

— Theile mir Alles mit, was Du von ihr weißt.

— Es ist eine traurige Geschichte und es thut mir immer weh, wenn ich daran denken muß. Aber Du hast ein Recht darauf und ich will sie Dir nicht vorenthalten, da Du Manches daraus lernen kannst. Deine Mutter zeigte von Kindesbeinen auf einen ganz absonderlichen Geist. Stundenlang saß sie in einem Winkel des alten Hauses und träumte. Wenn ich sie dann frug, woran sie dächte, so antwortete sie mit einem ganz besonderen Lächeln „an die Welt.“ Wurde in ihrer Gegenwart von fremden Städten, von vornehmen Leuten, von Pracht und Glanz gesprochen, da begannen ihre Augen zu leuchten und zu funkeln, als stände sie vor der Christbescheerung.

Adolphine schauderte leise zusammen.

— Was fehlt Dir? fragte die Großmutter.

— Nichts, murmelte sie und bat sie fortzufahren.

— Schon in der Schule hielt sie viel auf sich und auf alles Aeußere. Sie war immer am saubersten angezogen und was sie auf dem Leibe trug, paßte ihr wie angegossen und stand ihr gut. Immer

wußte sie ein Band oder eine Schleife so anzubringen, daß sie schöner aussah, als die übrigen Mädchen. Ich kümmerte mich nicht drum und ließ es immerhin geschehen, weil ich darin nichts Böses sah. Sie lernte besser als alle meine andern Kinder und hatte einen seltenen Geist. Dabei war sie sanft und gut, so gut, daß sie Alles that, was sie Einem an den Augen absehn konnte. Ueber ihre Schönheit war in ganz Waldau nur eine einzige Stimme und wenn man das schönste Kind nannte, so war es meine arme Mathilde. Ihr feines und artiges Wesen mochte wohl auch schuld sein, daß sie bei allen Honoratioren in der Stadt wohlgelitten wurde und in die vornehmsten und reichsten Häuser kam, wo sie mit den Kindern spielte und verkehrte. Ihr ganzes Wesen erhielt dadurch einen besondern Schnitt. Sie wußte sich immer in artigen Worten und gewählten Reden auszudrücken und Dein guter Großvater pflegte oft im Scherz deswegen zu sagen: Die Mathilde nimmt keinen Mann, wenn es nicht zum wenigsten ein Graf ist. So wuchs sie immer mehr heran und alle Welt beneidete mich um das schöne und wohlgezogene Kind. Mit der Zeit stellten sich die Freier ein. Es gab damals kaum einen ansehnlichen Burschen in Waldau, der sich nicht um sie bewarb. Mancher

hätte mir als Schwiegersohn schon angestanden, aber ich mischte mich nicht drein, weil ich keines meiner Kinder zwingen wollte. Auch Dein Großvater stimmte mir in dieser Hinsicht bei. Er war noch dazu so in das Mädchen vernarrt, daß er sie am liebsten immer im Hause behalten hätte. Endlich kam auch ihre Zeit. Eines Tages erschien in Waldau Dein Vater. Er war als ein junger Bursche fortgegangen, um sein Glück in der weiten Welt zu suchen. Lange Jahre hatte man nichts von ihm gehört. Seine Eltern waren arme, aber ehrliche Leute, die indeß gestorben waren. Er hatte nur noch eine Schwester hier, die seitdem auch hinübergegangen ist. Damals aber lebte sie noch mit einem heruntergekommenen Tuchmacher verheirathet. Bald verbreitete sich das Gerücht, daß der Buschmann, so hieß Dein Vater früher, ehe er geadelt worden ist, einen Schatz gefunden haben müsse, oder die Kunst verstanden hätte aus Blei Gold zu machen. Als ein armer Bursche war er fortgegangen und als reicher Mann zurückgekehrt. Man erzählte sich von seinem Vermögen Wunderdinge. Wie immer wurde mehr Wesens draus gemacht, als wirklich dran war. So gar groß stand er damals noch nicht da, wie er mit der Zeit geworden ist. So ein fünfzig Tausend Gulden mochte er

wohl haben, die er sich als Lieferant bei der Armee erworben hatte. In Waldau galt er aber für unermeßlich reich. Er spielte den großen und vornehmen Herrn, trug modische Kleider, feine Wäsche, hatte Ringe an den Fingern, eine funkelnde Busennadel in dem gestickten Jabot und eine goldene Uhrkette mit Berloques. Nach der Reihe herum machte er bei allen Honoratioren und in guten Bürgerhäusern seinen Besuch. So kam er auch zu uns. Ueberall wurde er freundlich aufgenommen, einmal weil man wußte, daß er Geld hatte, und dann, weil er von weit her kam und viel zu erzählen wußte von der Welt und vom Kriege, den er als Lieferant mit angesehn. Manche Mutter mochte wohl auch an ihre unversorgten Töchter dabei im Stillen gedacht haben, denn Dein Vater war noch unverheirathet, wohlhabend, just nicht allzuschön, aber manierlich und zu sprechen wußte er wie ein Buch. Ich kann grad nicht sagen, daß er mir absonderlich gefallen hätte, desto mehr aber stand er Deiner seeligen Mutter an. Er kannte die Welt, nach der ihr Herz verlangte, hatte alle großen Städte gesehn, war in Paris gewesen und konnte davon Stunden lang erzählen. Sie wurde nicht müde ihm zuzuhören. Auch ihm gefiel das junge, schöne Mädchen. Bald wußte ich, woran

ich war. Er hielt um ihre Hand an und da wir eigentlich nichts gegen ihn einzuwenden hatten, so ließen wir sie mit ihm ziehn. Er hatte in der Hauptstadt seine Wohnung aufgeschlagen. Dort führte er sie hin.

Die Großmutter machte hier eine kurze Pause, als wollte sie neue Kraft für die Fortsetzung ihrer Geschichte sammeln. Die Erinnerung an die Vergangenheit schien sie immer trauriger zu stimmen. Adolphine war voll gespannter Erwartung und bat sie fortzufahren. Sobald sie sich erholt hatte, nahm sie den abgerissenen Faden wieder auf.

— Alles ging besser, als ich geglaubt hatte. Deine Mutter fand sich bald in das neue Leben, für welches sie wie gemacht schien. Die Geschäfte Deines Vaters verbesserten sich mit jedem Tage. Aus einem wohlhabenden wurde er bald ein wirklich reicher Mann. Er hatte sich das Vertrauen der Regierung zu erwerben gewußt, welche ihm fortwährend alle großen Lieferungen übertrug. Wie er dazu gekommen war, wußte kein Mensch. Es mag wohl nicht immer mit rechten Dingen zugegangen sein, denn Dein Vater ist ein Mann, dem alle Wege gut sind, wenn sie nur zum Ziele führen. Sein einziges Streben war aber Geld und immer wieder Geld; nächstdem auch Ehre,

aber nicht die Ehre vor Gott, sondern vor den Menschen. Beide wurden ihm auch reichlich zu Theil. Sein Vermögen wuchs zusehends und es fehlte ihm auch nicht an vornehmen Freunden und Gönnern. Er machte ein großes Haus aus. Die Schönheit Deiner Mutter und ihr feines Wesen war bald in der ganzen Residenz bekannt. Das schmeichelte aber seinem Stolz, denn er liebte sie nur aus Eitelkeit und weil man von ihr sprach und viel Rühmens machte. Das paßte ganz in seinen Kram, und je mehr die vornehmen Herren ihren Anstand und ihre Schönheit lobten, desto besser gefiel sie auch ihm. Deine Mutter war noch jung und nahm die Artigkeiten mit Vergnügen an, ohne sich was Besonderes dabei zu denken. So lebten Beide glücklich und vergnügt einige Jahre hin. Alles aber ist nicht Gold, was so aussieht. Dein Vater hatte wahrscheinlich zu schnell reich werden wollen und dabei nicht immer Gott und sein Gesetz vor Augen gehabt. Plötzlich erfuhren wir, daß eine große Untersuchung gegen ihn im Gange sei. Er sollte die Landesregierung um eine große Summe betrogen haben. Bei den Gerichten schwebte der Prozeß, und wenn ihm seine Schuld bewiesen worden wäre, so hätte ihn sicher eine gewaltige Strafe getroffen. Du kannst Dir unseren Schreck

nicht denken. Dein guter Großvater machte sich sogleich auf den Weg, um zu rathen und zu helfen, so weit dies anging. Als er ankam, fand er Deinen Vater im Gefängniß. Die Richter zuckten mit den Achseln und sagten ihm, daß Alles umsonst sei. Mein Seeliger mußte wohl an die Schuld unseres Schwiegersohns glauben, denn er wollte Deine Mutter sogleich mit sich nehmen und sie von ihrem Manne scheiden lassen. Das aber gab die arme Mathilde nimmer zu. Er ist mein Mann, sagte sie, und ich habe vor Gott geschworen Gutes und Böses im Leben mit ihm zu theilen. Alles Zureden war da umsonst, und sie handelte wie jede rechtschaffene Frau handeln muß. Sie ließ es aber nicht dabei bewenden, sondern rannte von Pontius zu Pilatus und von Pilatus zu Pontius, um ihren Mann zu befreien. Sie suchte alle alten Freunde auf, damit diese sich für ihn verwendeten. Doch in der Noth gehen hundert Freunde auf ein Loth. Ueberall wurde sie zurückgewiesen, mit leeren Redensarten, oder mit einem kalten Bedauern abgespeist. Da faßte sie in ihrer Verzweiflung einen kühnen Entschluß, sie ging zu dem Fürsten. —

— Zu dem Fürsten? fragte Adolphine mit fieberhafter Spannung.

— Der war zu jener Zeit der mächtigste Mann im ganzen Land. Was er befahl, geschah, und er allein konnte helfen, wenn hier Hülfe noch möglich war. Sie warf sich ihm zu Füßen und sprach wohl mit Engelzungen, denn er ließ sich von der Unschuld Deines Vaters überzeugen und ordnete sogleich seine Freilassung an.

— Mein Vater war demnach unschuldig?

— Er muß es wohl gewesen sein, denn der Fürst ist für einen streng rechtlichen Mann bekannt, der selbst den größten Leuten nicht durch die Finger sieht. Auch hat Deine Mutter bis an ihr Lebensende ihren Mann für schuldlos gehalten. So hat sie mir auf Befragen alle Zeit geantwortet. Dein Vater kam nicht allein wieder los, sondern behielt auch nach wie vor seine Lieferungen und Geschäfte mit der Regierung. Er stieg sogar immer höher in der Gunst des Fürsten, der seit jener Zeit sich öfters bei ihm sehen ließ. Nach einem Jahre wurde er auch geadelt. Diese Ehre galt für eine Entschädigung, weil er unschuldig angeklagt worden war. Kurzum das Glück schien doppelt ihm Alles vergütigen zu wollen, was es an ihm verschuldet haben mochte.

Wieder hielt die Großmutter hier inne. Es mochte ihr wohl schwer fallen, die traurige Katastrophe zu

berühren, der sie sich jetzt näherte. Adolphine zitterte vor Erwartung. Von dieser Unterredung hing ja ihr Glaube an die Menschheit ab. Hoffnung und Furcht bestürmten abwechselnd ihre Brust. So hängt der Angeklagte an den Lippen seines Richters, wie sie an dem Munde ihrer Großmutter in diesem Augenblicke hing.

Mit einem schmerzlichen Seufzer fuhr dieselbe fort:

— Nur ein Umstand hatte noch zu dem vollkommenen Glück Deiner Mutter gefehlt. Ihre Ehe war bisher kinderlos geblieben. Kurze Zeit aber, nachdem Dein Vater geadelt worden war, wurdest Du geboren. Der Tag war ein Freudenfest. Bei Deiner Taufe ging es hoch her, als wenn Du eine kleine Prinzeß gewesen wärst. Der Fürst selbst stand bei Dir zu Gevatter. Er war äußerst herablassend und kam jetzt noch öfter, als früher, um seine kleine Pathin zu sehn, die er jedesmal reich beschenkte. Da es das erste Wochenbett Deiner Mutter war, so ließ ich es mir nicht nehmen und reiste hin, um sie zu pflegen. Sie erholte sich auch bald und sah schöner aus, als je zuvor, wie das bei manchen Frauen vorzukommen pflegt. Aber wenn sie auch blühend wie eine Rose war, so nagte doch innerlich an ihr ein

schwarzer Wurm. Seit Deiner Geburt erschien sie mir traurig und verstört. Manchmal überraschte ich sie mit rothgeweinten Augen. Wenn ich sie darum befrug, leugnete sie und wollte nicht geweint haben. Ein geheimer Kummer, den sie Niemand und selbst mir nicht anvertrauen wollte, zehrte sichtbar an ihrem Leben. Auch Dein Vater war ein ganz Anderer geworden. Er schien mürrisch und zerstreut. Er behandelte Deine Mutter nicht mit der Rücksicht und Liebe, die er ihr schuldig war. Zuweilen fuhr er sie in meiner Gegenwart hart an, im nächsten Augenblicke aber überhäufte er sie mit Zärtlichkeiten, die mir aber nur geheuchelt vorkamen. Es war, als ob er sie fürchtete. Ich sah das Alles ruhig mit an und mischte mich nicht drein, weil Eheleute nach meiner Meinung immer am besten ohne einen Dritten fahren und selbst eine Mutter bei solchen Gelegenheiten nur Oel ins Feuer gießt. Meine Ohren konnte ich indeß nicht verschließen und ich bekam mancherlei zu hören, was mir nicht lieb war und wodurch ich mir den Kummer Deiner Mutter wohl erklären konnte, ohne daß sie mir ihn eingestand.

— Und was war der Grund? fragte Adolphine hastig.

— Eifersucht, pure Eifersucht auf den Fürsten.

Es giebt überall böse Zungen, in großen wie in kleinen Städten, Zwischenträger, Ohrenbläser und wie die ganze Sippschaft heißen mag. Die flüsterten Anfangs heimlich, dann immer lauter und lauter ein abscheuliches Gerücht. Man verleumdete Deine Mutter, weil sich der Fürst oft in ihrer Nähe sehen ließ.

— Man verleumdete sie, wiederholte Adolphine ungläubig, doch mein Vater —

— Dein Vater schenkte diesen Lügen leider seinen Glauben. Ich will ihn deshalb nicht anklagen, denn Deine Mutter trug wohl selber Schuld.

— Also doch schuldig, murmelte Adolphine und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen, um ihren Schmerz zu verbergen.

— Kind, Kind! rief die Großmutter entsetzt, die Adolphinens Verdacht erst jetzt zu begreifen anfing. Was fällt Dir ein? Du glaubst doch nicht etwa —. O mein Gott! was ist das für eine Welt, wo die Kinder an der Unschuld ihrer Eltern zweifeln! Arme Mathilde! dir ist wohl in deinem Grabe.

— Du glaubst, daß ihr mein Vater Unrecht gethan hat? fragte Adolphine noch immer hartnäckig.

— Ich bin ihre Mutter.

Frau Kerner sprach diese Worte mit einer ein-

fachen Würde, mit einem Tone der Ueberzeugung, welcher von Herzen kam und zu Herzen ging. Adolphine war erschüttert.

— Ja, hätte die ganze Welt es mir gesagt, fuhr die Großmutter im heiligen Eifer fort, hätte sie es mir selber eingestanden, ich hätt' es nimmermehr geglaubt. — Als sie auf dem Todtenbette lag, worauf sie die schändlichen Gerüchte und die Behandlung Deines Vaters geworfen hatten, da erst sprach sie mit mir über ihren Schmerz. „Ich darf nicht reden, sagte sie unter Thränen, ein Schwur schließt mir den Mund, aber so wahr ein Gott lebt, ich bin unschuldig und meinem Manne immer treu gewesen." Sie war keiner Lüge fähig und am wenigsten im Angesicht des Todes, der den verstocktesten Sünder noch zur Wahrheit zwingt.

— Ja, sie war unschuldig, rief Adolphine mit leuchtenden Augen.

Im Uebermaße ihrer Seeligkeit warf sie sich weinend an die Brust der geliebten Großmutter.

XX.

Seit dieser Unterredung war auch der letzte Rest von Adolphinens Trübsinn beseitigt. Eine bisher nie gekannte Heiterkeit erfüllte ihr ganzes Wesen. Jetzt erst fühlte sie sich ganz heimisch in der ihr so lieb gewordenen Familie. Sie nahm an allen Ereignissen und Beschäftigungen derselben lebendigen Antheil. Statt auf ihrem Zimmer, oder im Garten zu träumen und über finstere Gedanken zu brüten, suchte sie den innigen Verkehr mit den sämmtlichen Hausgenossen. Mit Mathilde, welche als Abbild ihrer Mutter ihr besonders theuer war, schweifte sie über Felder und Wiesen. Es war zur Aerndtezeit. Mit der Sägemühle war eine ziemlich ausgedehnte Landwirthschaft verbunden. Adolphine fand an diesen ländlichen Beschäftigungen viel Vergnügen. Sie lernte den Werth der Arbeit schätzen und kam in mannigfache Berührung mit den Mägden und Knechten, die ihr ein menschliches Interesse abgewannen. Das Getriebe eines großen Hauswesens und die Pflichten einer Hausfrau gaben ihr so manchen Stoff zum Nachdenken. Ihr ganzes bisheriges Leben kam ihr nichtig vor, wenn sie es mit dem geregelten Fleiße ihrer jetzigen Umgebung verglich.

Ihre Tante war in dieser Beziehung ein wahres Muster zu nennen. Still und geräuschlos leitete sie das Ganze. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend ruhten ihre Hände nicht und doch blieb sie immer sanft, geduldig und gut gelaunt. Ihrem Beispiele folgten Söhne und Töchter nach. Der Sägemüller war viel auf Reisen, in den benachbarten Forsten, wo er die nöthigen Einkäufe besorgte. Gegen Abend kam er meist zurück und dann war die ganze Familie wieder vereinigt und ruhte von der Arbeit bei unterhaltenden Gesprächen aus.

Dann schöpfte die Großmutter aus dem Schatze ihrer Erfahrungen und Erinnerungen. Sie war unermüdlich, wenn sie zu erzählen anfing. Alle hörten ihr mit Freuden zu und ihre Reden brachten ein geistiges Element in den kleinen, glücklichen Kreis. Auch an Besuchen fehlte es nicht. Freunde und Nachbarn aus dem nahen Waldau zeigten sich von Zeit zu Zeit. Daß der Färbermeister nicht hier fehlen durfte, brauchen wir kaum zu erwähnen. Er war auf der Sägemühle ein von jeher gern gesehener Gast. Bald kam er allein, bald in Begleitung seiner Mutter, oder seiner Schwester.

Sein Erscheinen war für Alle gleich erwünscht. Die Großmutter hatte ihn besonders lieb und die alte

Frau stimmte, wenn er fortging, stets sein Loblied aus vollem Herzen an. Gegen den Sägemüller mußte sie ihn häufig in Schutz nehmen. Dieser, ein praktischer und stets nur auf den nächsten Erwerb bedachter Mann, mißbilligte, wie die meisten Kleinstädter und Landsleute, Georgs weitaussehende Unternehmungen und die wissenschaftlichen Experimente, welche kein Geheimniß mehr waren. Adolphine schien hingegen das günstige Vorurtheil ihrer Großmutter für den Färbermeister vollkommen zu theilen, wo möglich sie noch in dieser Beziehung zu übertreffen. Sie hatte sich so sehr an seine Gegenwart gewöhnt, daß sie sein längeres Ausbleiben schmerzlich empfand. Wenn er zu der bestimmten Stunde, wo sie ihn erwarten durfte, nicht eintraf, so ergriff sie eine ihr unerklärliche Unruhe und Ungeduld. Zuweilen ging sie dann mit Mathilde in der Dämmerung durch die Wiesen und scheute nicht den Abendthau, oder die bereits schon kühler werdende Nachtluft. Es mochte natürlich nur zufällig sein, daß sie stets denselben Weg einschlug, auf dem er zu kommen pflegte. Wenn sie von Weitem seine dunkle Gestalt zu erblicken glaubte, so schlug ihr das Herz ungewöhnlich stark in der Brust. Der Umgang mit ihm war ihr, trotz aller Anhänglichkeit und Liebe zu ihrer Familie und besonders zu ihrer

Großmutter, ein wahres Bedürfniß geworden. Bei ihm fand sie die Theilnahme und das Verständniß, welches sie ihre jetzige Umgebung doch zuweilen noch vermissen ließ. Zwischen ihr und dem Färbermeister gab es so viele Berührungspunkte, so viele Anregungen und Erinnerungen, die das gegenseitige Band täglich fester knüpfen mußten.

Georg selbst wurde von Adolphinen immer mehr angezogen. In dieser neuen Umgebung entwickelten sich vor seinen Augen alle die guten Eigenschaften, welche bisher in ihr geschlummert hatten. Ihre Apathie war gänzlich geschwunden, alle Launenhaftigkeit für immer verbannt. Sie war mild und freundlich gegen Jedermann. Den Färbermeister behandelte sie mit einer schwesterlichen Vertraulichkeit.

Ein freudiges Familienereigniß trug noch dazu bei, sie mit ihm in eine nähere, fast verwandtschaftliche Beziehung zu bringen. Die an den Förster verheirathete Tochter des Sägemüllers war von einem Knäblein genesen. Seit einigen Tagen war die Großmutter bereits in dem einsamen Jägerhause, um ihre Enkelin zu pflegen. Adolphinen und dem Färbermeister wurde die Ehre zugedacht, den kleinen Weltbürger in der benachbarten Dorfkirche aus der Taufe zu heben. An einem schönen Herbstmorgen fuhren

Beide nach der Wohnung der Wöchnerin, welche in dem sogenannten Rothforst lag. In ihrer Gesellschaft befand sich die feurige Elsbeth, deren Herz voll freudiger Erwartung schlug, da sie darauf rechnen konnte, ihren Geliebten ebenfalls in dem Försterhause anzutreffen. Unumwunden sprach sie ihre Hoffnungen aus. In ihrem Uebermuthe ließ es das kecke Mädchen nicht an allerlei verfänglichen Worten und Anspielungen auf das Verhältniß ihrer Gesellschafter fehlen. Sie sah bereits Beide als ein ausgemachtes Liebespärchen an und darum fand sie ihre Freude daran, sie tüchtig zu necken. Zuweilen sang sie auch mit heller Stimme dazwischen:

Es brennt kein Feuer, keine Kohle so heiß,
Als heimliche Liebe, von der Niemand nichts weiß.

Adolphine erröthete, und Georg, welcher kutschirte, gab in seiner Verlegenheit den Pferden manchen tüchtigen Hieb, daß sie über Stock und Stein auf dem geebneten Waldweg dahinschossen. Die lustige Elsbeth trug die Kosten der Unterhaltung fast ganz allein. Je lauter sie war, desto stiller blieben ihre Gefährten. Jeder hatte mit seinen Gedanken zu thun. Von Zeit zu Zeit warfen sie sich wohl einen verstohlenen Blick zu. Es wagte keiner zu sprechen. Um so mehr fühlten Beide in diesem Augenblicke. Im Stillen be-

schäftigten sie sich ausschließlich mit einander. Elsbeths lustige Reden zogen mit einem Male den Schleier von ihren gegenseitigen Empfindungen fort. Was keiner von ihnen bisher sich eingestanden, das hatte ein Dritter längst bemerkt und unbefangen ausgesprochen. Adolphine war erschrocken und Georg scheu und erzürnt auf das übermüthige Mädchen, welches seine geheimsten Gedanken ausplauderte. Ihm kam das wie eine Entweihung vor.

So gelangten sie zu dem Försterhause. An der Thür kam ihnen die Großmutter entgegen.

Die übrigen Taufgäste warteten in der reinlichen Stube, welche mit Nachbarn und Freunden vollgepfropft war. Unter ihnen befand sich auch der schlanke Jägerbursch, um dessentwillen Elsbeth den reichen Holzhändler ausgeschlagen hatte. Die Gegenwart der Eltern legte ihnen zwar einigen Zwang auf, aber ihre Augen leuchteten und sprachen desto mehr.

Die Försterin, Adolphinens Cousine, ein holdes Weibchen, noch bleich und angegriffen, zeigte ihr mit mütterlichem Stolz den Neugeborenen, einen kräftigen Knaben, der mit lautem Schrei sie begrüßte.

Nach einem einfachen Frühstücke setzte sich der Zug zur Kirche in Bewegung. Die Großmutter hatte es sich nicht nehmen lassen; sie trug auf ihren zitternden

Armen den blühenden Urenkel in weiche Kissen eingebunden und mit einem zierlich weißen Häubchen und Kleid mit rosigen Bändern geschmückt. Hinterdrein folgten Paar um Paar die übrigen Gäste. Adolphine ging an der Seite des Färbermeisters, wie sich das bei Gevatterleuten ganz von selbst verstand. Auch Elsbeth hatte sich mit ihrem Geliebten zusammengefunden. Der schmucke Bursch nahm sich in dem grünen, knappen Jägerrock gar vortheilhaft aus und wenn man ihn nur sah, so konnte man es ihr gewiß nicht verdenken, daß sie ihn allen Andern vorzog. Beide hatten ihre Arme verstohlen in einander geschlungen und bildeten wohlweislich das letzte Paar, weil sie so am besten von den Eltern unbemerkt ihre Gedanken und Gefühle austauschen konnten.

Der Weg führte mitten durch den Wald. Das Laub schimmerte bereits in herbstlichem Farbenschmuck. Die goldenen und rothen Blätter flatterten wie bunte Fähnchen und wehten dem Täufling ihren Gruß zu. Die goldene Sonne schenkte ihm ihr mildes Licht, die frische, würzige Waldluft spielte um seine zarten Wangen und rief Heil und Willkomm dem künftigen Waidmann entgegen. Amsel und Drossel blickten neugierig von ihrem luftigen Hause auf das schlummernde Kind und sangen es lustig an. Es war dies eine Art

Naturtaufe, die der kleine Weltbürger bei seinem ersten Ausgang noch früher empfing, bevor er in das Gotteshaus gelangte.

Ein Viertelstündchen war kaum so vergangen, als der Zug vor der Dorfkirche hielt. An der Thür derselben wartete bereits der Pastor mit dem alten Dorfküster, um die Gäste zu begrüßen. Nachdem er einige freundliche Worte mit den Anwesenden gewechselt, begann die heilige Handlung. Adolphine nahm aus den Händen der Großmutter das rosige Kind, welches jetzt erst erwachend die hellen Aeuglein zu ihr aufschlug und sie anstarrte. Es war ihr ganz wunderbar zu Muth, wie sie dies junge Leben ihrem Herzen so nahe fühlte. Der Täufling schrie laut auf und sie schaukelte in holder, jungfräulicher Verwirrung das Kind auf ihren Armen, bis es sich wieder beruhigt hatte.

Der Prediger richtete einige passende Worte an seine Zuhörer. Er pries vor Allem das Glück, welches ununterbrochen aus dem Schooße der Familie hervorgeht. Diese verglich er bald mit dem Baume voll Blüthen, Frucht und kühlem Schatten, bald mit dem reinen Quell, an dem der müde Wanderer Ruhe und Erquickung findet. Dann begrüßte er den Täufling als ein neues Glied in diesem Kreise, als ein

Pfand der Liebe, als einen frischen Zuwachs zu dem schon vorhandenen Glück. Von ihm wendete er sich an die Großmutter, der es noch vergönnt war, die Geburt dieses Urenkels zu erleben. Ihr gab er das Zeugniß eines reinen, untadelhaften Wandels vor Gott und den Menschen, darum hatte ihr auch der Herr die Krone des Alters verliehen, Kinder und Enkel, einen wahren Blüthenkranz.

— Wiege und Grab, sagte der würdige Redner, stehen hier dicht bei einander. Für den Gerechten ist ja das Grab nur die Wiege, wo wir einem höheren und besseren Dasein entgegenreifen. Wohl denen, welche schuldlos wie dieses Kind an der Schwelle eines neuen Lebens stehn; denn nur für die, welche sind wie die Kinder, thut sich der Himmel auf.

Während der Pastor in dieser Vergleichung fortfuhr, stand die Großmutter mit gefalteten Händen. Auf ihrem milden Antlitz schwebte bereits ein Abglanz jener Herrlichkeit, die ihr verheißen war.

Adolphine schaute zu ihr empor voll inniger Verehrung. Ein frommer Schauer erfaßte sie. Anfang und Ende des Lebens berührten sich in ihrer nächsten Nähe, zur seeligen Harmonie verschmolzen. Es überkam sie wie eine Offenbarung. Das Göttliche in jedem Menschen wurde ihr vollkommen klar. Das

Alltägliche erhielt für sie eine höhere Bedeutung. Sie ahnte das heilige Mysterium des Daseins. Ihre eigene Bestimmung, das Loos des Weibes, gewann in ihren Augen eine überirdische Weihe.

Erde und Himmel, Gottheit und Menschenthum zitterten durch ihre Seele.

Als der Prediger zum Schluß den Segen über den Täufling und die Taufzeugen sprach, da war es ihr, als wäre sie erst jetzt mit ihrer Familie vollkommen verbunden, als hätte sie selbst ein geheimes Verlöbniß gefeiert.

Bei der Ueberreichung des Kindes berührten ihre Hände die des Färbermeisters. Sie glaubte einen leisen Druck gespürt zu haben. Auch diese flüchtige Annäherung erhielt eine fromme Bedeutung für sie.

Auf dem Heimweg war sie noch stiller als zuvor. Sie hatte der Großmutter das wieder eingeschlafene Kind abgenommen und trug es in ihren Armen bis zum Jägerhause. Mit gesenktem Haupte schritt sie neben Georg, ein Abbild der jungfräulichen Mutter, welche das Christenthum verehrt. Der Färbermeister wagte kaum sie anzublicken, noch weniger sie anzureden. Es lag etwas Mildes und doch wieder Hohes in ihren edlen Zügen. So schön war sie ihm noch nie erschienen.

Als sie in das Zimmer trat, wo die Wöchnerin zurückgeblieben war, legte sie das Kind leise auf den Schoos der Mutter. Die Försterin weckte es mit ihren Küssen.

Bei Tisch saß Adolphine, wie das üblich ist, neben dem Färbermeister. Der Wein, welchen der Wirth reichlich zu Ehren seines Erstgeborenen fließen ließ, rief bald die heiterste Stimmung hervor. Lustige Trinksprüche und frohes Gelächter wechselten mit einander ab. Der junge Vater brachte einen Toast der würdigen Großmutter aus, die den Ehrenplatz behauptete. Auch der Taufzeugen wurde freundlichst gedacht. Zum Glücke vermied der Redner jede Anspielung, welche bei solchen Gelegenheiten sonst nicht fehlen. Sowohl der Färbermeister, wie seine schöne Nachbarin flößten aber den Anwesenden ein Gefühl von rücksichtsvoller Achtung ein, so daß in ihrer Nähe jeder lautere Spaß verstummte. Außerdem besaß die Gesellschaft schon an und für sich ein Schicklichkeitsgefühl, wie es zuweilen selbst in höheren Kreisen nicht gefunden wird.

Ein unerwartetes Ereigniß steigerte, wenn dies noch möglich war, die frohe Laune.

Während des Mahls war die Wöchnerin an ihren Vater, den Sägemüller, herangetreten. Das holde

Weibchen hatte schon vorher mit Elsbeth sich verschworen. Die Schwestern kannten die schwache Seite des Sägemüllers. Bei der Flasche und wenn er ein Glas Wein getrunken, vermochte er nichts abzuschlagen, am wenigsten seiner Lieblingstochter, der Försterin. Leise schlich sich diese jetzt heran und umschlang ihn mit ihren Armen.

— Du Schmeichelkätzchen! sagte Herr Wagner, willst gewiß wieder was betteln. Sag' nur gleich, was es giebt.

— Nicht eher, bevor Du mir versprichst, meinen Wunsch zu erfüllen.

— Na, sprich nur! Den Hals wird es ja doch nicht kosten.

— Also Du thust, was ich will?

— Meinetwegen, nur mach' es nicht zu arg. Auf ein seidenes Kleid soll es mir nicht ankommen. Das hast Du redlich für den hübschen Jungen verdient.

— Ich nehm' es an, versetzte schnell die Försterin, aber das ist mir nicht genug.

— Ei Potz Tausend! Du willst wohl gar noch eine goldene Kette? Auch die will ich Dir kaufen.

— Nein, die Kette brauch' ich nicht. Die hat mir schon mein Mann geschenkt.

— Was sonst? So sag's doch nur grad heraus.

— Wirst auch nicht böse sein?

— Gewiß nicht. Heut wär's mir nicht möglich, wenn ich auch wollte.

— Das ist schön. Alle haben's gehört und sollen Zeugen sein.

— I! das klingt ja sehr feierlich, entgegnete der Sägemüller, der noch immer keine Ahnung hatte.

— Vater! rief jetzt die Försterin, mach' ein Ende und gieb der Elsbeth den Mann, den sie lieb hat.

— Alle Donner — schrie der Ueberraschte. Das kann nicht sein, das ist gegen die Abrede. Ihr Weibsleute habt mich betrogen.

Aber die harten Worte verstummten bald in seinem Munde. Von allen Seiten wurde er mit Bitten, Küssen, Thränen und Umarmungen förmlich erstickt. Die Försterin und Elsbeth hingen an seinem Halse. Die Sägemüllerin war ebenfalls gewonnen und redete in ihrer Weise mild ihm zu. Als aber gar die Großmutter zu ihm herantrat und die Partei der Liebenden nahm, da vermochte der Hartnäckige nicht länger zu widerstehn.

— Nun, in Gottes Namen, rief er laut, aber laßt mich doch nur los. Ihr erdrückt mich ja.

— Und noch heute muß Verlobung sein, bat die Försterin.

— Meinetwegen, entgegnete der Sägemüller. Ich bin doch einmal hier verrathen und verkauft.

— Das Brautpaar soll leben, Vivat hoch! schrie der Förster und alle Gäste stimmten jubelnd ein.

Das frohe Fest hatte seinen Gipfelpunkt erreicht. Der Lärm wurde immer lauter und tobender. Adolphine sehnte sich nach Ruhe und Einsamkeit. Unbefangen äußerte sie diesen Wunsch und der Färbermeister verließ mit ihr das vollgedrängte Zimmer. Vor der Thür begrüßte sie eine feierliche Stille. Der Mond war bereits aufgegangen und sein Silberlicht erhellte mild den nahen Wald. Schweigend gingen sie zwischen den Bäumen neben einander her. Je voller ihr Herz war, desto weniger vermochten sie davon zu reden. Endlich begann Adolphine von den Begebenheiten des heutigen Tages zu sprechen.

— Wie lebhaft, sagte sie, hat mich dies Alles an Ihre Worte in München gemahnt! Jetzt erst fühle ich die Wahrheit tief, daß alles Glück nur im Schooße der Familie ruht. Ich bin keine Fremde mehr und das hab' ich Ihnen zu verdanken.

— Nicht mir, sondern dem innern Drang, der Sie die Nichtigkeit unserer gesellschaftlichen Zustände auch ohne mich erkennen ließ.

— Was in meiner Seele schlummernd und vor

mir selbst verborgen lag, haben Sie erst mir klar gemacht. Der würdige Pastor sprach dasselbe, wenn auch nur mit andern Worten aus. Ich muß Ihnen gestehn, daß ich nie so andächtig gewesen bin, als in der kleinen Dorfkirche. Die Bedeutung der Religion ging mir da plötzlich auf. Nie erschien sie mir so heilig und ehrwürdig als in jenem Augenblick, wo sie eine alltägliche Begebenheit mir in einem höheren Lichte zeigte.

— Das ist die Aufgabe jeder Religion. Leider sind die meisten Priester weit entfernt, ihre eigentliche Mission zu begreifen. Sie beschäftigen sich weit mehr mit metaphysischen Speculationen, den unsichtbaren, überirdischen Mysterien, als mit der Wirklichkeit und dem Leben, und doch offenbart sich in diesem allein das Göttliche. In ältesten Zeiten war der Familienvater auch der Priester, das Haus seine Kirche, die Kinder und Angehörigen seine Gemeinde. Dahin müssen wir zurückkommen. Jeder Mensch soll ein Priester in seiner Familie sein.

— Heißt das nicht die Religion auflösen?

— Nicht die Religion, höchstens die Kirche, und auch diese nicht. Es wird zu allen Zeiten ein Cultus bestehn. Der menschliche Geist bedarf stets für den unsichtbaren Inhalt die sichtbare Form, aber diese

darf nicht zu einer bloßen Aeußerlichkeit herabsinken, nicht die Wahrheit ersticken. Das religiöse Bedürfniß, welches sich in unserer Zeit so mächtig wieder regt und auf mannigfache Abwege zuweilen absichtlich geleitet wird, ringt nach einer nothwendigen Wiedergeburt. Seinen Inhalt will es aus dem Leben, aus der Erde schöpfen, der wir einmal angehören. Auch die Form wird und muß sich finden, ja sie ist zum Theil schon da. Die Familie sammelt sich, wie wir es heute thaten, um die Wiege des Neugebornen. Ehe die Kirche sich seiner bemächtigt, tauft ihn die Mutter mit ihren Thränen, segnet ihn der Vater mit seinem Freudengruß. Die Anverwandten eilen herbei um das glückliche Ereigniß freudig zu begehn. Freunde und Bekannte werden mit herbeigezogen und nahen mit ihren Wünschen und Geschenken. Das ist nach meiner Meinung auch ein Gottesdienst und die Sitte vertritt die Stelle der Ceremonie. — Wenn ein Mensch dem Tode erliegt, sammeln sich nicht da seine Lieben um das Sterbebett? Gebete auf den Lippen und Thränen in den Augen umstehen sie den Scheidenden. Aus dem Schmerz selbst, den sie empfinden, schöpfen sie die Gewißheit eines Wiedersehns. Die Lebenden bestatten ihren Todten und wie der Trauerzug vorübergeht, grüßen selbst Fremde die Leiche

mit unbedecktem Haupte. Man erweist damit dem Todten die letzte Ehre. Am Grabe angelangt wirft jede Hand eine Scholle Erde auf den Sarg, die letzte rührende Liebesgabe, und im nächsten Frühjahr schmücken die Zurückgebliebenen den schwarzen Hügel mit duftenden Blumen und grünem Epheu. So bildete sich unbewußt für den Inhalt auch die Form. Das Symbol ist vorhanden, wenn wir es nur sehen wollen.

Noch nie hatte Georg zuvor über ähnliche Gegenstände mit Adolphinen gesprochen. Endlich war die Stunde gekommen, wo er seine geheimsten Gedanken vor ihr erschloß. Sie staunte über die Fülle und die Tiefe seiner Empfindungen. Da war nichts Anerzogenes, nichts Gemachtes und Erkünsteltes. Was er sprach und fühlte, stand in vollkommenster Harmonie mit seinem Charakter und seinem bisherigen Leben. Sie wurde nicht müde ihm zuzuhören. Dabei dachte sie nicht, daß sie mit ihm allein in der Nacht durch den stillen Wald ging. Auch er wandelte in süßer Selbstvergessenheit neben ihr her. Beide berührten mit keinem Worte ihr gegenseitiges Verhältniß, kein unlauterer Wunsch, keine fremde Leidenschaft störte sie in ihrem innigen Vertrauen. Ihre Seelen feierten eine innige Verbindung, von der ihre Sinne nichts ahnten. Es war das reinste Glück, welches Adolphine

seit langer Zeit wieder genoß. Auch sie wurde offen und mittheilsam. Sie ließ den treuen und bewährten Freund in die Tiefe ihrer Seele schauen. Sie verschwieg ihm nichts, weder ihre Zweifel, noch ihre Irrthümer. Mit Zartheit nahm er ihre Bekenntnisse entgegen. Sein Tadel, den er nicht zurückhielt, war mild und belehrend, die Winke, welche er ihr ertheilte, treffend und ganz für ihre gegenwärtige Lage berechnet. Es fand ein gegenseitiger Austausch der Gedanken statt, hinter denen sich schüchtern noch das aufkeimende Gefühl verbarg. Das ist der wahre Liebesfrühling, wenn die Ahnung die Erfüllung, der Geist noch die Materie überwiegt, wenn die Blüthe sich keusch verhüllt und der mächtige Trieb die ersten schüchternen Knospen treibt. Das Herz gleicht dann der fruchtbaren Erde, welche das Samenkorn tief im Innern birgt. Geheimnißvoll im dunklen Schoose keimt und wächst das süße Mysterium, ungesehn und unbewußt. Ein warmer Regen, ein fruchtbares Gewitter locken die junge Pflanze über Nacht hervor. Später kommt der heiße Sommer des Lebens, die Glut der Leidenschaft, der entblätternde Herbst und der erkältende Winter. Auch die Liebe hat ihre Jahreszeiten und durchläuft den Wechselkreis des Irdischen. Nur in edlen Gemüthern bewahrt sie ihren ewigen Reiz.

Wie Nachtwandler schritten Adolphine und Georg durch den schweigenden Wald. Der Mond lockte sie immer weiter von dem Försterhause fort. Nur aus der Ferne noch sahen sie wie Funken die noch immer hellen Fenster schimmern. Sie gingen und wußten selber nicht wohin, nach einem unbekannten Ziele, nach einer Heimath, die in dunkler Ferne lag.

XXI.

Die Anwesenheit Adolphinens auf der Sägemühle und die häufigen Besuche des Färbermeisters bei ihren Anverwandten konnten den guten Waldauern nicht verborgen bleiben. Das war ein willkommener Stoff für die Basen und Gevatterinnen des Städtchens. Bei jeder Zusammenkunft wurde von nichts Anderem gesprochen. Natürlich waren auch die reiche Frau Veit und ihre beiden Töchter von all diesen Umständen bald unterrichtet.

Der letzte Kaffee, den die Apothekerin gab, verwandelte sich in ein furchtbares Tribunal, wo über Adolphinens Ruf und Georgs Benehmen der Stab ohne Schonung gebrochen wurde. Während das Klirren der Tassen und Löffel gleich dem Zähneklappern

den Verdammten klang, saßen die Damen förmlich zu Gericht. Ueber die großen Sünder hatten sie die kleinen, als da sind Dienstboten, Schullehrer, Handwerker u. s. w., vollkommen vergessen. Die Wichtigkeit des abzuhandelnden Gegenstandes drängte alle übrigen Interessen in den Hintergrund. Man sprach weder von der Theuerung der Gänse und Eier, noch von den neuesten Moden, Hüten, Hauben, Bändern und ähnlichen bedeutenden Gegenständen. Die Bürgermeisterin hatte sogar das neue Atlaskleid der Salzinspectorin noch nicht bemerkt und die Stadtrichterin von keinem neuen Diebstahl oder Bankrott erzählt. Sie pflegte sonst in den Mußestunden zu diesem Zwecke die Acten ihres Mannes zu studiren und der Kaffeegesellschaft einige pikante Mittheilungen daraus zu machen.

Die Apothekerin, als Mutter eines er- und verwachsenen Sohnes, hatte die Rolle des öffentlichen Anklägers übernommen. Der weibliche Staatsanwalt gab ein erschütterndes Bild von dem Verbrechen der beiden hinzurichtenden Uebelthäter. Sie hielt die Beweisstücke in der Hand, einen Brief aus der Residenz, welchen sie von einer höchst wahrheitsliebenden Freundin so eben erhalten hatte. Auf dieses Schreiben gründete sie mit unerbittlichem Scharfsinn und ver-

nichtender Logik eine Reihe von haarsträubenden Beschuldigungen. Leider befand sich in der Gesellschaft kein Stenograph, der ihre ausgezeichnete Rede für die Mit- und Nachwelt aufbewahrt hätte, wir müssen uns deshalb nur mit einigen auf uns gekommenen Bruchstücken begnügen.

— Bei Nacht und Nebel, schrie die Apothekerin im heiligen Tugendeifer, ist das saubere Fräulein auf und davon gelaufen.

— Allein? fragte die boshafte Stadtrichterin.

— Sie wird wohl einen Gesellschafter gefunden haben, bemerkte die witzige Bürgermeisterin. Bei Nacht geht ja keine anständige Dame allein aus.

Die Salzinspectorin lachte aus vollem Halse, während Frau Veit nur ingrimmig die Lippen ein wenig verzog.

— Nun will das Fräulein draußen auf der Sägemühle bei ihren Anverwandten einige Zeit bleiben, fuhr die Apothekerin fort. Das wird wohl seine guten Gründe haben. Man weiß ja, was es zu bedeuten hat, wenn solche Damen plötzlich die Einsamkeit suchen, in die Bäder oder sonst wohin reisen.

Die weiblichen Richter nickten zustimmend mit den Köpfen. Darüber konnte gar kein Zweifel mehr sein.

Durch diesen stummen Beifall fühlte sich die Apothekerin nicht wenig geehrt und ermuntert.

— Ja, wie man's treibt, so geht's, der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht. Die ehrlichen Leute auf der Sägemühle thun mir herzlich leid. Es sind sehr, sehr respectable Kunden meines Mannes, bleiben nie einen Pfennig schuldig, aber was wollen sie machen? Sie können doch dem Fräulein nicht die Thüre weisen? Außerdem ist es nichts Neues, was ihnen passirt.

Dieser Theil der Rede brachte auf alle Anwesende eine unbeschreibliche Wirkung hervor und zeugte mehr als Alles für die Meisterschaft dieses weiblichen Cicero. Die Apothekerin theilte Lob und Tadel mit gleicher Gerechtigkeit aus, sie klagte an und entschuldigte zugleich. Mitleid und Bosheit, Verleumdung und Anerkennung wußte sie geschickt zu einer Mischung zu verbinden. Gleich ihrem Gatten vergoldete sie die bittere Pille und färbte die gräuliche Mixtur mit dem angenehmen Syrup der Menschenfreundlichkeit. Der Schluß ihrer Worte war ganz und gar darauf berechnet die Sympathieen ihrer Zuhörerinnen ihr vollends zu gewinnen.

— Ja, ja! seufzte sie und verdrehte dabei fromm die grünlichen Augen. Der Apfel fällt nicht weit

vom Stamme. Man soll zwar von den Todten nur das Beste sagen, aber die Mutter des Fräuleins hat es auch arg getrieben. Man spricht nicht gern davon.

Auch dieser rhetorische Kunstgriff verfehlte seine Wirkung nicht. Die Apothekerin wurde von ihrem Auditorium gezwungen Alles zu erzählen, was sie von Adolphinens Mutter wußte. Freiwillig hätte das brave Weib sich nie dazu entschlossen, von den Todten im Grabe schlecht zu reden. Für ihre Zunge reichten ja die Lebenden aus. Was blieb ihr aber übrig? Sie mußte doch den Freundinnen auf deren dringende Bitten den Willen thun. Es geschah mit Widerstreben, sie wurde so sehr genöthigt, schließlich aber geschah es doch. Nach dieser interessanten Abschweifung kehrte die ehrenwerthe Versammlung bald wieder zu dem Gegenstande ihrer ernsten Verhandlung zurück. Die Hauptsünderin wurde abgeurtheilt und die Reihe kam an ihren Mitschuldigen, den armen Färbermeister. Hier erhielt der Prozeß eine mehr dramatische Färbung, da Frau Veit als Hauptzeugin gegen den Verbrecher auftrat. Die reiche Wittwe benahm sich, trotzdem sie die betheiligte Partei war, mit edler Mäßigung. Ihre Beschuldigungen trugen durchaus keinen gehässigen Charakter, sie sprach we-

der von ihren getäuschten Erwartungen, noch von den gebrochenen Herzen ihrer theuern Töchter. Mit großem Edelmuthe verschwieg sie sogar ihre früheren Absichten und bewahrte in diesem Punkt eine vollkommene Gerechtigkeit. Nur einige verächtliche Nebenbemerkungen über die zerrütteten Vermögensumstände des Färbermeisters konnte sie unmöglich unterdrücken und solche harmlose Bezeichnungen, wie Lump, Schuldenmacher, verdorbener Student und Projectenmacher können wir ihr unmöglich zu hoch anrechnen, da sie einen gerechten Grund für ihren Zorn zu haben glaubte.

Dieser zurückgedrängte Schmerz, diese wunderbare Unparteilichkeit machte einen um so tieferen Eindruck auf die Herzen der Richter. Einstimmig erkannten sie gegen Georg, den sie des schwärzesten Undanks, des gemeinsten Verrathes schuldig erklärten. Es war um ihn geschehn. Alle Mütter heirathsfähiger Töchter, und deren gab es in der Versammlung eine hinlängliche Anzahl, sprachen ihr Anathema über ihn. Er fand auch keinen einzigen Vertheidiger. Frau Veit wurde mit diesem Urtheil bekannt gemacht und die Execution in ihre Hand gelegt.

So endete die wichtige Sitzung des weiblichen Schwurgerichts zu Waldau. —

Nach Beendigung dieses großen Prozesses fühlte man sich so sehr erschöpft, daß einige minder bedeutende Verhandlungen vorläufig bis zum nächsten Kaffee liegen blieben, wo sie sicher ihre gründliche Erledigung gefunden haben werden. Die Freundinnen umarmten sich und schieden mit dem süßen Bewußtsein ihre Pflicht redlich gethan zu haben. Ihr Wahlspruch lautete: **fiat justitia, pereat mundus.**

Die Folgen der gepflogenen Verhandlungen ließen nicht allzulange auf sich warten und setzten ganz Waldau in die allergrößte Aufregung. Zunächst brachte das löschpapierne Wochenblättchen eine Verlobungsanzeige. Als Verlobte empfahlen sich Minchen Veit und Gabriel Plumper, Apotheker zweiter Klasse. Georgs Mutter ließ, als sie diese Nachricht las, vor Schreck einen Teller auf den Boden fallen. Die Trümmer desselben waren ein Sinnbild ihrer vernichteten Hoffnungen. Das war aber noch nicht das Schlimmste, was ihr und ihrem Sohne begegnen konnte. Georg erhielt noch an demselben Tage die gerichtliche Aufforderung, das ihm von der Wittwe Veit geborgte Capital nebst Zinsen bei Vermeidung der Execution innerhalb vierzehn Tagen zu zahlen. Diese plötzliche Kündigung einer bedeutenden Summe, welche er im Augenblicke nicht aufzutreiben vermochte,

machte ihm weit mehr Kummer als der Verlust der ihm zugedachten, reichen Braut. Die Letztere konnte er verschmerzen, das Geld aber um so weniger entbehren, da er im Begriffe stand in seiner Färberei nicht allein eine neue Dampfmaschine aufzustellen, sondern auch bereits Einrichtungen getroffen hatte, um die Fabrikation des türkischen Garnes im Großen zu betreiben. Gestützt auf die Winke und Belehrungen des Münchner Professors war er trotz Adolphinens Anwesenheit mit seinen Experimenten so weit fortgeschritten, daß er am Ziele seines heißen Strebens stand. Das Geheimniß war endlich von ihm entdeckt. Ein gelungener Versuch krönte in einer Stunde seine Jahre langen Bemühungen.

In seinen Händen hielt er das brennend rothe Gespinnst. Kein Makel war daran, die Farbe hatte alle Eigenschaften der ächten türkischen. Sie besaß den nöthigen Glanz, die Dauerhaftigkeit, welche von ihr gefordert wird, bewährte sich in allen Proben, denen er sie gewissenhaft unterwarf. Er hätte laut aufjubeln mögen. In der Freude seines Herzens rief er seinen Gesellen, das ganze Haus herbei. Der bedächtige und praktische Karl betrachtete und prüfte mit seinem Meister das gewonnene Resultat. Zuletzt konnte er keinen Zweifel mehr hegen. Was er nie

für möglich hielt, war dem Fleiße und dem wissenschaftlichen Eifer in Verbindung mit der praktischen Erfahrung geglückt. Er beugte sich vor der höheren Intelligenz und erkannte willig und von ganzem Herzen den Vorzug seines Meisters an.

— Das Garn ist ächt gefärbt, so wahr ich lebe, sagte er treuherzig.

Georg reichte dem Gesellen seine Hand und dankte ihm für die bewiesene Ausdauer und die Sorgfalt, mit der ihn Karl bei seiner mühevollen Arbeit unterstützt hatte.

— Auch Du sollst die Früchte meiner Entdeckung mit genießen, fügte er hinzu. Du hast mir redlich bei meinem Werke geholfen und mich unterstützt. Ohne Dich wäre ich nicht so weit gekommen. Sobald ich erst die nöthigen Einrichtungen für diesen neuen Gewerbezweig getroffen habe, werde ich Dir die bisherige Färberei ganz allein überlassen. Natürlich hört dann Dein Verhältniß als Geselle auf, Du trittst als Freund, als Compagnon in mein Geschäft unter Bedingungen, die wir gemeinschaftlich noch feststellen wollen.

Karl starrte seinen Meister sprachlos an. Sein Auge füllte sich mit Thränen.

— Das ist zu viel, das hab' ich nicht verdient, stammelte er bewegt.

— Laß Deinen Dank, entgegnete Georg ablehnend. Ich kenne Dich und weiß um Deine Wünsche. Meine Schwester hat mit mir gesprochen.

— Und Sie sind nicht bös?

— Warum sollte ich Dir zürnen? Von meiner Seite hast Du kein Hinderniß zu befürchten. Was die Mutter betrifft, welche vielleicht anderer Ansicht sein dürfte, so hoffe ich sie vollkommen umzustimmen. Ich werde mit ihr zur gelegenen Zeit über die ganze Angelegenheit sprechen. Mir bist Du als Schwager von Herzen willkommen, ich wünsche mir keinen besseren.

Georg umarmte seinen tüchtigen Gesellen, der vor Ueberraschung kein Wort hervorzubringen vermochte. Ernstine kam noch hinzu und erdrückte ihren Bruder fast mit ihren stürmischen Liebkosungen.

Diese glücklichen Verhältnisse erlitten durch den Zorn der Frau Veit eine wesentliche Störung. Die Kündigung des Capitals fiel wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel. Der Färbermeister sah sich außer Stand gesetzt, in so kurzer Frist seinen Verpflichtungen nachzukommen. Auf Nachsicht durfte er nicht rechnen. In Waldau selbst besaß er keinen Freund,

der ihm die nöthigen Capitalien vorgestreckt hätte. Er befand sich in der größten Verlegenheit und litt um so mehr, da er seine Schwester und Karl mit leiden sah. Die Verleumdung seiner Gegner und Feindinnen trug ihre Früchte. Bald war das ganze Städtchen von seinen zerrütteten Vermögensumständen unterrichtet. Man sprach bereits öffentlich von seiner Zahlungsunfähigkeit. Die Schadenfrohen spotteten über seine schlechte Wirthschaft, über seine Vergeudung und unglücklichen Experimente. Sein Credit war in wenigen Tagen gänzlich untergraben und alle Mitbürger hielten ihn für einen sinnlosen Verschwender, für einen Menschen, der sein Glück mit Füßen getreten, weil er eine so glänzende Partie von sich gestoßen hatte. Auch nicht Eine Stimme erhob sich zu seiner Vertheidigung. Wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, galt der unglückliche Färbermeister nicht nur für ruinirt, sondern für gewissenlos, undankbar und schlecht. Es gab kein Vergehen, dessen er sich nicht schuldig gemacht hätte. In den Augen der Waldauer erschien er als ein Ungeheuer.

Die Gerüchte, welche über ihn im Umlauf waren, verbreiteten sich von Haus zu Haus, bis sie endlich auch die Sägemühle erreichten. Seinen Freunden daselbst war schon früher sein verstimmtes Wesen

aufgefallen. Eine natürliche Delicatesse hielt sie ab, ihn darüber zur Rede zu stellen und sich in sein Vertrauen zu drängen. Der Sägemüller war kein reicher Mann, sein Vermögen lag in seinem Geschäfte versteckt. Baares Geld hatte er nicht übrig. Selbst wenn er wollte, konnte er Georg nicht helfen. Deswegen unterließ er es über diese unangenehmen Verhältnisse mit ihm zu sprechen. Adolphine erfuhr jedoch sowohl durch einige hingeworfene Aeußerungen der Großmutter, wie auch durch ihre Kammerfrau den Stand der Dinge. Die treue Therese hatte ihren Sohn gesprochen und dieser ihr mit schmerzlichen Bedauern die Vernichtung seiner eigenen Aussichten und die seines geachteten Meisters entdeckt. Karl ließ es jedoch dabei nicht bewenden und berührte zugleich den wahren Grund des Mißgeschicks. Aus dieser Quelle lernte Adolphine das Benehmen des Färbermeisters und sein Verhältniß zu der Familie der reichen Wittwe kennen. Ihr Scharfblick durchschaute sogleich die eben nicht allzusehr verwickelten Verhältnisse. Es blieb ihr kein Zweifel mehr, daß sie selbst die einzige Ursache seines Unglücks war, daß er nur um ihretwillen litt und verfolgt wurde. Ihr Entschluß war sogleich gefaßt. Sie dachte zu groß, um sich durch irgend eine Rücksicht oder Bedenklichkeit von ihrem

Vornehmen abhalten zu lassen. Eine gewisse Scheu machte sie selbst der geliebten Großmutter gegenüber verschlossen. Sie bewahrte ihr Geheimniß vor aller Welt.

Es war kurz vor dem Termin, wo Georg die Summe zahlen oder seine Färberei verkauft werden sollte. Alle seine Bemühungen das nöthige Geld aufzutreiben blieben bisher fruchtlos. Dennoch hatte er nicht den Muth verloren. Er brachte den Abend wie gewöhnlich in der Sägemühle zu und bemühte sich so viel als möglich heiter zu scheinen. Adolphine bewunderte den ruhigen Heroismus, mit dem er seine traurige Lage ertrug. Kein Wort, keine Miene verrieth, was er duldete. Als er aufbrach, entfernte auch sie sich ungesehn. Er ging allein den bekannten Weg voll trüber Gedanken.

Plötzlich fühlte er eine leichte Hand auf seinen Schultern. Sie war ihm so leise nachgekommen, daß er sie nicht früher bemerkte, bevor sie vor ihm stand.

— Sie hier? fragte er überrascht.

— Ich habe Sie aufgesucht, um mit Ihnen ungestört zu sprechen, versetzte sie mit einem Erröthen, das die dunkle Nacht seinen Blicken verbarg.

— Und was wünschen Sie? forschte er gespannt,

allezeit bereit zu helfen, obgleich jetzt selbst der Hülfe bedürftig.

— Ihr Vertrauen verlange ich, sagte sie mit festem Ton, während sie innerlich erbebte.

— Sie besitzen es bereits.

— Aber nicht in dem Umfange, wie ich es wünsche. Warum verschweigen Sie mir Ihren Kummer? Ich weiß, daß Sie sich in einer peinlichen Verlegenheit befinden und bin entschlossen, Ihnen zu helfen.

— Ich begreife nicht, stammelte Georg verlegen, ohne den Satz zu vollenden.

— Sie wissen, daß ich ein kleines Vermögen besitze, über das ich nach Gutdünken verfügen kann. Das Geld wird hoffentlich hinreichen.

— Unmöglich! murmelte Georg.

— Ich dulde keine Weigerung. Sie müssen die Summe von mir annehmen.

— Mein Fräulein! Was verlangen Sie?

— Daß Sie Ihren falschen Stolz aufgeben, daß Sie mich als Ihre beste Freundin, als Ihre Schwester ansehn. Ich kenne Ihre Pläne, Ihre Aussichten, Ihr festes Streben nach einem großen Ziel. Wollen Sie das Alles fahren lassen um elender Rücksichten willen? Nimmermehr! Ich halte Sie für keinen gewöhnlichen Menschen, darum dulde ich keine Weigerung.

— Aber dies Geld ist Ihre einzige Hülfsquelle und sichert Ihre eigene Unabhängigkeit.

— Ich bedarf seiner nicht, wenigstens nicht in diesem Augenblick. Meine Zukunft ist gesichert, so lange ich hier in Waldau und im Schooße meiner Familie leben kann. Sie kränken mich, wenn Sie mein Anerbieten zurückweisen.

— O! ersparen Sie mir diese Demüthigung, flehte Georg in höchster Aufregung.

— Wie, Sie glauben sich gedemüthigt, wenn Sie das Geld aus meiner Hand empfangen? O, über Euch Männer! Ihr habt keine Ahnung von unserer Opferfreudigkeit. Wie gern wollte ich Alles, Alles geben, was ich besitze, um Sie zu erretten.

Adolphine hatte die Hand des Färbermeisters ergriffen, um ihm die Brieftasche mit dem Gelde aufzunöthigen. All sein Sträuben war vergebens. Sie besiegte endlich nach heißem Kampfe seinen Widerstand. Im hastig aufgeregten Gespräche wägte sie und er die Worte nicht. Beide wurden wider Willen zu einem Geständnisse hingerissen, das sie unter andern Umständen nicht gewagt hätten.

— Ihr Glück ist das meinige und wenn Sie leiden, leide ich mit Ihnen, sagte Adolphine, indem sie halb bewußtlos in seine Arme sank.

Georg vermochte nicht zu antworten. Die Fülle seines Glückes machte ihn sprachlos.

Unter dem Sternenhimmel feierten die Liebenden eine stille Verlobung.

Der Färbermeister riß sich endlich taumelnd los und schwankte seelig seiner Wohnung zu.

XXII.

Adolphine hatte kein Geheimniß vor ihrer Großmutter. Die würdige Frau schien keineswegs von dieser Mittheilung überrascht. Sie hatte das Herz ihrer Enkelin besser verstanden, als diese selbst.

— Gott Lob, daß es so gekommen ist! rief sie freudig aus. Ich kenne den Georg, der ist durch und durch brav, gut und tüchtig. Einen solchen Mann hab' ich stets für Dich gewünscht. Du brauchst eine feste Stütze in dieser Welt. Hoffentlich wirst Du Deine Wahl nie zu bereuen haben. Er ist ein ganzer Mann und gilt mehr als fünfzig solche Windbeutel, die Dich früher umschwärmt haben. Freilich hat die Sache, wie jedes Ding auf dieser Erde, ihren Haken. Hast Du Dir auch gehörig überlegt, was Du zu thun Willens bist?

— Gewiß, liebe Großmutter.

— Du willst also Alles aufgeben, was Du bisher besessen hast, Deinen Rang, Deinen Namen und Deinen Stand? Mit diesem Schritte entfernst Du Dich für immer aus den Kreisen, in denen Du bisher gelebt hast. Ich halte das grade für keinen allzugroßen Verlust, aber es könnte doch eine Zeit kommen, wo Dir Dein Entschluß leid thäte.

— Nie, niemals!

— Es wird Dir schwer fallen, Dich in die neuen Verhältnisse hineinzufinden. Du bist ein anderes Leben gewohnt. Prüfe Dich darum, ob Du ein so großes Opfer bringen kannst. Wenn Du schwankst, wenn Du nicht ganz sicher bist, dann hast Du noch immer Zeit zurückzutreten. Ich kenne den Färbermeister und weiß, daß er lieber sich selbst, als Dich unglücklich sehen würde.

— Ich habe Alles hinlänglich überlegt, versetzte Adolphine fest und entschieden.

— Nun, dann segne Dich Gott! sagte die Großmutter. Du hast den bessern Theil erwählt.

Seitdem betrachtete sich Adolphine als die wirkliche Verlobte des Färbermeisters. Eine mächtige Umwandlung war mit ihr vorgegangen. Die Liebe vollendete das Werk ihrer Läuterung. Sie entsagte den

früheren Gewohnheiten und ohne Reue und Bedauern blickte sie auf ihre glänzende Vergangenheit. Ein neues Leben begann für sie, eine Vorbereitung auf die Pflichten ihrer künftigen Stellung. Unter Anleitung ihrer Großmutter und ihrer Tante nahm sie an den häuslichen Beschäftigungen regen Antheil, um den Anforderungen einst zu genügen, welche an sie als Hausfrau gestellt werden durften. Allmälig verschwanden auch die modischen und eleganten Kleider und sie bemühte sich es an Einfachheit ihren Verwandten gleich zu thun. Georg war auf das angenehmste überrascht, als er sie in schlichtem Hauskleide wiederfand. Sie kam ihm so schöner vor, als je. Er drückte seine Zufriedenheit mit dieser Umwandlung offen aus und sein herzliches Lob erfreute sie mehr, als die früheren Schmeicheleien und Complimente ihrer aristokratischen Umgebung. — Vermittelst des von ihr empfangenen Geldes hatte der Färbermeister die ihm gekündigte Summe an Frau Veit zu deren Verwunderung sogleich bezahlt und den Ueberschuß auf Adolphinens ausdrückliches Verlangen für die Ausführung seiner Pläne verwendet. Die Dampfmaschine war bereits aufgestellt, Farbenvorräthe eingekauft und Georg begann die Production des türkischen Garnes in kleineren Quantitäten. Die von

ihm gelieferten Proben fanden in der Handelswelt die vollkommenste Anerkennung und von allen Seiten liefen weit mehr Bestellungen ein, als er bei den geringen Mitteln und den Arbeitskräften, welche ihm vorläufig zu Gebote standen, befriedigen konnte. Die guten Waldauer thaten, was die Welt immer thut. Sie urtheilten nach dem Erfolge und da derselbe sich dem Färbermeister günstig erwies, so war er bald wieder ein äußerst tüchtiger und höchst solider Mann in ihren Augen. Nur die reiche Wittwe und ihre Töchter blieben unversöhnlich. —

So genossen die Liebenden ein stilles, wohlverdientes Glück. Ein Umstand nur erregte Adolphinens Besorgniß, der Gedanke an ihren Vater. Herr von Busch hatte den Aufenthalt seiner Tochter ausfindig gemacht und mehrmals an dieselbe geschrieben. Gebieterisch verlangte er ihre Rückkehr. Er drohte selbst mit gerichtlichen Zwangsmitteln, da sie noch minorenn war und sich daher unter väterlicher Gewalt befand. Er schien neue Pläne mit ihr zu haben, die er natürlich verschwieg. In seinem letzten Briefe kündigte er ihr seine nahe bevorstehende Ankunft an. Adolphine verbarg dem Färbermeister nicht ihre Besorgnisse. Georg suchte sie zu beruhigen. Auf den Rath der Großmutter wandte sie sich in ihrer Verlegenheit an

den Fürsten. Sie that es ohne Widerstreben, da sie von ihrem früheren Verdachte gänzlich zurückgekommen war und in ihm lediglich wieder nur den Freund ihrer verstorbenen Mutter und ihren eigenen Beschützer sah.

Eines Tages waren die Waldauer nicht wenig erstaunt, als ein eleganter Reisewagen mit vier Pferden bespannt vor dem dortigen Gasthause zur goldenen Krone hielt. Aus demselben stieg ein ältlicher Herr von seinem Kammerdiener unterstützt. Sogleich sammelte sich nicht nur die löbliche und unbeschäftigte Straßenjugend, sondern auch mehrere respectable Bürger des Städtchens vor dem genannten Hôtel. Daß der Fremde sehr vornehm war, darüber konnte kein Zweifel sein. Man brauchte ja nur die Equipage, die herrlichen Pferde, die Livréen der Bedienten und das Gepäck zu betrachten. Der Angekommene mußte wenigstens ein regierender Herr sein, der incognito reiste. So viel stand ohne Widerrede fest. Bald verbreitete sich diese Nachricht mit Blitzesschnelligkeit. Bei der Wichtigkeit dieses Ereignisses, das grade zur Mittagszeit statt fand, ließen die Hausfrauen ihren Braten verbrennen, vergaßen die Männer darüber mit ihnen zu zanken. Der Bürgermeister dachte bereits daran, den Magistrat zu versammeln, um eine

Deputation an den fremden Prinzen abzuschicken und denselben zu begrüßen. Möglicherweise konnte dabei ein Orden für ihn abfallen und die Rede, welche er zu halten gedachte, in die Zeitung kommen. Vor allen Dingen handelte es sich aber darum, Gewißheit zu erlangen. Das Oberhaupt der Stadt begab sich deshalb in Person nach dem Gasthause. Dort erfuhr er von dem Wirth den Stand und Namen des Fremden, welcher kein anderer als der uns bekannte Fürst selber war. Wer beschreibt aber das Erstaunen des Waldauer Consuls und der ganzen Stadt, als nach kurzer Zeit der Reisewagen wieder vorfuhr, der Fürst in denselben stieg und der Kammerdiener sich bei dem Wirth um den Weg nach der Sägemühle erkundigte. Das würdige Oberhaupt Waldau's beeilte sich sogleich die gewünschte Auskunft zu ertheilen, wofür ihm der freundliche Dank des Fürsten zu Theil wurde, der in dem zurückgeschlagenen Wagen saß und das Gespräch mit anhörte. Der Eifer des Bürgermeisters ging sogar viel weiter, als seine Würde ihm gestattete. Er erbot sich von freien Stücken zum Führer in der Hoffnung dem allgewaltigen Fürsten sich zu nähern. Dieser indeß lehnte mit einigen verbindlichen Worten dies allzu freundliche Anerbieten ab. Fort rollte der Wagen und der Bürgermeister blieb mit abgezoge-

nem Hute und mit offenem Munde vor dem Wirthe stehn.

— Hat man je so was erlebt? rief der erstaunte Consul aus. Kommt der Fürst expreß, wie es scheint, nach Waldau, um den Sägemüller zu besuchen!

— Es wird wohl wegen des fremden Fräulein sein, das dort seit einem Monat lebt, entgegnete der Wirth.

— Sie haben Recht. Das muß ich meiner Frau gleich sagen.

Und der Bürgermeister von Waldau setzte heut zum zweiten Male seine Würde aus den Augen. Er vergaß sein Ansehn so weit, daß er aus dem gewohnten ehrbaren Gang in eine übermäßige Hast verfiel, wobei selbst ein Bürgermeister nicht immer das gehörige Decorum behaupten kann. Seine langen Frackschöße flatterten im Winde und der Hut schwankte gefährlich von dem rechten zu dem linken Ohr. In seiner Eile hätte er fast den Apotheker umgerannt, der seinen Laden verlassen hatte, um ebenfalls auf Befehl seiner Gattin genauere Erkundigungen über dies stadterschütternde Geheimniß einzuziehen. Nach einer flüchtigen Entschuldigung theilte der Consul seinem Collegen, der Apotheker war Magistratsmitglied, so viel mit, als er selber wußte. Eine halbe Stunde

später gab es kein Haus mehr in Waldau, welches nicht von der Ankunft des Fürsten und dessen Besuch auf der Sägemühle unterrichtet war. Das Ereigniß wurde besprochen, glossirt, mit Commentaren und Vermuthungen versehn und brachte in dem Städtchen eine vollkommene Revolution hervor. —

Unterdeß war der Fürst längst an das Ziel seiner kurzen Fahrt gelangt. Seine unerwartete Erscheinung gab auch bei diesen einfachen, guten Leuten Veranlassung zu einer Reihe von höchst aufregenden Szenen. Die Sägemüllerin hatte in der Eile ihre Schürze verkehrt umgebunden und ihr Gatte machte in einer Minute eben so viel Verbeugungen als der Pendel seiner Schwarzwälder Uhr Schwingungen. Die Mädchen hatten sich in der Küche versteckt und kamen, so lange der vornehme Besuch dauerte, nicht wieder zum Vorschein. Am unbefangensten blieb die würdige Großmutter. Sie sprach mit dem Fürsten wie mit Ihresgleichen, wobei sie es dennoch nicht an dem ihm zukommenden Respect fehlen ließ.

Nachdem sich Adolphine von ihrem ersten Erstaunen erholt hatte, dankte sie dem Fürsten für seine Güte.

— Ich kann noch immer nicht glauben, sagte sie, daß Eure Durchlaucht sich meinetwegen nach Waldau

bemüht haben. Es wäre dies eine Gnade, die ich kaum erwarten darf.

— Und dennoch ist es so. Ich selbst habe mich aufmachen müssen, um den holden Flüchtling einzuholen. Wissen Sie auch, daß ich ernstlich erzürnt war. Diese Flucht, welche Sie ohne mein Vorwissen unternommen, hat zunächst die ganze Badegesellschaft in Ischl und später in der Residenz das größte Aufsehn erregt. Ich war im höchsten Grade um Sie besorgt und aufgebracht. Alle meine angestellten Nachforschungen indeß blieben fruchtlos, bis Ihr Brief mir Ihren gegenwärtigen Aufenthalt verrieth. Ich habe sogleich mit Ihrem Vater eine längere Conferenz gehabt, deren Resultat ich Ihnen persönlich überbringen wollte.

— Eure Durchlaucht beschämen mich!

— Ich werde Ihnen die nöthigen Mittheilungen machen, aber nicht hier. Kommen Sie und folgen Sie mir zu dem Grabe Ihrer Mutter.

— Zu dem Grabe meiner Mutter? fragte Adolphine verwundert.

— Dort soll Ihnen Alles klar werden, was Sie bisher gequält und beängstigt hat. Führen Sie mich auf den Kirchhof.

Adolphine saß schweigend an der Seite des Für-

sten im Wagen. Sein feierliches Wesen beängstigte sie von Neuem. Ein ungewöhnlicher Ernst ruhte auf seinem gefurchten Angesicht. Während des kurzen Weges sprach er nur wenig, er schien zerstreut, ganz in trübe Erinnerungen versunken zu sein. Endlich hielt die Equipage vor dem Thore des Friedhofes von Waldau. Der Fürst ließ sich von Adolphine zu dem Grabe ihrer Mutter leiten. Ein einfacher Stein bezeichnete ihre Ruhestätte. Rings umher waren Blumen von einer sorgsamen Hand gepflanzt und der dunkle Epheu breitete seine grüne Decke über den Hügel. Der Fürst stand mit unbedecktem Haupte neben Adolphine vor dem Grabe. Eine Thräne glänzte in seinem Auge. Niemand hatte den Fürsten je weinen gesehn. Er wußte seine Schmerzen sonst wohl zu verbergen. Auf dem einsamen Kirchhof legte er die heitere Maske des Weltmanns ab. Er war tief erschüttert.

Endlich schien er sich gefaßt zu haben. Er nahm Adolphinens Hand mit väterlicher Zärtlichkeit.

— Wundern Sie sich nicht, sagte er mit bebender Stimme, daß ich Sie hierher geführt habe. Ich wollte das Grab Ihrer Mutter sehen, um daselbst mein Unrecht zu beweinen, um die Vergebung eines

Engels zu erflehn, dessen Glück ich vernichtet, dessen Leben ich verkürzt habe.

Adolphine blickte ihn schmerzlich staunend an.

— Ja! ich klage mich an, weil ich schuldig bin. Ich habe Ihre Mutter getödtet.

— Es ist nicht möglich, rief Adolphine betroffen.

— Sie sollen Alles erfahren. Der Augenblick ist gekommen, wo ich endlich mein Schweigen wenigstens Ihnen gegenüber brechen darf. Es wird mir eine Erleichterung gewähren, die Tochter der schuldlos Geopferten als Zeugin meiner aufrichtigen Reue zu haben. Hören Sie mich ruhig an. — Eines Tages kam ein schönes, liebenswürdiges Weib und warf sich mir zu Füßen, um meine Gnade für ihren schuldigen Gatten anzuflehn. Sein Schicksal lag in meiner Hand, ich konnte ihn verderben oder retten. Diese Frau war Ihre Mutter.

— Arme, arme Mutter! seufzte Adolphine.

— Sie war schön, reizend. Ihr Schmerz rührte mich, aber ich war entschlossen, den schuldigen Gatten die ganze Strenge der Gerechtigkeit fühlen zu lassen. Ich blieb daher anfänglich taub für alle Bitten. Ihre Mutter ließ sich indeß nicht abweisen. Sie umklammerte meine Kniee mit ihren zarten Armen und benetzte meine Hände mit ihren Thränen. Je

länger ich sie ansah und hörte, desto schwankender wurde ich in meinem Entschlusse, desto mehr fühlte ich meine Strenge dahinschmelzen. — Zu jener Zeit grade stand ich in einem vertrauten Verhältnisse mit einer vornehmen Dame. Die Umstände forderten das strengste Geheimniß. Nicht allein das Glück meiner Geliebten, sondern meine eigene Stellung hing von der Bewahrung desselben ab. Der leiseste Verdacht hätte uns Beide verderben müssen. Schon längst war ich darauf bedacht die öffentliche Meinung und die Spione, welche uns von allen Seiten umgaben, durch eine, wie es mir damals schien, erlaubte List irre zu führen. Ich wollte vor den Augen der Welt eine öffentliche Geliebte haben, um meine geheime Neigung nur um so tiefer zu verbergen.

— Entsetzlich! stöhnte Adolphine.

— Sie haben bereits errathen, was ich that. Ich bot Ihrer Mutter diese Stellung an. Sie sollte vor der Welt meine Geliebte *scheinen*, ohne es je zu *sein*. Unter dieser Bedingung bewilligte ich die Begnadigung ihres Gatten.

— Und meine Mutter — wies sie nicht empört diesen Antrag zurück? fragte Adolphine entrüstet.

— Anfänglich weigerte sie sich standhaft. Als sie aber sah, daß ihr kein anderes Mittel übrig blieb,

nahm sie meine seltsame Bedingung an. Sie blieb rein und keusch vor Gott und mir, vor den Leuten und ihrem Gatten galt sie als ein treuloses Weib, als meine Geliebte. Sie brachte das größte Opfer, das ein Weib zu bringen im Stande ist. Ich begreife, daß eine Frau ihren Ruf für nichts achtet, wenn sie liebt, wenn die Gewalt der Leidenschaft ihr Herz beherrscht. Ihre Mutter that weit mehr. Sie trotzte der Welt und der öffentlichen Meinung, um ihren Gatten zu retten. Für seine Ehre und sein Glück gab sie das Höchste, was sie besaß, ihre eigene Ehre hin. Je länger ich darüber nachdenke, desto größer erscheint mir ihre That, desto unverzeihlicher mein Benehmen. Ich forderte einen Schwur von ihr, nie die Wahrheit unseres Verhältnisses, unter keiner Bedingung und an keinen Menschen, zu verrathen. Sie hat ihren Eid gehalten, selbst ihrem Gatten gegenüber, trotz aller Schmach und der verächtlichen Behandlung, welche sie von ihm und nur um seinetwillen erduldete.

— O! unterbrach Adolphine den Fürsten, jetzt ist mir Alles erklärlich und mein Vater ist in meinen Augen weit weniger schuldig, als ich glaubte.

— Sie irren und leider muß ich Ihnen diese Täuschung benehmen. Er genoß die Früchte dieser

vermeintlichen Untreue seiner Gattin, er duldete den scheinbar vertrauten Umgang und rächte sich doch feig und hinterlistig an der schuldlosen Frau. Mit Mißhandlungen und Schmähungen überhäuft, erdrückt von der Verachtung der getäuschten Welt erlag Ihre unglückliche Mutter unter der ihr aufgebürdeten Verpflichtung. Ich sah sie allmälig hinwelken und besaß doch nicht die Kraft und den Muth, sie zu erretten. Wie oft stand ich auf dem Punkt, ihr den grausam abgepreßten Schwur zu erlassen und ihren befleckten Ruf wieder herzustellen. Wie oft wurde ich versucht der Welt zuzurufen: „Knieet nieder vor dieser Heiligen und demüthigt euch vor dieser Märtyrerin! Die ihr schmäht, ist der höchsten Verehrung, der Anbetung würdig und steht rein und hocherhaben wie ein Engel des Himmels da.“ Aber ich mußte diese besseren Anwandlungen meines Herzens immer wieder unterdrücken. Es war ja nicht mein Geheimniß allein, das ich Preis zu geben im Begriffe stand. Meine wirkliche Geliebte war verheirathet, ihr Gatte hätte sie getödtet, wenn er von ihrer Schuld überzeugt worden wäre. O! ich bin feig gewesen, ich habe erbärmlich gehandelt, nicht um meinetwillen, sondern für das Weib, welches ich liebte, deren Glück und Ruf ich zu schonen hatte.

— Und Sie haben ihr das Glück und den Ruf meiner Mutter geopfert, versetzte Adolphine bitter lächelnd.

— Ich fühle die Gerechtigkeit Ihres Vorwurfes. O! wenn meine Reue hingereicht hätte, das Leben Ihrer Mutter zu erhalten, so würde sie noch jetzt unter uns wandeln und mir vergeben können. Ich that Alles, was damals in meinen Kräften stand, um ihr Loos zu erleichtern. Ich umgab sie mit der liebevollsten Aufmerksamkeit. Durch mich wurde Ihr Vater ein reicher Mann, durch meine Verwendung in den Adelstand erhoben. Ich handelte dabei gegen meine Ueberzeugung, selbst gegen meine Pflicht, um ihn zum Schweigen zu bringen, um ihn durch Befriedigung seines Ehrgeizes milder für seine Gattin zu stimmen. Es war umsonst. Alle diese Auszeichnungen gaben nur seinem Verdachte, seinem Hasse neue Nahrung. Ihre arme Mutter ertrug die Leiden, welche ihr der Grausame bereitete, mit der Geduld eines Engels. Keine Klage entschlüpfte ihrem Munde, sie verbarg ihre Qualen sorgfältig vor ihrer Umgebung und besonders vor mir. Ein Wort von ihr hätte hingereicht, und Ihr Vater, welcher sich gänzlich in meiner Macht befand, wäre verloren gewesen. Ich konnte ihn zerschmettern, vollkommen zu

Grunde richten. Sie schwieg, nur ihre zunehmende Hinfälligkeit verrieth den Kummer, der an ihrem Herzen nagte. Ein Brustleiden entwickelte sich und beschleunigte ihre Auflösung. Einige Wochen vor ihrem Tode verlangte sie nach dem Vaterhause zurückzukehren. Dort wollte sie sterben. Ihr Gatte versagte ihr selbst diesen Trost. Da erst wandte sie sich an mich und es bedurfte meines ernsten Einschreitens, um ihr diese Erlaubniß auszuwirken. Vor ihrer Abreise nahm sie von mir für immer Abschied. Kein Vorwurf kam dabei über ihre Lippen. Ich wagte nicht ihre Verzeihung anzuflehn. Sie hätte mir sie sicher gewährt. Sie verlangte nichts mehr für sich, sie dachte nur an ihren Gatten, für den sie um meine dauernde Gewogenheit bat, an ihr Kind, dessen ferneres Geschick ihr heiße Thränen entpreßte.

— Meine Mutter, meine arme Mutter! schluchzte Adolphine, überwältigt von ihrem Schmerz.

Auch der Fürst war tief ergriffen. Erst nach einer langen Pause vermochte er fortzufahren.

— Nach einigen Wochen erhielt ich durch Ihren Vater eine kalte, förmliche Anzeige von dem Tode Ihrer Mutter. Die Nachricht erschütterte mich tief und meine Schuld trat immer lebendiger vor meine Seele. Was ich an ihr nicht gut zu machen ver-

mochte, wollte ich wenigstens für die zurückgelassene Tochter thun. Damals legte ich im tiefsten Schmerze und voll inniger Reue das Gelübde ab, über das Glück dieses Kindes mit den Augen eines Vaters zu wachen. Ich brach nicht mit dem Freiherrn, wie ich ursprünglich beabsichtigte, ich mäßigte meine Verachtung, nur um Sie, das theure Vermächtniß der Heiligen, mit der nöthigen Sorgfalt umgeben zu können. Nach wie vor besuchte ich Ihr Haus, ich beobachtete Ihre Entwicklung und freute mich an Ihren Fortschritten und den Erfolgen, welche Sie durch Ihre Schönheit und Ihren Geist errangen. Sie wenigstens sollten glücklich werden, Ihnen wollte ich ein heiteres, selbst ein glänzendes Loos bereiten. Das Schicksal hat alle meine Pläne auch in dieser Beziehung vereitelt. Sie standen im Begriff, die Beute eines elenden Wüstlings zu werden. Zur rechten Zeit war es mir zwar vergönnt Sie zu warnen, doch Sie selbst gaben durch diese plötzliche Flucht Ihrem Schicksal eine unerwartete Wendung. Endlich erfuhr ich von Ihnen selbst Ihren neuen Aufenthaltsort und ich eilte sogleich hierher, um mein Gelübde zu lösen. Vor vierzehn Tagen erhielt ich überdies die Nachricht von dem Tode jener Dame, für die Ihre arme Mutter gelitten hat. Jetzt konnte mich nichts mehr ab-

halten, Ihnen die volle Wahrheit zu sagen. Hier am Grabe der Geopferten wollte ich wenigstens ihrer Tochter meine Schuld gestehn, meine Reue zeigen und aus Ihrem Munde ein Wort der Vergebung hören. Adolphine! können Sie mir im Namen der Verstorbenen verzeihn?

Der Fürst hielt erschöpft inne und blickte sie fragend an. Erschüttert reichte sie ihm die Hand.

— Ich thue, was meine Mutter gethan hätte; ja, ich vergebe Ihnen von ganzem Herzen.

— Gott segne Sie für dieses milde Wort, rief der Fürst, indem er Adolphine an sein Herz zog und einen väterlichen Kuß auf ihre reine Stirn drückte.

Still war es auf dem Kirchhof, nur ein leises Schluchzen wurde hörbar.

Der Abendwind rauschte durch die Bäume und die trockenen Kränze auf den Gräbern zitterten bewegt von seinem Hauch. Die letzten Strahlen der scheidenden Sonne trafen den grünen Hügel, unter dem die Mutter schlief. Thränen benetzten ihn, Thränen der wahrsten Reue und der innigsten Liebe.

XXIII.

An dem Arme des Fürsten verließ Adolphine den Kirchhof. Er hatte seinen Wagen nach der Sägemühle vorangeschickt. Langsam in vertrautem Gespräche folgten sie demselben. Die Erschütterung war einer milden Wehmuth, einer zärtlichen Stimmung gewichen.

— Ihre Zukunft, sagte der Fürst, soll fortan meine einzige Sorge sein. Ich habe mit Ihrem Vater vor meiner Abreise ernste Rücksprache genommen und Ihnen jede mögliche Freiheit gesichert. Sie selbst dürfen bestimmen, wo und wie Sie leben wollen. Seien Sie aufrichtig gegen mich und machen Sie mich mit Ihren Wünschen bekannt. Sie sollen sogleich erfüllt werden. Was wollen Sie zunächst beginnen?

— Ich werde in Waldau bleiben, entgegnete Adolphine mit Festigkeit.

— Hoffentlich nur für kurze Zeit. Die Gesellschaft der Hauptstadt wird Sie nicht länger entbehren wollen. Unsere Salons sind ihrer schönsten Zierde beraubt, sobald Sie ihnen fehlen. Sie sollen unter meinem Schutz und an meiner Seite dieselben zum ersten Mal wieder betreten. Dann werden alle Ge-

rüchte verstummen müssen, welche auf Ihre Kosten wegen der letzten Vorfälle in Umlauf sind.

— Ich will nicht wieder dahin zurückkehren, entgegnete Adolphine traurig lächelnd. Ich habe mir vorgenommen, mich von der Gesellschaft für immer zurückzuziehn. In ihr fand ich nicht das Glück, welches ich suchte.

— Adolphine! rief der überraschte Fürst, das kann doch unmöglich Ihr Ernst sein. Sie sind zu jung, um der Welt, dem Leben zu entsagen. Ueberlassen Sie das dem Alter. Welche Gründe können Sie zu einem solchen Schritt bestimmen?

— Meine Erlebnisse und die Erfahrungen der letzten Zeit. Das Unglück hat mich eines Besseren belehrt. Jene Gesellschaft, in die Sie mich wieder zurückführen wollen, war mir längst nichtig und frivol erschienen. Ich sehnte mich, ihr zu entfliehn. Sie kam mir wie die täuschende Fata Morgana vor. Vor meinen Blicken sah ich eine glänzende Landschaft, Palmen mit lockenden Früchten beladen, Paläste von Marmor mit goldenen Zinnen, Silberquellen und kühlende Springbrunnen. Als ich aber der Erscheinung näher trat, war sie zerronnen, die Schlösser und Pakmen lösten sich in Dunst und giftige Nebel auf, die rauschenden Quellen verwandelten sich in dürren

Sand und ödes Gestein, unter dem die Schlangen und Scorpione hausten. Alles war Trug, Lüge und Täuschung der Sinne und des Herzens.

— Ich verstehe Sie vollkommen, ich begreife Ihren Schmerz. Wer hätte nicht ähnliche Erfahrungen gemacht? Aber wo finden Sie die Wahrheit?

— In der Familie, in der Liebe, antwortete Adolphine mit leuchtenden Blicken.

— Sie lieben, Adolphine? fragte der Fürst verwundert.

— Ich liebe einen einfachen, schlichten Mann, einen Handwerker, den ich höher stellen muß, als alle Männer, welche ich früher in der Gesellschaft kennen gelernt habe.

Der Fürst blickte sie lange sprachlos an.

— Das ist nicht möglich. Adolphine! Ich kann es nicht glauben, wenn Sie es mir auch gesagt haben.

— Lernen Sie den Mann erst näher kennen und Sie werden meine Wahl nur billigen.

— Und Sie wollen Allem entsagen, was bisher Reiz für Sie gehabt, in dieser kleinen Stadt und unter beschränkten Verhältnissen leben? Bedenken Sie, was Sie thun wollen. Ihr Entschluß gränzt an Wahnsinn.

— Ich war auf Ihren Widerspruch gefaßt; aber Nichts kann mich wankend machen. Eine innere Stimme giebt mir Recht. Ich habe sie nur allzulange überhört. Jetzt will ich ihr Folge leisten, entstehe auch daraus, was da immer wolle. — Ich habe Alles reiflich überlegt. Glauben Sie, daß ich mich hinlänglich geprüft habe, ehe ich diesen verhängnißvollen Schritt gethan. Ich folge keiner augenblicklichen Laune mehr, sondern einer wahren Nothwendigkeit. Wer wie ich die Fäulniß der Gesellschaft kennen gelernt, die allgemeine Auflösung und Zerrüttung an sich selbst erfahren hat, für den giebt es nur ein Heil, eine Rettung, wenn er sich gewaltsam aus diesen Kreisen losreißt, einer kranken Atmosphäre entflieht, um in einer reineren und gesünderen Luft zu leben. O! könnte ich das aussprechen, was mich in diesem Augenblick so ganz erfüllt! Es bereiten sich neue, wunderbare Revolutionen vor, nicht politischer Natur, sondern rein menschliche Umwandlungen. Die arme Menschheit ringt zum zweiten Male nach einer Wiedergeburt, nach ihrer Erlösung. Durch Stürme und Kämpfe vielleicht der furchtbarsten Art wird sie dahin gelangen. Dieselbe Sehnsucht, von welcher wir die Gesammtheit jetzt ergriffen sehn, thut sich in einzelnen Personen besonders kund. So erging es mir.

Ich fühlte mich unbefriedigt, übersättigt, krank am Herzen und am Geist. Unter Schmerzen und Qualen kam ich zur Besinnung. Ich gewann die Ueberzeugung, daß die Gesellschaft sich verjüngen, daß wir Alle zu jener Unschuld zurückkehren müssen, welche wir durch unser früheres Leben eingebüßt haben. Deshalb ziehe ich diese einfachen und beschränkten Verhältnisse meinem früheren, glänzenden Leben vor, einen erprobten, ehrenwerthen Handwerker, dem es nicht an Bildung fehlt, den Helden der Salons oder den überbildeten Geistern und charakterlosen Sophisten unserer Gesellschaft. —

Der Fürst hatte schweigend zugehört. Zuweilen schüttelte er bedenklich mit dem Kopf, manchesmal flog auch ein mild spöttisches Lächeln über seine verwitterten Züge. Der alte Diplomat kannte die Menschen und zweifelte an einer Wiedergeburt derselben. Solche Träume lagen ihm fern und doch überkam es ihn, während Adolphine begeistert sprach, wie ein Schauer, eine leise Ahnung kommender Zeiten.

— Die Jugend, versetzte er endlich nachgiebiger als Adolphine erwartete, hat das Recht zu schwärmen und das Privilegium zu träumen. Ich will Ihnen Beides nicht nehmen. Die Hauptsache bleibt für mich Ihr Glück. Ich werde den Mann sehn und

kennen lernen, der unseren Dandies und Lions den Rang abgelaufen hat.

So geschah es. Der Fürst hatte mit dem Färbermeister eine längere, ernste Unterredung. Dem alten Menschenkenner genügte eine kurze Zeit, um Georgs Tüchtigkeit kennen und achten zu lernen. Trotzdem versuchte er noch einmal, Adolphine in ihrem Entschlusse wankend zu machen. In glänzenden Farben malte er ihr die Zukunft, welche sie in der Residenz erwartete. Sie widerstand muthig allen seinen Lockungen und Versprechen. Treu blieb sie ihrem einmal gefaßten Vorhaben und ihrer Liebe. Endlich stimmte der Fürst ihr ebenfalls bei und versprach ihr, die Einwilligung ihres Vaters zu ihrer beabsichtigten Vermählung herbeizuschaffen. Es war dies die einzige Gunst, welche er ihr aufzunöthigen vermochte. Alle übrigen, großmüthigen Anerbietungen wies sie und der Färbermeister mit Entschiedenheit zurück. Sie bedurften nichts mehr zu ihrem Glücke.

Einige Wochen nach dem Besuche des Fürsten langte die Zustimmung des Freiherrn von einem kalten Glückwunsche begleitet an. Die Hochzeit wurde in tiefster Stille gefeiert. Nur die nächsten Anverwandten nahmen an dem Festmahl Theil. Die würdige Frau Kerner legte die Hand ihrer Enkeltochter

in die des seeligen Bräutigams. Sie vertrat die Stelle der Mutter. Die Trauung fand, zum Aerger der guten Waldauer, auf der Sägemühle statt. Sie konnten daher keine Brautschau halten, entschädigten sich aber hinlänglich durch ihre Glossen und Anmerkungen auf Kosten des glücklichen Paares.

Während die Familie noch bei Tische saß und die neu Vermählten leben ließ, schlichen diese leise aus dem jubelnden Kreis.

Arm im Arm wanderten sie ungesehn nach dem Kirchhofe.

Sie beteten zu der Mutter und flehten die Verklärte um ihren Segen an.

Stumm und seelig sanken sie sich in die Arme.

Unter Thränen lächelnd sagte Adolphine zu dem geliebten Mann:

— Weißt Du, was Erlösung ist?

— Die Liebe, versetzte Georg, indem er die hold Erröthende auf ihre Lippen küßte.

Ende.

Druck der Teubner'schen Officin in Leipzig.

Journal, die sich durch außerordentliche Frische, eine Fülle neuer Beobachtungen und Freimuth vor vielen anderen auszeichnen und überdies noch das vorausgaben, daß er seine Reise im **unmittelbaren Gefolge** der französischen Orientarmee machen durfte.

Daß vom ersten Bändchen bereits eine zweite Auflage nöthig wurde, dürfte der beste Beweis sein, wie günstig das auch von der Kritik rühmlichst erwähnte Buch vom Publikum aufgenommen worden ist.

Die vier Jahreszeiten.

Von

E. A. Roßmäßler.

Mit vier Charakterlandschaften in Tondruck nach Zeichnungen von **F. H. von Kittlitz** und 97 Illustrationen in Holzschnitt und Typen-Naturselbstdruck von **Eduard Kretzschmar.**

Preis geh. 3 Thlr. Eleg. geb. 3⅓ Thlr.

Ueber den Werth dieses Werkes ein Wort zu sagen ist bei dem Namen seines Verfassers gewiß überflüssig. Nur auf die vier, von der Meisterhand des Herrn von Kittlitz gezeichneten Landschaften, dessen „Vegetationsansichten" Alex. von Humboldt in seinem Kosmos so überaus hoch stellt, und auf den hier zum ersten Male in ähnlicher Weise zur Anwendung gebrachten Naturselbstdruck, der die Blätter unserer Laubbäume in unvergleichlicher Naturtreue wieder giebt, sei aufmerksam gemacht. Das Buch dürfte sich, bei seiner ganzen wirklich prachtvollen Ausstattung, zu Geschenken vorzugsweise eignen.



Ring, Max,

Verirrt und Erlöst Roman in zwei Bänden von Max Ring

Bd.: 2

Gotha 1855